Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 76



Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

ISBN 978-3-652-00445-9
4 194875 510002 76

Aufbruch der Goten / Die Plünderung Roms / Der weite Weg der Vandalen / Attila – die Geißel Gottes
Das Rätsel Britannien / Alltag abseits der Wirren / Kampf um Italien / Die Erben des Imperiums

»Die Stimme stockt, und
Schluchzer unterbrechen die Worte
beim Diktieren. Erobert
ist die Stadt, die den ganzen
Erdkreis erobert hat.«

Der katholische Kirchenlehrer Hieronymus
nach der Plünderung Roms durch die Goten 410 n. Chr.

Liebe Leserin, lieber Leser



In einem Jahr, in dem rund eine Million Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind und in den Nachrichten Bilder zu sehen waren von Frauen, Männern und Kindern, die sich in langen Schlangen durch das Grenzland diverser Balkanländer kämpfen, erschien es uns naheliegend, auf eine Massenmigration ganz anderer Art zurückzublicken – nämlich jene, die zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert n. Chr. Europa prägte und am Ende die Landkarte des Abendlands ganz entscheidend veränderte: die Völkerwanderung.

Es geht in diesem Heft um die knapp 200 Jahre zwischen 376 n. Chr. und 568 n. Chr., in denen sich immer wieder germanische Scharen aus den Weiten jenseits des Römischen Reiches in Richtung des Imperiums aufmachten. Getrieben wurden sie – so wie die Menschen heute auch – von der Not in ihrer Heimat und der Hoffnung auf ein besseres Leben.

Wir erzählen unter anderem die Geschichte der Goten, Vandalen und Langobarden, die zum Teil jahrzehntelang kreuz und quer durch Europa (und manche bis nach Nordafrika) zogen, die während dieser Zeit mitunter sogar eigene Reiche errichteten. Und deren Angriffe auf das Imperium mit dazu beitrugen, dass das Weströmische Reich unterging.

Allerdings muss ich an dieser Stelle den Begriff „Völkerwanderung" ein wenig präzisieren. Denn weder waren es „Völker", die damals durch Europa zogen. Noch waren sie auf einer „Wanderung".

Vielmehr handelte es sich bei diesen Scharen um Verbände Tausender Kämpfer, die auf ihrem Weg ihre Frauen und Kinder mitnahmen (vermutlich, um sie nicht ungeschützt zurückzulassen) und denen sich im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche Menschen anschlossen, darunter Krieger anderer germanischer Stämme, aber auch römische Abenteurer, Bauern und Sklaven, sodass bei keiner dieser zahllosen Gruppen mehr von einem „Volk" gesprochen werden kann.

Und von einer „Wanderung" kann schon deshalb keine Rede sein, weil keiner dieser Züge gewaltfrei ablief, sondern es immer wieder zu Schlachten mit Tausenden von Toten kam.



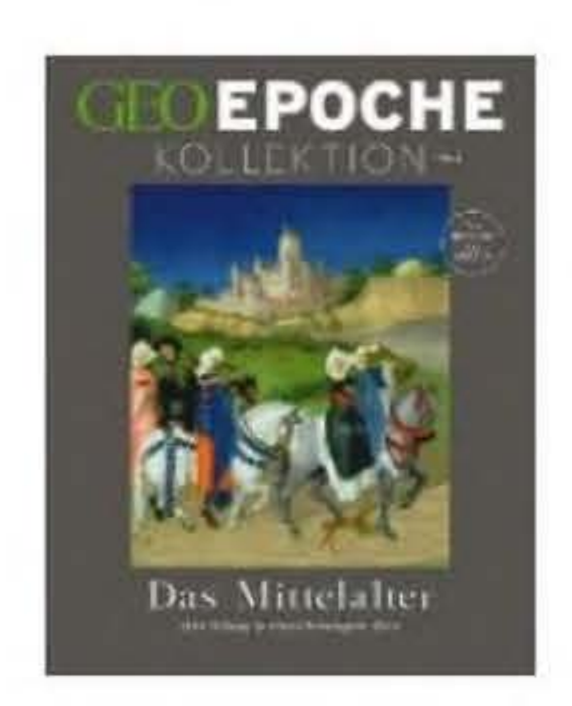
Produktionsteam
An dieser Ausgabe entscheidend beteiligt (v. l.): Insa Bethke (Heftkonzept), Olaf Mischer (Verifikation), Stefanie Peters (Kartographie), Christian Gargerle (Bildredaktion), Eva Mitschke (Art Direction), Dirk Krömer (Schlussredaktion), Matthias Friedrich (Fachberatung)

Dennoch haben wir uns entschlossen, in diesem Heft (nach der Präzisierung des Begriffs hier im Editorial) von der „Völkerwanderung" zu sprechen, denn die heutzutage von Wissenschaftlern bevorzugten Begriffe wie „Transformationszeit" oder „*Migration Period*" hätten vermutlich mehr zu einer Verwirrung als zu einer Aufklärung beigetragen. Ich hoffe, Sie können unsere Entscheidung nachvollziehen.

*

Parallel zu diesem Heft erscheint die erste Ausgabe von GEO*EPOCHE* KOLLEKTION. Viermal im Jahr werden wir in dieser neuen Heftreihe künftig die unserer Meinung nach besten Beiträge aus früheren Ausgaben von GEO*EPOCHE*, GEO*EPOCHE* EDITION und GEO*EPOCHE* PANORAMA noch einmal aufbereiten.

Wir präsentieren Ihnen in der neuen Reihe die interessantesten und spannendsten Geschichten zum Wiederlesen, hier und da behutsam aktualisiert, in einem neuen Layout und mit besonders hochwertiger Ausstattung (siehe auch Seite 160).



Neue Reihe
GEO*EPOCHE* KOLLEKTION

Wir haben uns zu diesem Schritt entschlossen, weil wir an der Nachfrage nach älteren Ausgaben von GEO*EPOCHE* erkennen konnten, dass auch im 17. Jahr unseres Bestehens noch großes Interesse an Beiträgen besteht, die vor längerer Zeit veröffentlicht wurden.

Darüber hinaus gibt uns die Reihe die Möglichkeit, bestimmte Themenhefte neu zusammenzustellen. Oder mit einem Magazin auf ein besonderes Jubiläum zu reagieren. Oder auch andere Schwerpunkte zu setzen.

Schreiben Sie uns doch, wie Ihnen GEO*EPOCHE* KOLLEKTION gefällt. Sie erreichen uns über Facebook oder www.geo-epoche.de. Wir sind gespannt auf Ihre Kommentare.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT # 76

Die **Abbildungen** in dieser Ausgabe illustrieren die Lebenswelt der Spätantike. Da es aber kaum zeitgenössische Darstellungen aus den Jahrhunderten der Völkerwanderung gibt, hat sich die Redaktion entschlossen, mehrere Geschichten mit eigens angefertigten Illustrationen zu bebildern und auch solche Darstellungen zu drucken, die zum Thema des Heftes passen, ohne exakt die beschriebene Szene zu zeigen. In den Karten sind zudem die verschlungenen, oft nicht genau dokumentierten Wanderungen der Germanenstämme vereinfacht dargestellt. **Titelbild:** „Germanen auf der Wanderung“ (digital bearbeiteter Holzstich nach einer Zeichnung von Otto Knille, 1890). Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEO*EPOCHE*-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. **Redaktionsschluss**: 27. November 2015

Sie erreichen die GEO*EPOCHE*-Redaktion online auf Facebook oder unter **www.geo-epoche.de**

Europas neue Herrscher

Die Völkerwanderung ist eine der tiefgreifendsten Umwälzungen in der Geschichte Europas. Zwar ist sie alles andere als eine plötzliche Revolution – der Umbruch dauert fast 200 Jahre. Dafür hat sie umso gewaltigere Folgen: In der Zeit zwischen 376 und 568 n. Chr. dringen viele germanische Scharen auf römisches Territorium vor, und das – durch Kämpfe im Inneren geschwächte – mächtigste Imperium der Antike zerbricht.

Rom, einst das Haupt der Welt, fällt. Ein gut tausendjähriges Zeitalter mündet in Chaos, Krieg und Verwüstung.

Und erst lange nach dem Ende der großen Trecks wird sich eine neue politische Ordnung auf dem Kontinent verfestigen.

Die Zeitenwende beginnt mit einer Massenflucht. Im späten 4. Jahrhundert überfallen die Hunnen, Reiterkrieger aus den Steppen Zentralasiens, wie aus dem Nichts heraus Osteuropa. Jeder Widerstand erscheint vergebens; ein Volk nach dem anderen wird brutal niedergeworfen.

Der unaufhaltsame Vorstoß der Hunnen setzt eine folgenreiche Wanderungsbewegung in Gang. Kleine Kriegerverbände, Dorfgemeinschaften, aber auch ganze Stämme mitsamt ihren Familien und all ihrer beweglichen Habe brechen auf und verlassen ihre Heimat nördlich der Donau. Und bald machen sich auch andere Völker auf den Weg.

Die „Barbaren", wie diese germanischen Völker von römischen Chronisten genannt werden, wenden sich nach Westen und Süden – auf das Gebiet des Imperium Romanum.



Um das Jahr 370 gebieten die Römer über ein Imperium, das sich über drei Kontinente erstreckt. Doch de facto ist es bereits in zwei Teile geteilt, Ost- und Westrom, denen jeweils ein Kaiser vorsteht

Viele dieser Germanen suchen den Schutz des Reichs. Sie wollen Teil der von ihnen bewunderten Zivilisation werden, erhoffen sich fruchtbares Siedlungsland oder militärische Karrieren. Andere wiederum kommen schlicht als Räuber und gieren nach Beute, die es in den wohlhabenden Provinzen der Kaiser reichlich gibt. Und weil das Imperium Romanum zerrissen ist von inneren Auseinandersetzungen und Bürgerkriegen, können immer wieder Scharen aus dem Norden die Grenzen überschreiten.

Manche Gruppen dieser Eindringlinge verschwinden rasch wieder aus der Geschichte und hinterlassen kaum Spuren, andere jedoch werden noch lange durch das Imperium wandern.

So wie die Goten, deren Flucht vor den Hunnen am Anfang der Völkerwanderung steht. Im Jahr 376 überqueren Zehntausende Männer, Frauen und Kinder die Donau – mit Einverständnis des Kaisers.

Weil sie sich jedoch um das versprochene Land betrogen fühlen und die Römer die Ankömmlinge schlecht versorgen und behandeln, wählen die Goten den Kampf – und bringen den Legionen des Imperiums eine verheerende Niederlage bei.

Wieder und wieder stellen sich gotische Krieger nun gegen die kaiserlichen Armeen. Jahre später plündern Goten Rom, gründen vom 5. Jahrhundert an sogar Reiche im heutigen Frankreich, Spanien und Italien.

Oder die Vandalen. Niemand weiß, warum sie um das Jahr 400 ihre Heimat

Als im Jahr 376 n. Chr. germanische Goten auf der Suche nach sicherem Siedlungsland in das Römische Reich drängen, erfasst ein gewaltiger Umbruch den mächtigsten Staat der Antike. Denn bald schon folgen weitere entwurzelte Scharen. Fast 200 Jahre lang wird diese Völkerwanderung andauern, die Europa grundlegend verändert —— Von FRANK OTTO

an den Karpaten aufgeben: Ist möglicherweise auch zu ihnen die Nachricht vom Hunnensturm gedrungen, vor dem sie sich nun vorsorglich in Sicherheit bringen wollen?

Während der Völkerwanderung von 376 bis 568 n. Chr. verlassen etliche germanische Volksgruppen ihre Heimat östlich von Elbe, Rhein und Donau, um im Römischen Reich eine Zukunft zu finden – zur Not mit Gewalt

Jedenfalls begeben sie sich auf eine der erstaunlichsten Wanderungen, die es je gegeben hat: Wenige Jahre nach dem Aufbruch überqueren die Vandalen gemeinsam mit verbündeten Stämmen den Rhein, marschieren über Tausende Kilometer durch Gallien, die Iberische Halbinsel und – nachdem sie die Straße von Gibraltar überwunden haben – durch Nordafrika, wo sie 439 Karthago erobern. Später greifen sie auch Rom an.

Die Vandalen sind nach den Goten bereits der zweite Germanenstamm, der die Ewige Stadt plündert; längst hat die Agonie im Westen des seit 395 endgültig geteilten Imperiums begonnen. Und es wird ein Heerführer germanischer Abstammung sein, der 476 den letzten weströmischen Kaiser kurzerhand absetzt (während das ungleich stabilere Oströmische Reich noch weitere 977 Jahre bestehen wird).

Oder die Langobarden: eine germanische Gruppe, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung am Unterlauf der Elbe siedelt, dann wohl im Lauf der folgenden Jahrhunderte immer weiter nach Südosten zieht.

Im 6. Jahrhundert tauchen die Langobarden – inzwischen eine Gruppe von etwa 100 000 Menschen, unter denen sich auch Bulgaren sowie Sachsen und Gepiden (aus dem heutigen Ungarn) befinden – in Italien auf.

Und nach dem Ende des Weströmischen Reiches und den endlosen Kriegen und Verwüstungen hat keine Macht auf der Apenninen-Halbinsel mehr die Kraft, sich diesen Angreifern zu widersetzen.

Der Zug der Langobarden nach Italien im Jahr 568 ist die letzte Wanderung auf dem Territorium des einstigen



Am Ende der Völkerwanderung 568 sind auf dem Gebiet des einstigen Weströmischen Reiches neue Staaten entstanden: die Königreiche der Westgoten in Spanien, der Franken in Frankreich und der Langobarden in Italien

Imperium Romanum. Die Karte Europas ist neu gezeichnet worden.

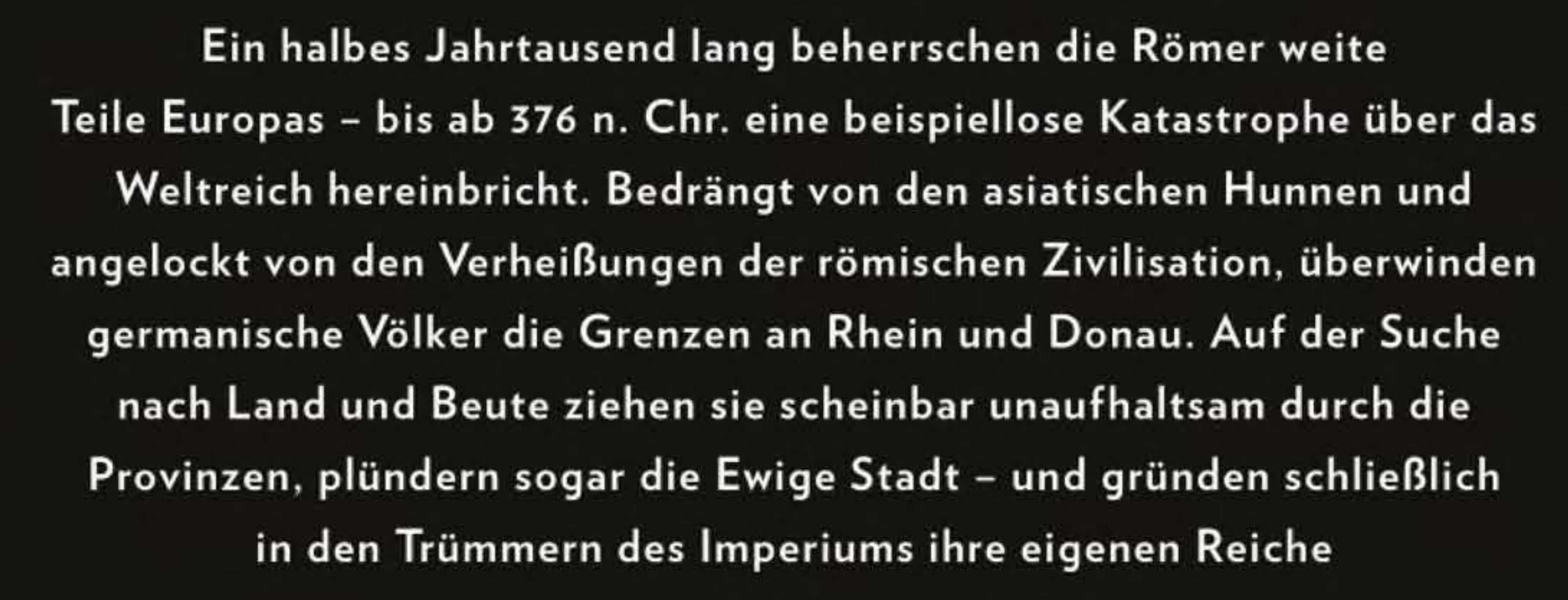
Dort, wo früher römische Kaiser herrschten, gebieten nun die Nachfahren der germanischen Eindringlinge. Sie sind die Erben der Cäsaren. ⬢

Dr. Frank Otto, *Jg. 1967, ist der Geschäftsführende Redakteur von* GEO*EPOCHE.*



Beschlag eines Schildes aus dem Langobardenreich: Seinen Namen verdankt der germanische Stamm, der im 6. Jahrhundert in Italien einfällt, den langen Bärten seiner Krieger

GERMANEN GEGEN ROM



Ein halbes Jahrtausend lang beherrschen die Römer weite Teile Europas – bis ab 376 n. Chr. eine beispiellose Katastrophe über das Weltreich hereinbricht. Bedrängt von den asiatischen Hunnen und angelockt von den Verheißungen der römischen Zivilisation, überwinden germanische Völker die Grenzen an Rhein und Donau. Auf der Suche nach Land und Beute ziehen sie scheinbar unaufhaltsam durch die Provinzen, plündern sogar die Ewige Stadt – und gründen schließlich in den Trümmern des Imperiums ihre eigenen Reiche

Texte: JOACHIM TELGENBÜSCHER



So könnte er ausgesehen haben: Attila, den mächtigsten König der Steppenkrieger, beschreiben die Chronisten als einen kleinen Mann mit dickem Kopf, schmalen Augen und einer platten Nase (hunnische Maske aus Nordchina)

DIE **HUNNEN** KOMMEN!

Die große Umwälzung, die spätere Historiker »Völkerwanderung« nennen werden, nimmt ihren Anfang in den Steppen Asiens. Von dort brechen die Hunnen nach 370 zu einem dramatischen Eroberungszug durch Europa auf. Ihre Macht vergeht zwar binnen weniger Generationen, doch das Chaos, in das sie den Kontinent gestürzt haben, wütet weiter

DUELL AN DER **DONAU**

Im Jahr 376 erlaubt Rom den vor den Hunnen geflohenen Goten, die Donau zu überqueren und im Reich zu siedeln. Doch schon bald kommt es zum Streit; die Fremden besiegen die Truppen des Imperiums und ziehen plündernd durchs Land. Rom hat die Kontrolle verloren



Nicht nur an Donau und Rhein bedrängen germanische Krieger die Römer, auch in Britannien, woher dieser Kessel stammt, lassen sich fremde Völkergruppen nieder. Um das Jahr 400 bricht die römische Zivilisation auf der Insel völlig zusammen



Messer aus einem Gräberfeld in Zentralfrankreich: Der Besitzer dieses Werkzeugs war vermutlich ein germanischer Söldner, der im 4. Jahrhundert in der römischen Armee diente – wie Zehntausende seiner Stammesgenossen auch



GEKOMMEN, UM ZU **BLEIBEN**

Die gewaltigen Verbände aus Kriegern und Frauen, Greisen und Kindern, die im 5. Jahrhundert das Imperium durchstreifen, wollen das Reich nicht zerstören. Im Gegenteil: Sie sehnen sich nach einem Platz in der römischen Gesellschaft, nach Land und Wohlstand. Allein: Die Kaiser, die wie alle Römer die Fremden als »Barbaren« schmähen, sind nicht in der Lage, sie friedlich zu integrieren

Aus den bis zu einem Meter langen Hörnern des Auerochsen fertigen die Germanen prächtige Trinkgefäße. Bei rituellen Festen stoßen sie mit den Bechern auf ihre Götter an oder bekräftigen feierliche Eide mit einem Schluck Honigwein



Der Sohn Gottes in der Engelsglorie: Der langobardische König Ratchis, der dieses Altarrelief wohl um 745 stiftet, ist ein frommer Herrscher. In seinem norditalienischen Reich lässt er sich als »Knecht Christi« huldigen – und nach seiner Abdankung zieht er sich als Mönch in ein Kloster zurück

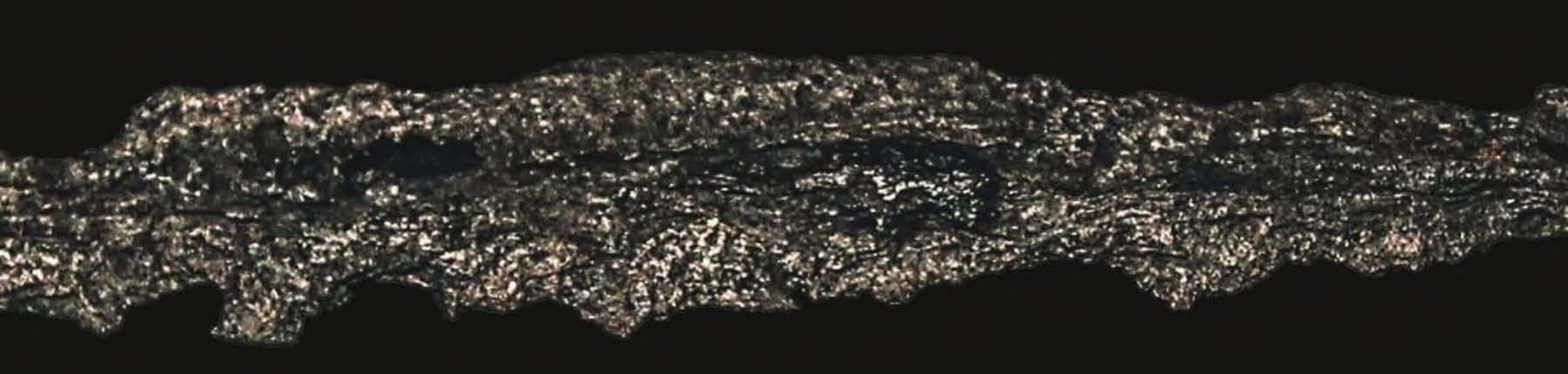


ZUM LOBE DES **HEILANDS**

Je mehr die Germanen mit dem Glanz des Imperiums konfrontiert werden, sei es als Söldner, Siedler oder Händler, desto stärker fasziniert sie auch das Christentum. Schließlich bekennen sich ganze Stammesverbände – etwa die Westgoten, Burgunder oder Franken – zum katholischen Glauben. Und so feiern die Römer doch noch einen Sieg: Anders als ihr Weltreich wird ihre Religion die Epoche der Bedrängnis überdauern

STURM AUF DIE EWIGE STADT

Es ist eine Katastrophe, die einem Weltuntergang gleicht: Im August 410 plündern die Westgoten unter ihrem König Alarich die bedeutendste Metropole des Imperium Romanum – zum ersten Mal seit 800 Jahren marschiert wieder ein feindliches Heer in Rom ein. Ein Menschenalter später wird das Kaisertum im Westen ganz verschwinden und ein Germane in Italien herrschen





Ihren Aufstieg verdanken die germanischen Heerführer oft genug der römischen Armee: So dient etwa der Skire Odoaker, der später einen Imperator stürzen wird, als junger Mann eine Zeit lang dem Kaiser als Offizier (vergoldeter Helm aus dem Grab eines alemannischen Kriegers, um 600)

Neue Rekruten für ihre geschwächten Armeen finden die Römer vor allem jenseits der Grenzen. Bald kämpfen derart viele Germanen in den Legionen, dass in entscheidenden Gefechten oft Barbaren gegen Barbaren kämpfen (Schwert mit Goldgriff aus dem 5. Jahrhundert)



Vier fauchende Panther aus Bronze stützen den Thron, der angeblich einst dem Frankenkönig Dagobert I. gehörte – einem Spross jener germanischen Dynastie, die im 5. Jahrhundert ein eigenes Reich in Gallien errichtet. Die Form des Möbels erinnert an die prunkvollen Faltsitze römischer Beamter: Symbole von Macht, Recht und Gesetz



DIE **ERBEN** DER CÄSAREN

In den ehemals weströmischen Provinzen gründen die germanischen Invasoren nach und nach eigene Reiche: Die Westgoten lassen sich in Spanien nieder, die Vandalen unterwerfen Nordafrika, und die Franken machen sich Gallien untertan. Ihre Herrscher tragen zwar nur den Königstitel – dennoch eifern sie dem Pomp und der Pracht der Kaiser nach



IM **ZEICHEN** DES KREUZES

Von Bürokratie und staatlicher Verwaltung verstehen die Eroberer wenig, dennoch sind ihre Reiche überraschend stabil, manche überdauern sogar Jahrhunderte. Denn die neuen Herren stützen sich auf eine etablierte Macht: die Kirche. Dank der Hilfe von Bischöfen und frommen Gelehrten können sie erfolgreich regieren

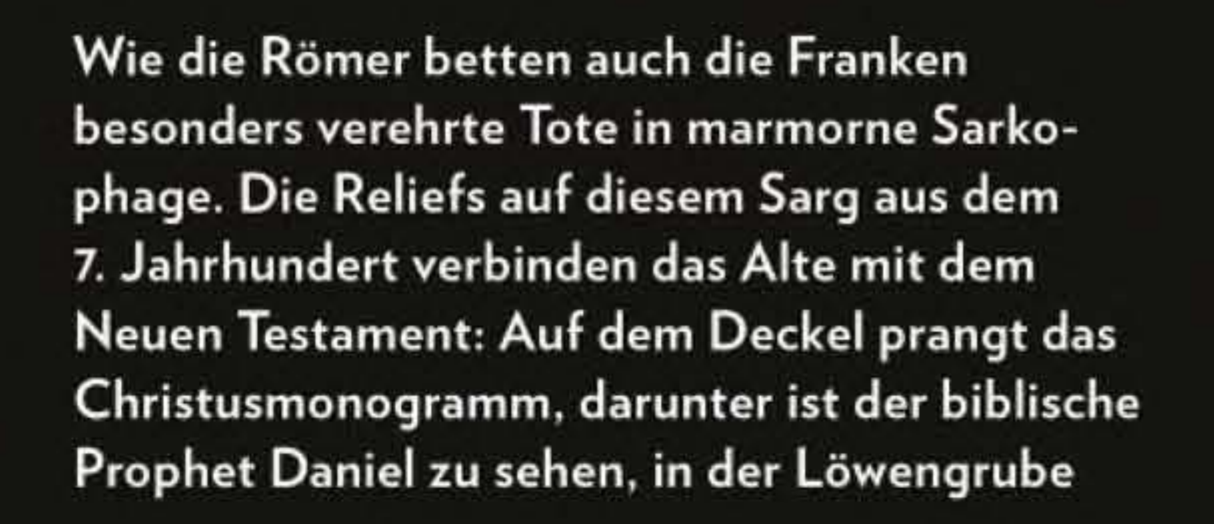


Als Zeichen ihrer Frömmigkeit und Demut stiften die westgotischen Könige der katholischen Kirche etliche Weihekronen wie diese. An goldenen Ketten werden die prunkvollen Schmuckstücke über dem Altar aufgehängt; bisweilen verbergen sich in ihnen auch kostbare Reliquien, etwa Knochensplitter christlicher Heiliger



EINE NEUE **VORMACHT**

Die größten Gewinner der Völkerwanderung sind die germanischen Franken: Unter ihrem König Chlodwig, Sohn eines Heerführers in römischen Diensten, erobern sie ab 481 fast ganz Gallien. Gut 300 Jahre später wird einer der ihren gar zum Kaiser gekrönt: Karl der Große



Wie die Römer betten auch die Franken besonders verehrte Tote in marmorne Sarkophage. Die Reliefs auf diesem Sarg aus dem 7. Jahrhundert verbinden das Alte mit dem Neuen Testament: Auf dem Deckel prangt das Christusmonogramm, darunter ist der biblische Prophet Daniel zu sehen, in der Löwengrube

EIN NEUER **ANFANG**

Mit dem Marsch der Langobarden von Ungarn nach Italien endet um das Jahr 568 die Epoche der Völkerwanderung. Aus den Trümmern des Weströmischen Reiches erwächst nun eine neue Welt, die fast 1000 Jahre überdauern wird: die des Mittelalters





Auge in Auge mit dem König: Auf der Stirnplatte dieses Helms aus dem 6. Jahrhundert thront der langobardische Monarch Agilulf, flankiert von Kriegern und Siegesengeln. Sein Volk beherrscht bis 774 weite Teile Italiens, dann muss es sich einer stärkeren Macht beugen: den Franken



Ein Volk auf der Flucht

Lange Zeit haben die germanischen Goten am Schwarzen Meer gelebt. Doch um 375 dringen hunnische Reiterkrieger in ihr Gebiet ein, plündern die Dörfer, brennen Häuser nieder. Die Angegriffenen ziehen in gewaltigen Trecks nach Süden – in Richtung des Imperium Romanum



Im Jahr 376 n. Chr. übertreten auf dem Balkan Zehntausende Männer, Frauen und Kinder die Grenze zum Imperium Romanum. Es sind Goten auf der Flucht vor hunnischen Kriegern – und dies ist der Beginn der Völkerwanderung. Zwar nimmt der oströmische Kaiser einen Teil der Ankömmlinge auf. Doch als sie gedemütigt werden, hungern und frieren, greifen sie zu den Waffen. Schließlich ziehen die Goten gegen die Römer in den Krieg —— Text: REYMER KLÜVER; Illustrationen: TIMO ZETT

In kleinen Gruppen setzen die gotischen Familien im Jahr 376 über die Donau. Es sind aber schon bald derart viele, dass Grenzkontrollen und Versorgung unter dem Strom der Flüchtlinge zusammenbrechen



Alles ist bereit für die Schlacht mit den Römern. Fritigern, der Heerführer der Goten, hat für seine Krieger auf einem Hügel fast 250 Kilometer nordwestlich von Konstantinopel eine mächtige Wagenburg errichten lassen.

Mehrere Tausend Holzgefährte, jedes zwei Meter lang, sind in einem Kreis dicht an dicht gestellt, gesichert durch eine zusätzliche Verteidigungslinie – eine fast unüberwindbare Festung aus Rädern, Latten und Deichseln.

Nur seine Reiter hält Fritigern noch zurück. Sie sind in der umliegenden Hügellandschaft unterwegs, um an den Bächen und auf den grünen Hängen Thrakiens ihre Pferde zu tränken und zu stärken für diesen Tag. Den 9. August des Jahres 378.

Heute wird sich weisen, ob sie dem Kaiser die Stirn bieten können. Ob die Goten eine Zukunft haben im Imperium Romanum. Denn auf dem Territorium des Reiches wollen sie nun siedeln, fernab ihrer Heimat im Norden und Nordwesten des Schwarzen Meeres, wo sie lebten, bevor wilde Reiterhorden sie vertrieben und an die Grenze des mächtigsten Imperiums der antiken Welt gedrückt haben: an die Grenze Roms.

Und das Imperium hieß sie anfangs willkommen. Doch das hat sich nun geändert. Schrecklich geändert.

Aus dem Schutz der Wagenburg hinaus kann Fritigern genau beobachten, wie die Legionäre und Hilfstruppen in der Ebene Aufstellung nehmen, wie sich die gefürchtete imperiale Militärmaschine formiert.

Es sind mehr als ein Dutzend römische Legionen, jede etwa 1000 Mann stark. Schild an Schild rücken die Soldaten des Kaisers und die Hilfstruppen vor. Ihre Helme, Rüstungen und Waffen blitzen in der Sonne. An den Flügeln zieht Kavallerie auf, wohl 6000 Reiter.

Insgesamt haben die Goten rund 25 000 Mann gegen sich; sie selbst stellen annähernd gleich viele Kämpfer.

Der Kaiser persönlich führt die Legionäre an: Valens, der mächtigste Mann im Ostteil des Römischen Reiches.

Waffengeklirr dringt an die Ohren von Fritigerns Männern in der Wagenburg, die nun zu brüllen beginnen. Sie schreien Preislieder auf ihre Ahnen hinaus, wie sie es vor jeder Schlacht tun.

Auch in den Reihen der Römer erhebt sich Gesang, schwillt nach und nach an. Ein erstes Kräftemessen. Mehr aber geschieht nicht. Vorerst zumindest.



Denn Fritigern ist ein klug kalkulierender Heerführer, so wird es später ein römischer Geschichtsschreiber schildern. Der Gote lässt sich Zeit. Und er ist furchtlos – mag sein Gegenüber auch ein Kaiser der Römer sein und dessen Armee aus kampferprobten Veteranen bestehen.

Der Führer der Goten ist im Vorteil, und er weiß es. Seine Krieger sind ausgeruht, hinter den Legionären liegen dagegen acht Stunden Marsch über Hügel und Hänge. Bereits im Morgengrauen sind sie nahe dem etwa 17 Kilometer entfernten Adrianopel (heute Edirne in der Türkei) aufgebrochen. Die befestigte Stadt liegt an der Straße, die von Konstantinopel hinauf über den Balkan bis zum heutigen Belgrad führt.

Jetzt am frühen Nachmittag stehen die römischen Kämpfer in glühender Hitze auf der Ebene, durstig, hungrig, erschöpft. Der Gotenfürst hat dagegen Wasser und Vorräte in seiner Wagenburg.

Staub, aufgewirbelt von Zehntausenden Soldaten und den Hufen Tausender Pferde, trocknet den Legionären und Hilfstruppen die Kehlen aus. Zudem hat Fritigern auch noch Feuer entzünden lassen. Der Wind treibt den Qualm des brennenden Buschwerks in Richtung der Römer. Die Schwaden erschweren ihnen die Sicht, beißen in den Augen, machen jeden Atemzug zur Qual.

DER FÜRST FORDERT SIEDLUNGSLAND

Dabei ist Krieg für Fritigern gar nicht die erste Option. Eigentlich will er verhandeln. Schon am Vortag hat er einen Emissär ins gegnerische Feldlager entsandt, einen christlichen Geistlichen, als Zeichen seines guten Willens. Denn auch Kaiser Valens ist Christ. Doch die Römer haben seiner Friedensofferte keine Beachtung geschenkt.

Jetzt schickt Fritigern erneut einen Friedensboten hinüber. Das gibt ihm Zeit, bis seine Reiter da sind. Und wer weiß? Vielleicht zucken die Römer in letzter Sekunde noch zurück.

Tatsächlich reagiert der Kaiser nun anders als am Vorabend. Offenbar sind Valens und seine Generäle überrascht von der Zahl der Gegner. Von nur 10 000 Goten hatten ihre Späher berichtet, keine ernst zu nehmende Gefahr für die Legionäre. Aber nun ist zu erkennen, dass vor und in der kilometerbreiten Wagenburg annähernd doppelt so viele Krieger stehen.

Und so hört Valens die Unterhändler des Gotenfürsten immerhin an. Fritigerns Ziel ist es, Siedlungsland für sich und sein Volk in Thrakien zu gewinnen. Zum Dank würde er seine Krieger in den Dienst Roms stellen.

Valens zögert, scheint bereit zu verhandeln. Dann aber reitet die römische Kavallerie, die von ihm weit entfernt auf dem linken Flügel seiner Truppen steht, plötzlich eine Attacke gegen die Goten:

Schnell verschlechtern sich die Beziehungen zwischen den Einwanderern und den Römern. Nach erbitterten Auseinandersetzungen wählen beide Gruppen den Kampf. Am 9. August 378 erwarten die Goten (die von Frauen und Kindern begleitet werden) die heranziehenden Legionen (Bildmitte) zur Schlacht



Sie scheint eine Schwachstelle in der Bastion entdeckt zu haben.

Die Reiter werden zwar schnell in die Flucht geschlagen, aber nun rücken Bogenschützen und Infanterie vor – ebenfalls ohne Befehl des Kaisers und ohne Koordination mit dem Rest des Heeres. Es ist, als hätten die Legionäre die Anspannung und Ungewissheit in der Hitze nicht mehr ertragen. Tatsächlich dringen sie bis zur Wagenburg vor.

Da tauchen plötzlich Fritigerns Reiter auf. Völlig überraschend für die Römer preschen etwa 4500 Krieger auf ihren Pferden von den Hängen gegen die Legionäre, greifen den linken Flügel der kaiserlichen Truppen von der Seite an und gelangen kurz darauf in den Rücken der römischen Schlachtreihe.

Ihre Gegner wissen bald nicht mehr, in welche Richtung sie sich vor den feindlichen Reitern schützen müssen. Die Goten sind überall und beschießen die Flüchtenden mit Pfeilsalven.

Nun stürmen die Kämpfer aus der Wagenburg hervor. Die Wucht ihres Ansturms lässt die Speere der Römer zerbersten. Verzweifelt versuchen die Legionäre, sich mit Schwerthieben gegen die Attacken zu wehren, doch haben die Germanen* sie derart weit zusammengedrängt, dass die Soldaten kaum mehr mit ihren Armen ausholen können.

Bald liegen Tausende Männer tot am Boden. Die um ihr Leben Kämpfen-

* Der hier und in weiteren Texten des Heftes verwendete Begriff der „Germanen" folgt einem in der Wissenschaft üblichen Gebrauch: Er dient heute als Sammelbezeichnung für jene Völkerschaften Mittel- und Osteuropas, die germanische Idiome sprachen. Der Name wurde ursprünglich durch die Römer geprägt: Um die Zeitenwende fassten Chronisten darunter all jene Stämme zusammen, die in den Gebieten östlich des Rheins zu Hause waren. Ein Gemeinschaftsbewusstsein aber verband die dort lebenden Scharen nicht. Sie bezeichneten sich selbst auch nie als Germanen.

den stolpern über Leiber, gleiten auf dem blutdurchtränkten Boden aus, Pferdekadaver versperren ihnen den Weg. Fritigerns Krieger setzen ihnen nach.

Es ist nun später Nachmittag. Und das Blutvergießen nimmt kein Ende.

Die Römer haben die Goten unterschätzt. Sie haben die Not und Entschlossenheit der Krieger verkannt, die zu Zehntausenden gekommen sind, mit Frauen und Kindern, mit Wagen, um zu bleiben. Niemand kann sie aufhalten, niemand die Wanderung der verzweifelten Massen stoppen, die wenige Jahre zuvor nördlich des Schwarzen Meeres begonnen hat.

Die Schlacht in Thrakien ist der mörderische Auftakt zu einem Ringen, das Europa von Grund auf verändern wird. Denn die Goten werden nicht die Einzigen bleiben, die aus ihrer Heimat jenseits der Grenzen des römischen Imperiums aufbrechen, weil noch kriegerischere Scharen sie bedrängen, Hunger sie dazu zwingt oder der Wohlstand des Imperiums sie anlockt.

Die Zeit der „Völkerwanderung" – wie spätere Historiker die etwa 200 Jahre währende Epoche im Übergang von der Antike zum Mittelalter nennen werden – hat begonnen.* An ihrem Ende wird die Weltordnung eine andere sein.

Die Herkunft der Goten liegt im Dunkeln. Noch um die Zeitenwende haben einige ihrer Vorfahren wohl an der unteren Weichsel im heutigen Polen gelebt. Jahrhunderte später werden ihre Nachkommen sich erzählen, dass sie ursprünglich noch von viel weiter her gekommen sind, aus dem hohen Norden. Doch archäologische Hinweise auf eine skandinavische Herkunft gibt es nicht.

Vermutlich seit dem Ende des 2. Jahrhunderts siedeln die Goten in den Steppen nördlich des Schwarzen Meeres (siehe Karte Seite 40). Warum sie aus ihrer Heimat an der Weichsel dorthin ausgewandert sind, ist nicht bekannt. Überliefert aber ist, dass sie bereits um das Jahr 250 zu Raubzügen ins Römische Reich aufbrechen. Sie überfallen Städte an den Schwarzmeerküsten, plündern in Thrakien und wagen sich mit Booten in die Ägäis vor. Erst nach mehreren römischen Angriffen stellen sie um 270 ihre Vorstöße ein.

WAS WOLLEN DIE REITERKRIEGER AUS DER STEPPE?

In den folgenden Jahrzehnten spalten sich die Goten wohl infolge der Niederlage gegen die Römer in zwei große Gruppen. Die Greutungen („Bewohner der Steppen") leben fortan unter der Führung eines Königs in den weiten Ebenen zwischen Dnjestr und Don in der heutigen Ukraine und Südrussland. Sie sind ein Reitervolk und ziehen als Nomaden über fest abgesteckte Weidegründe, die sie mit Gewalt gegen Eindringlinge verteidigen.

Die Terwingen, die „Waldbewohner", lassen sich weiter westlich nieder, im heutigen Rumänien und Moldawien, zwischen dem Dnjestr und der römischen Donaugrenze.

Anders als die Greutungen sind die Terwingen ein Bauernvolk, das aus einer Vielzahl von Kleinstämmen besteht. Sie leben in Dörfern, die Anführer herrschen von befestigten Anwesen aus.

Nach einer Niederlage gegen die Römer im Jahr 332 schließen sie mehrere Verträge mit dem mächtigen Nachbarn im Süden ab. Gegen jährliche Geldzahlungen stellen die Terwingen dem Imperium Soldaten für dessen Kriegszüge, und an mehreren Grenzorten dürfen sie fortan Handel treiben.

Echter Frieden aber herrscht offenbar nie. Kaiser Valens, seit 364 Herrscher im Ostteil des Imperiums, lässt bereits kurz nach seinem Amtsantritt an der Donau Festungen und Kartelle instand setzen und eine mächtige Flotte den Strom bewachen. Dennoch greifen die Goten das Imperium an. Daraufhin führt Valens 367 eine Strafexpedition gegen die unbotmäßigen Goten an.

Einen entscheidenden Sieg kann er zwar nicht erringen. Aber die militärisch unterlegenen Barbaren unterzeichnen einen weiteren Friedensvertrag. Das Übereinkommen soll das Nebeneinander neu regeln. Die Römer lassen die Goten fortan in Ruhe, und die respektieren dafür die Donau als Grenze. Jährliche Zahlungen der Römer gibt es nun nicht mehr und der Handel wird eingeschränkt.

Doch der Pakt ist bald hinfällig. Nicht weil ihn Römer oder Goten brechen. Sondern weil ein rätselhaftes Kriegervolk aus den Weiten Asiens alle Absprachen zunichte macht: die Hunnen.

Keiner weiß genau, woher die Reiterhorden stammen, die um das Jahr 375 plündernd und mordend in das Land der Goten einfallen. Wahrscheinlich kommen die Hunnen aus der zentralasiatischen Steppe.

Was sie nun mehr als 3500 Kilometer nach Westen getrieben haben könnte,

* Der bis heute gebräuchliche Epochenbegriff „Völkerwanderung" wurde im 19. Jahrhundert in Deutschland geprägt, als Historiker noch davon ausgingen, dass vom späten 4. Jahrhundert an ganze Völker ihre Urheimat verlassen hätten, geschlossen in und durch das Römische Reich gewandert wären. Tatsächlich aber handelte es sich in den meisten Fällen nicht um ethnisch homogene Völkerscharen, sondern um allmählich anwachsende Gemeinschaften von Kriegern und deren Angehörigen, denen sich nach und nach ganz unterschiedliche Menschen anschlossen – Angehörige anderer Stämme, römische Abenteurer und Sklaven. Eine gemeinsame Identität – etwa als Westgoten – entwickelten diese Scharen meist erst, nachdem sie auf römischem Boden eigene Reiche gegründet hatten.

ist ungewiss. War es Hunger oder die Suche nach neuen Weidegründen für ihr Vieh? Jedenfalls tauchen die Hunnen urplötzlich nördlich des Schwarzen Meeres auf, unterwerfen die dortigen Stämme und treiben viele Krieger mit ihren Familien zur Flucht.

Denn sie sind gefürchtete Kämpfer, Meister im Gebrauch einer verheerenden Waffe: Ihre Pfeile treffen Ziele selbst auf mehrere Hundert Meter und durchschlagen auf kurze Distanz auch stärkere Panzerungen.

Als Erstes fallen ihnen die Alanen, die am Don leben, zum Opfer. Sie werden unterworfen und gezwungen, mit ihren neuen Herren nach Westen zu ziehen.

Anschließend greifen die Hunnen die Greutungen westlich des Don an. Anfangs versucht deren König Ermanarich noch, Widerstand gegen die Reiter zu organisieren. Dann wählt er den Suizid – vermutlich opfert er sich, um die Götter freundlich zu stimmen und so sein Volk zu retten.

Vergebens. Die Hunnen rücken weiter vor. Ermanarichs Nachfolger fällt im Kampf. Weil sie sich nun nicht mehr sicher fühlen können vor den Angriffen hunnischer Reiter, geben etliche Greutungen ihre Weidegründe auf und wenden sich Richtung Westen.

Nun attackieren die Hunnen die Terwingen. Die Reiterkrieger sind indes weniger Eroberer als Räuber: Sie plündern das Land der Goten aus und vernichten die Ernte. Der Anführer der Terwingen muss nach einem Machtkampf zwei anderen das Feld überlassen: Alaviv – und Fritigern. Von ihm erhoffen sich viele Terwingen die Rettung aus der Not.

DIE GERMANEN FORDERN RACHE FÜR DEN VERRAT

Denn Fritigerns Gefolgschaft siedelt an der Donau, seine Kontakte zu den Römern sind daher enger als die der anderen Goten. Diese Beziehungen wollen die Terwingen nun nutzen. Sie sehen nur einen Ausweg, den Hunnen zu entgehen: die Flucht nach Süden über die Donau, ins Imperium Romanum.

Im Sommer 376 treffen die Flüchtlinge am Nordufer der Donau ein: gut 90 000 Menschen; Männer, Frauen, Kinder, das Hab und Gut auf ihren Holzwagen verstaut.

Fritigern und Alaviv schicken eine Delegation zum Kaiser. Sie bitten um Asyl im Römischen Reich. Dafür bieten sie Valens an, ihm Truppen zu stellen.

Tatsächlich kann der Kaiser Soldaten gut gebrauchen. Valens plant einen Krieg gegen die Perser weit im Osten des Reiches. Er gibt der Bitte der Gotenfürsten statt. Die Terwingen dürfen in Thrakien siedeln.

Ganze Völkerscharen aufzunehmen, das ist nichts Neues für das Imperium. Seit Jahrhunderten haben die Römer immer wieder Fremde einreisen lassen, die bei ihnen Schutz oder einfach ihr Glück suchten, manchmal auch in großer Zahl. Schon unter Kaiser Nero haben um 60 n. Chr. 100 000 Menschen mit Billigung





Die römische Kavallerie beginnt mit einer plötzlichen Attacke auf die Goten die Schlacht vom 9. August 378

des Herrschers über die Donau gesetzt. Und 334 hat Kaiser Konstantin noch weit mehr Sarmaten, iranischsprachige Reiterkrieger, ins Reich ziehen lassen.

Das alles verlief meist nach dem gleichen Muster. Den Neuankömmlingen wurde Land zugewiesen, allerdings meist nicht in einem zusammenhängenden Siedlungsgebiet, sondern in kleinen Gruppen auf schmalen Parzellen, weit verteilt im Imperium. Die Stammesverbände sollten sich offenbar auflösen, die einzelnen Einwanderer sich rasch integrieren. Die Zugezogenen hatten als freie Bauern Steuern zu zahlen, und die jungen Männer mussten sich in der Armee verpflichten. Für die Römer ein zweifacher Gewinn, denn es gab zusätzliche Staatseinnahmen – und neue Rekruten.

Und immer waren Kampftruppen an den Grenzpunkten stationiert, um die Neuankömmlinge gegebenenfalls zu entwaffnen und mögliche Unruhen gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Auch im Sommer 376 soll es so ablaufen. Zur Kontrolle der gotischen Masseneinwanderung ist die römische Donauflotte im Einsatz, die Truppen in den rund 50 befestigten Garnisonen entlang des Flusses sind in Bereitschaft. Der Statthalter von Thrakien hat seine Feldsoldaten herbeigerufen. Über strategische Reserven allerdings – also Kämpfer, die er schnell alarmieren kann, sollte die Situation eskalieren – verfügt er nicht.

Anfangs hindert Hochwasser die Flüchtlinge daran, überzusetzen. Auf der römischen Seite nutzen die Vertreter des Kaisers die Zeit, um Vorräte für die Versorgung der Menschenmassen heranzuschaffen. Die Lebensmittel lagern in unzähligen Forts an der Grenze, in den befestigten Städten und an wichtigen bewachten Straßenkreuzungen und Brücken. Das wird sich als fatal erweisen.

Im frühen Herbst richten die Römer endlich einen Fährdienst ein. Alles



An einer mächtigen Wagenburg stellen sich die gotischen Krieger dem Kaiser und dessen Heer in der Nähe der oströmischen Stadt Adrianopel entgegen



kontrollieren sie. Die gotischen Männer sollen ihre Waffen abgeben, ihre Bogen, Schwerter, Speere, auch die meisten Pferde. Einige Legionäre und Offiziere lassen sich möglicherweise bestechen und nehmen es mit der Entwaffnung nicht ganz so genau, jedenfalls gelingt es etlichen Terwingen, ihre Waffen zu behalten.

In kleinen Gruppen setzen die Familien über den Strom.

S

Spätestens nun merken die Terwingen, dass sie den Römern fortan auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind. Sie werden in Lagern untergebracht. Ihre Vorräte, die sie von der letzten Ernte in aller Eile zusammengeklaubt haben, gehen zur Neige. Und die Versorgung durch die Römer funktioniert nicht.

Es ist die Stunde der Geschäftemacher. Nur wer besticht, erhält Ware. Die verfügbaren Lebensmittel werden zu Höchstpreisen auf dem Schwarzmarkt verkauft, und der Statthalter von Thrakien verdient daran.

Die meisten Goten hungern, und bald kommt der Winter. Sie müssen im Freien kampieren, bei Temperaturen, die nun selbst tagsüber kaum über den Gefrierpunkt klettern.

Römische Offiziere machen Jagd auf junge Frauen und Knaben. Manche Familien überlassen ihre Kinder Händlern als Sklaven und erhalten dafür lediglich Hundefleisch.

Die anfängliche Freude über die geglückte Flussquerung ist längst verflogen. In den Winterlagern der Terwingen treffen immer mehr Menschen ein. Die Stimmung kippt.

Die Ankömmlinge wollen endlich weiter, zu ihren Siedlungsgebieten in Thrakien, wie sie es mit dem Kaiser vereinbart haben.

Schließlich schickt der römische Statthalter einen Teil der Menschen in Richtung Marcianopolis (im heutigen Bulgarien), der größten Stadt der Region und deren militärischem Hauptquartier – als Zeichen, dass es doch vorangeht. Von dort aus sollen sie dann weiter verteilt werden.

Langsam schleppt sich der Treck der Flüchtlinge voran, bewacht von römischen Soldaten. Die hat der Statthalter dafür von der Donau abgezogen.

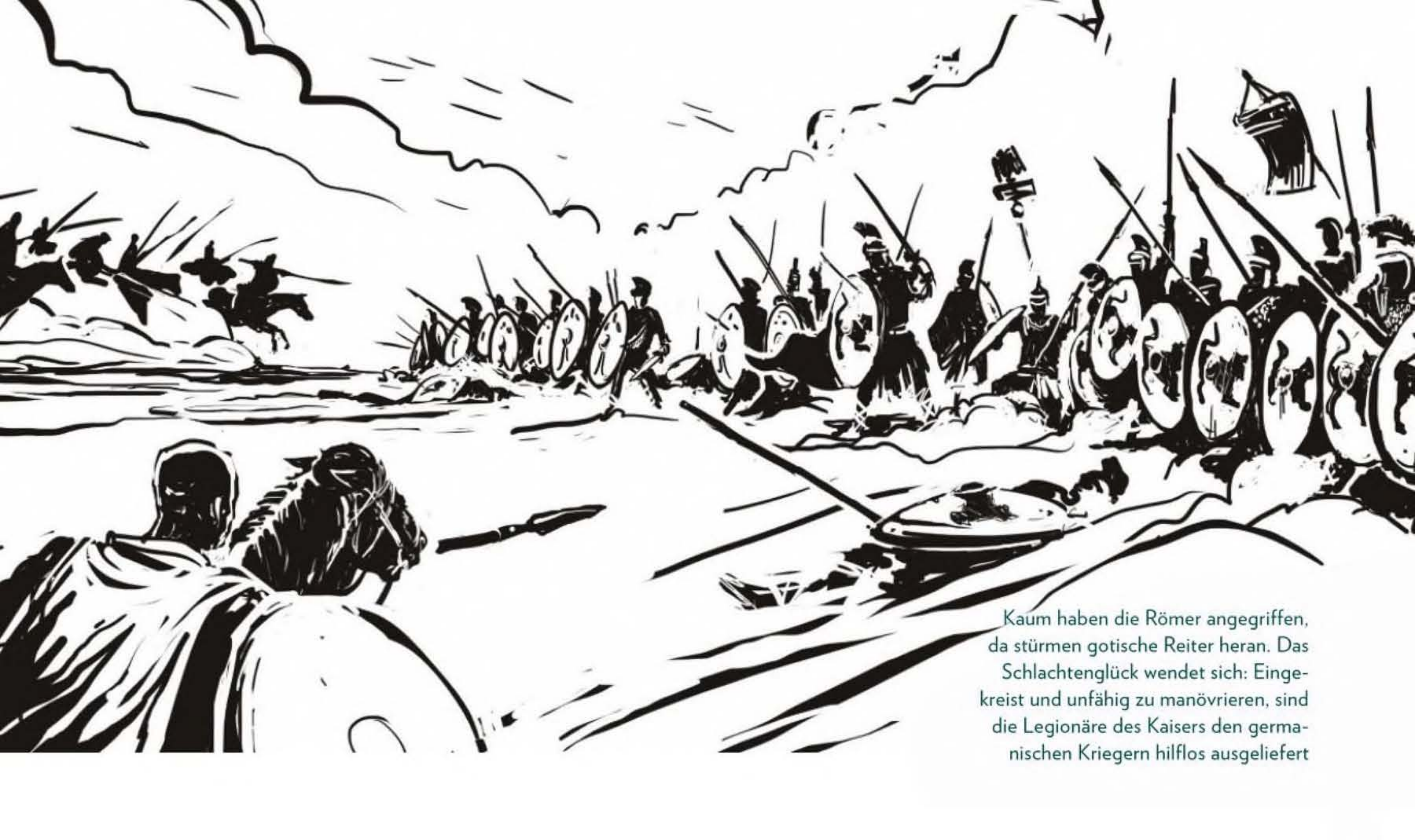
Ein gewaltiger Fehler.

Denn die Römer haben ihren Pakt nur mit den Terwingen geschlossen, mit Fritigerns und Alavivs Schar.

Inzwischen aber sind die vor den Hunnen geflohenen Greutungen (denen sich auch einzelne hunnische und alanische Kampfverbände angeschlossen haben) an der Donau eingetroffen, ebenfalls Zehntausende Menschen stark.

Sie lagern etwas weiter östlich am Nordufer des Grenzflusses, harren aus in Kälte und Matsch.

Bis zu diesem Zeitpunkt haben sie den Strom wegen der ständig patrouillierenden Donauflotte nicht passieren können. Doch nun fahren die Schiffe nicht mehr den Flusslauf ab, und keiner hindert sie, mit Flößen überzusetzen.



Kaum haben die Römer angegriffen, da stürmen gotische Reiter heran. Das Schlachtenglück wendet sich: Eingekreist und unfähig zu manövrieren, sind die Legionäre des Kaisers den germanischen Kriegern hilflos ausgeliefert

In dieser Situation lädt der römische Statthalter Alaviv, Fritigern und einige ihrer Gefolgsleute zu einem Mahl ein. Doch die Einladung ist eine Falle.

Schon früher haben sich Römer einer List wie dieser bedient. Haben die Anführer ihrer Gegner umgarnt, Gastfreundschaft vorgetäuscht und ihren Besuch einfach entführt oder gar ermordet. Bei dem Mahl mit den Goten erschlagen Soldaten des Statthalters die Begleiter der Anführer und wohl auch Alaviv. Fritigern aber gelingt mit knapper Not die Flucht.

Die Terwingen sind von den Römern ausgebeutet, missachtet und nun auch noch verraten worden. Jetzt werden sie sich wehren. Schon am Morgen nach dem Gastmahl kommt es unter der Führung Fritigerns zu einem Aufstand im Gotenlager, keine 15 Kilometer vor Marcianopolis. Aufgebrachte Terwingen überwältigen die Wachmannschaften, plündern die Güter der Umgebung. Der Statthalter zieht nun alle verfügbaren Soldaten zusammen und marschiert auf das Gotenlager – geradezu ins Verderben.

Fritigerns Kämpfer schlagen die Legionäre vernichtend und erbeuten die

AUS DEM NICHTS STÖSST DIE KAVALLERIE VOR

römischen Waffen. Neben dem Statthalter können nur wenige Römer entkommen. Das Imperium hat nun kein bewegliches Heer mehr in der Region, das sich den Goten entgegenstellen könnte.

Jetzt rächen sich die Terwingen für die schlechte Behandlung an der Grenze. Sklaven und thrakische Bergarbeiter aus den Erzgruben schließen sich ihnen an. Plündernd ziehen die Goten durch den Südosten des Balkans, räumen Speicher und Lagerräume, brennen Güter und Siedlungen nieder.

Sie erschlagen Männer und Kinder, die Frauen schleppen sie als lebende Kriegstrophäen in ihrem Tross mit sich. Jungen im wehrfähigen Alter pressen sie in den Dienst. Verkohlte Balken und Leichen markieren den Weg der Goten.

Die römischen Provinzbeamten geraten in Panik. Aus den Bittstellern jenseits der Donau sind auf einmal gefährliche Invasoren geworden. Eilends versuchen sie noch, eine gotische Truppenformation, die aus schon vor längerer Zeit rekrutierten Terwingen besteht und die über den Winter in Adrianopel stationiert ist, nach Kleinasien zu verlegen. Doch die Soldaten meutern, als sie überstürzt und ohne ausreichend Proviant aufbrechen sollen, und laufen zu ihren Stammesbrüdern über.

Alle befestigten Garnisonen und Städte lassen die Goten auf Weisung Fritigerns in Ruhe – denn sie wissen nicht, wie man Städte belagert und erstürmt. Abgesehen davon aber befindet

sich im Frühjahr 377 bereits der gesamte Südosten der Balkanhalbinsel in der Hand der Goten.

Den Terwingen kommt dabei zweifellos gelegen, dass der Kaiser weit entfernt vom Geschehen residiert, in Antiochia nahe der syrischen Mittelmeerküste. Von dort aus bereitet Valens gerade seinen Feldzug gegen die Perser vor.

Auf die Berichte vom Vormarsch der Goten hin kommandiert er ein paar Einheiten aus Armenien ab und bittet den weströmischen Herrscher Gratian um Truppen.

Den eintreffenden Soldaten gelingt es zunächst tatsächlich, die Terwingen wieder nach Norden bis an die Donau zu treiben. Nahe der Flussmündung kommt es bei Ad Salices im Spätsommer 377 zum Kampf zwischen Goten und Römern. Er endet in einem Blutbad – ohne eindeutigen Sieger. Schon das aber ist ein Erfolg für die Germanen. Die Legionen ziehen sich vorläufig zurück.

Fritigern nutzt die Ruhepause und organisiert Ersatz für seine dezimierten Truppen: Er kann die Reiter der Greutungen für sich gewinnen; auch einige Alanen und hunnische Kampfgruppen schließen sich ihm an. Als Spione den Römern das Barbaren-Bündnis melden, lassen die Offiziere ihre Legionäre Richtung Kleinasien abrücken, wohl um Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung eintrifft.

Die Goten folgen ihnen, marschieren erneut durch den Südosten des Balkans, tauchen sogar kurz vor den Mauern und den hastig geschlossenen Toren Konstantinopels, der Hauptstadt des Ostens, auf. Doch weil sie nach wie vor nicht wissen, wie sie solche Befestigungen überwinden können, ziehen sie ab. Der Kaiser mit seinem Heer ist fern, niemand hindert sie, durchs Land zu ziehen.

Aber Fritigern weiß, dass die Römer seine Provokationen nicht lange hinnehmen werden. Wie anderen widerspenstigen Barbarenvölkern wird das Imperium auch ihm und seinen Goten eine Lektion erteilen wollen. Damit sie enden wie alle, die es vor ihnen gewagt hatten, die *pax romana* zu stören: niedergemacht auf dem Schlachtfeld, als Sklaven verkauft, in den Heeresdienst gepresst oder als todgeweihte Gefangene für die Spiele in den Zirkusarenen.

Das Imperium wird zurückschlagen.

Und tatsächlich: Jetzt handelt Valens. Er schließt einen hastigen Kompromissfrieden mit den Persern im Osten und beordert alle verfügbaren Einheiten aus Mesopotamien und dem Kaukasus nach Konstantinopel. Ende Mai 378 trifft er selbst dort ein. Mit Gratian, seinem Mitkaiser im Westen, hat er vereinbart, dass der persönlich an der Spitze eines Heeres die Donau hinabzieht und ihm über das Balkangebirge zu Hilfe kommt. Vereint wollen sie die Goten schlagen.

AUCH DER KAISER KOMMT IN DEM KAMPF UM

Valens bricht mit seinem Heer nach Thrakien auf. Südlich von Adrianopel wartet er auf Gratians Truppen. Doch deren Ankunft verzögert sich.



Fast zwei Monate vergehen. Zeit, die Fritigern nutzt, um sich auf die Schlacht vorzubereiten. Der Gotenfürst zieht seine Hauptkräfte und mehrere kleine Trupps zusammen, die unabhängig voneinander durch die Region streifen, und marschiert von Norden her auf Adrianopel zu.

Unglaubliche Erfolge hat er schon errungen. Aber Fritigern dürfte klar sein, dass es so nicht weitergehen kann: Auf Dauer sind die Raubzüge nicht durchzuhalten. So wird er für sein Volk nie eine neue Heimat schaffen.

Zudem wird der Landstrich, durch den sie nun schon im zweiten Jahr ziehen, sie bald nicht mehr ernähren können, etliche Vorräte sind geplündert, viele Felder unbestellt geblieben.

Strategisch haben die Goten keine Wahl: Sie können nicht nach Norden zurück, jenseits der Donau wüten noch immer die militärisch überlegenen Hunnen, darüber hinaus kontrolliert die römische Donauflotte inzwischen wieder den Strom. Den Abnutzungskrieg gegen die Römer kann ihr zusammengewürfelter Haufen von inzwischen fast 200 000 Menschen – darunter höchstens 35 000 Männer im wehrfähigen Alter – nicht mehr lange führen.

Mindestens 70 Millionen Menschen leben im Römischen Reich: Wenn es sein muss, kann es also Hunderttausende Soldaten aufbieten.

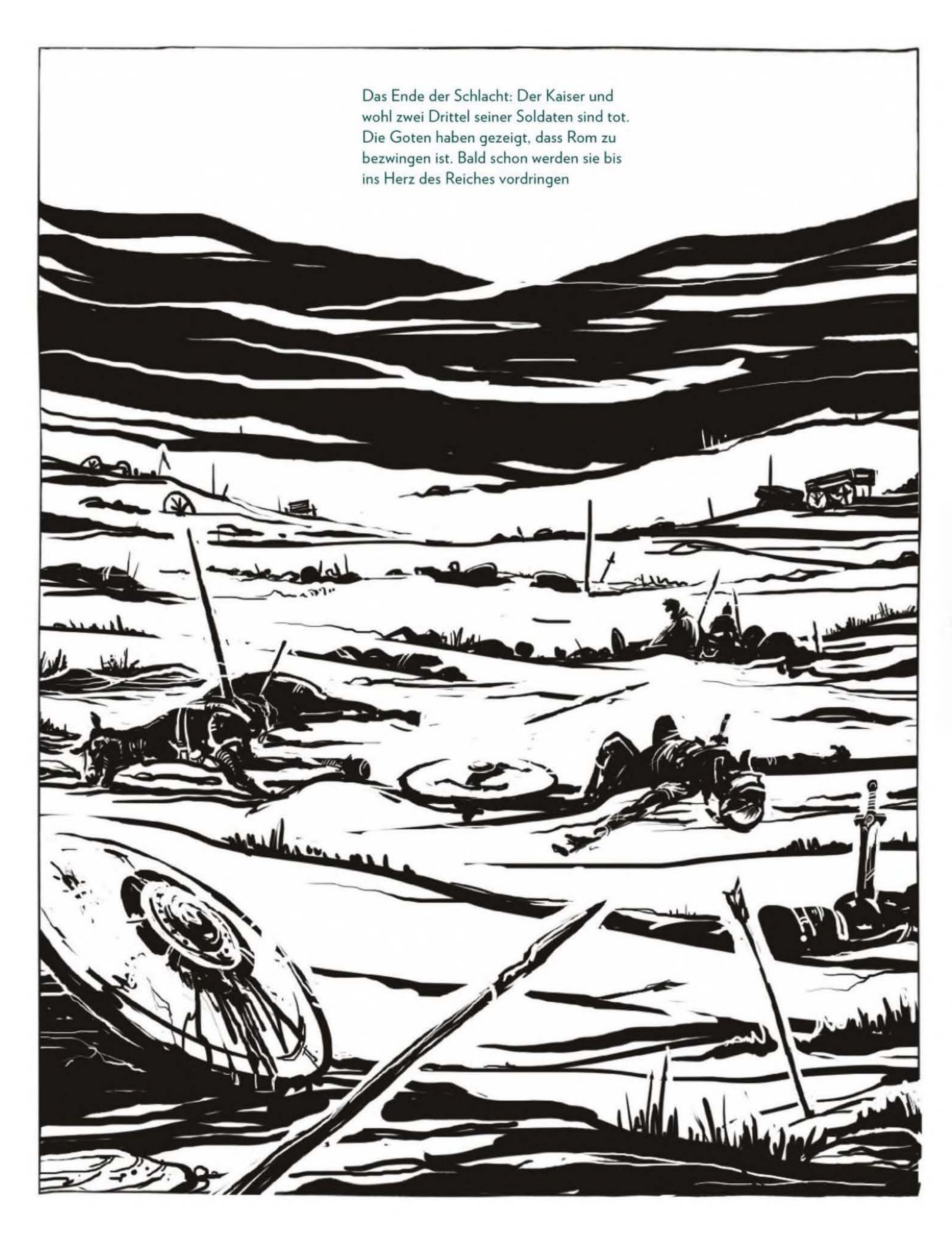
Nur ein Verhandlungsfrieden mit den Römern wird den Goten Sicherheit bringen. Fragt sich nur, wann dafür der günstigste Zeitpunkt ist: vor oder nach der Schlacht mit Valens. Oder will der Römer vielleicht gar nicht kämpfen?

Am Abend des 8. August 378 wagt Fritigern einen diplomatischen Vorstoß. Er schickt einen Friedensboten ins kaiserliche Feldlager bei Adrianopel. Die Römer verstehen seine Avancen aber offenbar als Zeichen der Schwäche. Der Emissär kehrt ohne Ergebnis zurück.

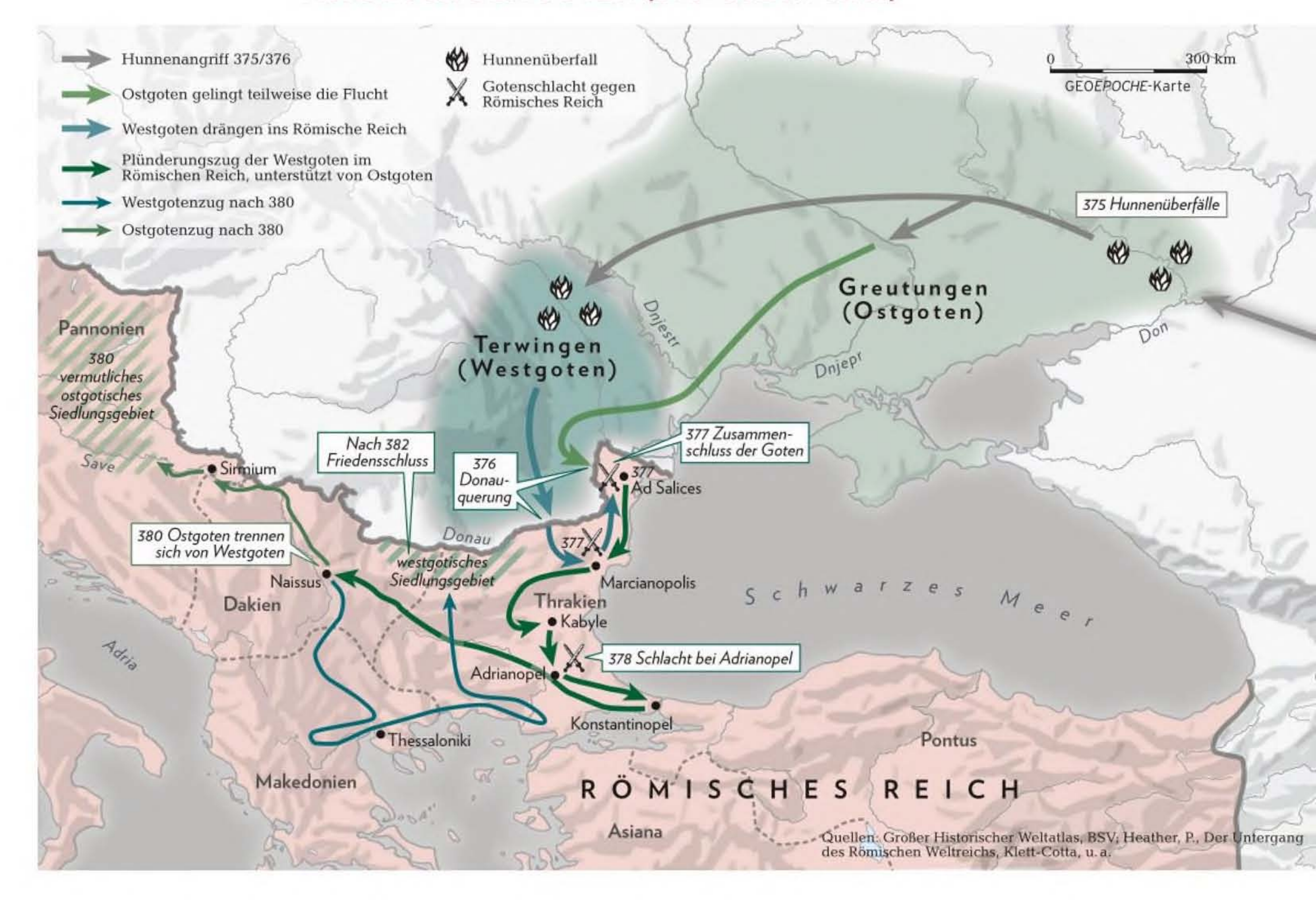
Die Hitzköpfe unter den römischen Generälen drängen Valens unterdessen zum Zuschlagen. Warum soll nicht er allein den Ruhm für den Sieg über die Barbaren beanspruchen, über den es keinen Zweifel geben kann? Warum soll er ihn mit Gratian teilen?

Der Kaiser gibt die Marschorder.

Am Nachmittag des 9. August 378 hallen die Schreie der Getroffenen über das Schlachtfeld. Die Goten massakrieren die Truppen der Weltmacht Rom.


Das Ende der Schlacht: Der Kaiser und wohl zwei Drittel seiner Soldaten sind tot. Die Goten haben gezeigt, dass Rom zu bezwingen ist. Bald schon werden sie bis ins Herz des Reiches vordringen

AUFBRUCH DER GOTEN (375–382 N. CHR.)



Als erster Gotenstamm ziehen – mit Einwilligung des oströmischen Kaisers – die Terwingen (oder Westgoten) unter ihrem Anführer Fritigern auf der Flucht vor den Hunnen 376 über die Donau. Als es auf dem römischen Territorium nach Versorgungsschwierigkeiten und einer Intrige zum Kampf zwischen Terwingen und Römern kommt, überstehen die Ankömmlinge zwei Schlachten und verbünden sich anschließend mit den Greutungen (oder Ostgoten), die inzwischen ebenfalls ins Reich eingedrungen sind. Nach der siegreichen Schlacht von Adrianopel ziehen die Goten gemeinsam plündernd durch Thrakien und das heutige Serbien. 380 trennen sie sich wieder. Die Greutungen einigen sich mit dem Imperium und dürfen sich im heutigen Ungarn niederlassen, die Terwingen ziehen noch bis 382 durch Makedonien, Thessalien und Thrakien. Schließlich erhalten auch sie südlich der Donau ein Siedlungsgebiet. Dort behalten sie ihre eigenen Anführer – wohl auch eine Folge ihrer militärischen Stärke

Es ist ein schrecklicher Totentanz. Fritigern beobachtet wohl von seiner Wagenburg aus, wie die zuvor so undurchdringlich scheinende Phalanx der Schilde der römischen Infanterie kollabiert, wie sich die Reihen des Gegners lichten, die Ordnung zusammenbricht.

Die Reiter fliehen, und die Legionäre versuchen kehrtzumachen, zurück dorthin, woher sie gekommen sind.

Doch es ist zu spät. Mit Schwertern und Streitäxten stürzen sich die Goten, die Brust durch Panzer geschützt, auf die Fliehenden.

Valens bemüht sich offenbar noch, vom rechten Flügel aus die Verteidigung zu ordnen und Reservetruppen zu mobilisieren, die hinter dem Heer die Stellung halten sollten. Vergebens. Zu groß sind die Verluste, zu mächtig ist die Furcht der Soldaten angesichts der über sie gekommenen wilden Horden, die Reservetruppen sind längst geflohen.

Auch Valens überlebt die Schlacht nicht. Er soll, von einem Pfeilschuss schwer verwundet, in ein befestigtes Landhaus gebracht worden sein. Das aber wird sehr schnell von den Goten umzingelt und in Brand gesetzt. So zumindest ist es überliefert.

Doch vielleicht wird er wie so viele seiner Soldaten einfach niedergemacht, und sein Leichnam bleibt im blutigen Gewirr von menschlichen Körpern und Pferdekadavern zurück.

Erst die hereinbrechende Nacht beendet die Schlacht, die in die Geschichte eingehen wird als die größte Schmach des Imperiums seit Cannae, jener vernichtenden Niederlage gegen den karthagischen Feldherrn Hannibal ein halbes Jahrtausend zuvor.

Eine gewaltige Katastrophe für die Römer: der Imperator tot sowie ein Großteil seiner Offiziere und etwa zwei Drittel der Soldaten. Das beste Heer im Osten des Imperiums: vernichtet.

Der weströmische Kaiser Gratian steht mit seiner Armee noch mehr als 250 Kilometer nordwestlich in den Bergen. Als ihn die Nachricht von der Niederlage erreicht, stoppt er das Heer.

Die triumphierenden Goten aber ziehen weiter, marschieren schon am nächsten Tag auf Adrianopel zu und, als sie an den Festungsmauern scheitern, weiter in Richtung des großen Konstantinopel.

Doch der Siegestaumel währt nicht lange. Bald muss Fritigern seine Grenzen erkennen. In einer offenen Feldschlacht mag er die Römer bezwingen. Deren befestigte Garnisonen und Städte – wie Konstantinopel – aber kann er nach wie vor nicht nehmen.

Die Goten streifen nun durch die Region. Seuchen machen ihnen zu schaffen, erneut müssen sie hungern, weil der ausgeplünderte Landstrich nicht mehr genug hergibt, um sie zu ernähren. Deshalb ziehen sie weiter nach Nordwesten über die Berge in das heutige Serbien.

Im Jahr 380 schließlich trennen sich die Terwingen von den Greutungen, Hunnen und Alanen; vermutlich ist es zu schwierig, eine so große Gruppe von Menschen zu versorgen. Die Greutungen wenden sich donauaufwärts Richtung Norden. Doch stellen sich ihnen bald Gratians Truppen entgegen.

Offenbar suchen beide Parteien nun eine gütliche Einigung. Jedenfalls erlaubt Gratian den Greutungen, in Pannonien im heutigen Ungarn zu siedeln.

Die Terwingen aber wandern weiter nach Süden. Sie fallen in die reichen römischen Provinzen Makedonien und Thessalien im Norden Griechenlands ein. Als Gratian ihnen 381 Elitetruppen entgegensendet, flüchten sie zurück nach Thrakien.

Seit der Schlacht bei Adrianopel haben die Goten keine bedeutenden Erfolge mehr errungen. Trotz ihres Triumphs über Valens haben sie nichts gewonnen, kein Territorium, keine Heimat, keinen Frieden.

ROMS NIEDERLAGE WIRD FOLGEN HABEN

Und so lassen jetzt auch sie sich auf Gespräche ein. Aufseiten der Römer verhandelt ein Abgesandter im Namen von Kaiser Theodosius I., den Gratian 379 zum Nachfolger des gefallenen Valens berufen hatte. Wer für die Goten spricht, ist nicht überliefert.

Fritigern ist es nicht. Auch was mit ihm in der Zwischenzeit geschehen ist, bleibt unerwähnt in den Berichten der römischen Geschichtsschreiber. Vielleicht ist er gefallen, vielleicht spielt er keine bedeutende Rolle mehr, denn die Terwingen sind inzwischen wieder in Einzelgefolgschaften zerfallen, haben keinen obersten Anführer mehr. Fritigerns Name zumindest taucht nirgendwo mehr auf.

Am 3. Oktober 382 jedenfalls feiert das Römische Reich offiziell den Friedensschluss mit den Goten. Abertausende Menschen sind umgekommen, unzählige Häuser und Weiler niedergebrannt, ganze Landstriche verwüstet. Doch unter Theodosius erhalten sie nun endlich das, was ihnen bereits Valens zugesichert hatte: Sie dürfen in Thrakien und Dakien direkt südlich der Donau siedeln, dort als freie Bauern Ackerland bewirtschaften.

Im Gegenzug verpflichten sie sich, Kriegsdienst zu leisten. Ganze Einheiten im römischen Heer bestehen bald fast ausschließlich aus gotischen Rekruten, manchmal unter dem Befehl gotischer Anführer – wenn auch das Oberkommando ein römischer General hat.

Zwar werden sie nicht gleichberechtigte Bürger des Römischen Reiches oder bekommen gar ein eigenständiges Königtum auf römischem Staatsgebiet (wie es Fritigern vorgeschwebt haben mag, als er seine Unterhändler ins Feldlager der Römer bei Adrianopel schickte).

Aber die Goten bleiben als eigenständige Gruppe erhalten, mit eigenen politischen Führern.

Das ist neu: Ein kleines Volk auf Wanderschaft hat die Weltmacht zu Zugeständnissen gebracht, zu denen sich die Römer in ihrer langen Geschichte noch nie genötigt sahen – und die umstürzende Folgen haben werden.

Denn der Frieden zwischen Terwingen und Römern 382 setzt keineswegs einen Schlusspunkt. Was in Adrianopel geschehen ist, werden die Goten nicht vergessen – und auch die anderen Stämme jenseits der Grenzen nicht.

Sie alle haben gesehen: Das Römische Reich kann besiegt werden. Und so wird das Kräftemessen zwischen Barbaren und Römern weitergehen, wird das Imperium schließlich im Osten wie im Westen, im Norden wie im Süden unter dem Ansturm fremder Heerscharen erzittern. ●

Reymer Klüver, *Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung".* **Timo Zett**, *Jg. 1985, lebt als Illustrator in Hamburg.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Peter Heather, *„Der Untergang des römischen Weltreichs"*, Klett Cotta: enthält auch eine anschauliche Beschreibung des Kampfes der Römer gegen die Einwanderer. Herwig Wolfram, *„Die Goten"*, C. H. Beck: kenntnisreiche Gesamtdarstellung der Geschichte dieses Volkes.



TRIUMPH DER BARBAREN

Jahrelang haben die Westgoten dem Römischen Reich als Hilfstruppen gedient, aber nie den erhofften Lohn erhalten. Um ihre Forderungen durchzusetzen, ziehen sie unter ihrem König Alarich mit Tausenden Kriegern vor die Mauern Roms. Am 24. August 410 geschieht das Undenkbare: Die Germanen fallen in die Ewige Stadt ein —— Von MATHIAS MESENHÖLLER



Alarich (M., bei einem Gelage) wird um 370 an der Donau geboren und steigt bereits mit 25 Jahren zum römischen General auf



Es ist, als ob die Welt zerbirst. „Die Stimme stockt, und Schluchzer unterbrechen die Worte beim Diktieren“, ruft ein Kleriker aus: „Erobert ist die Stadt, die den ganzen Erdkreis erobert hat.“

Das „strahlendste Licht aller Länder“: ausgelöscht. Das Haupt des Römischen Reiches: abgeschlagen.

Mit dieser Stadt sei der ganze Erdkreis zugrunde gegangen, so der Kirchenmann. „Es ist das Ende der Welt.“

Das Undenkbare geschieht am 24. August des Jahres 410. Wohl durch ein Stadttor im Nordosten dringen an diesem Tag Krieger des Gotenführers Alarich in Rom ein. Sie setzen Häuser in Brand, morden, vergewaltigen, plündern Paläste und Wohnblöcke.

Die Ewige Stadt ist gefallen.

In der nordafrikanischen Stadt Hippo Regius sieht sich der berühmte Bischof Augustinus daraufhin genötigt, Gott selbst zu rechtfertigen. Zwar stimme es: „Die Barbaren haben gewütet, gemordet, Feuer gelegt!“ Doch züchtige nicht ein Vater gerade die Kinder, die er liebe? Rom sei ausgeplündert?

Statt weltlicher Schätze, so predigt Augustinus, hätten die Herren Roms besser Ansehen im Himmel gesammelt. Christen seien erschlagen worden? Jeder Geborene müsse sterben, antwortet Augustinus; den zur Auferstehung Bestimmten könne der Tod nichts anhaben. Die Feinde hätten selbst Jungfrauen geschändet? Keuschheit sei ein geistiges Gut, das durch Missbrauch keinen Schaden nehme.

Doch all das sind nur theologische Ausflüchte, aus deren Kaltschnäuzigkeit im Grunde hilflose Verzweiflung spricht.

Zu groß scheint die Katastrophe. Zum ersten Mal seit 800 Jahren haben Barbaren Rom eingenommen. Was soll nun noch bestehen? Wenn das Sinnbild der Zivilisation nicht vor wilden Völkern geschützt werden kann – wie soll dann das Imperium selbst überleben? Jenes Reich, von dem manche behaupten, es sei das letzte der Menschheitsgeschichte, auf dessen Ende die Apokalypse folgt.

Mancher freilich hat es kommen sehen. Seit die Goten rund 30 Jahre zuvor bei Adrianopel eine römische Armee vernichtet haben, flammt der Krieg immer wieder auf, haben die Eindringlinge den Balkan verheert, Griechenland geplündert, sind nach Italien vorgedrungen.

Allzu lange schon schwächen Uneinigkeit und Selbstsucht das Reich. Lassen Heer und Kaiser sich mit den Barbaren ein, hofieren sie fremde Offiziere. Zeichnet sich Roms Untergang ab.

Nur: Ist es Mord – oder Suizid?

DAS IMPERIUM IST GESPALTEN – UND TAUMELT

Während des 4. Jahrhunderts teilen sich im Imperium Romanum gewöhnlich zwei Kaiser die Macht, weil einer allein das gewaltige Reich nicht mehr zu regieren vermag. Statt in Rom residieren sie nun zumeist näher an den bedrängten Grenzen: der eine unweit des Rheins in Trier (und später in Mailand nahe den Alpenpässen), der andere in der jungen, glänzenden Metropole Konstantinopel, die den Weg zwischen der Donau und dem Euphrat beherrscht und bereits als neues Rom gilt.

Die römischen Kaiser gleichen Göttern. Wer vor ihnen erscheint, wirft sich zu Boden; es ist ein Privileg, den Saum ihres Rocks küssen zu dürfen. Sie sprechen Recht, geben die Gesetze, weisen Ämter zu, Ehren und Reichtümer.

Und doch ist ihre Allmacht eine Illusion, die mit jeder Meile Abstand von ihrem Hof verblasst. In den römischen Provinzen werden kaiserliche Befehle oft unterlaufen oder schlicht ignoriert. Ohnehin manipulieren örtliche Aristokraten und Amtsträger, was den Herrschern überhaupt zu Ohren kommt.

Zudem trennen die Alpen und Pyrenäen sowie breite Ströme, öde Hochplateaus, ausgedehnte Sümpfe und Wälder die Bewohner des europäischen Reichsteils voneinander. Jede Provinz hat ihre eigene Kapitale, eigene Märkte, gesonderte Interessen. De facto ist das scheinbar so fest gefügte Imperium eine

DER WEG DER WESTGOTEN (395–418 N. CHR.)



Die Westgoten verlassen unter Alarich um 395 jene Gebiete im heutigen Bulgarien, die ihnen Rom 13 Jahre zuvor überlassen hat. Sie marodieren auf dem Balkan und fallen 408 in Italien ein, das zur westlichen Hälfte des mittlerweile geteilten Imperiums gehört. Nach der Plünderung Roms zieht der Verband in den Süden der Halbinsel, von wo aus Athaulf, der Nachfolger des inzwischen gestorbenen Alarich, ihn nach Gallien führt: Dort erst wird der Stamm 418 wieder sesshaft

Föderation miteinander konkurrierender Regionen und Machthaber.

Zusammengehalten wird es von militärischer Macht – und von der Loyalität seiner Bewohner. Wer einmal in den Bann von Roms Zivilisation geraten ist, der will die Thermen und Aquädukte, die Wagenrennen und Zirkusspiele, die Aufstiegschancen und den Wohlstand des Reichs nicht mehr missen.

Rom hat die Eroberten nicht nur bezwungen – sondern sie gewonnen. Und seit im Jahr 212 n. Chr. jeder freie Einwohner des Imperiums das Bürgerrecht erhielt, sind viele Gallier, Iberer, Briten, Germanen erst recht überzeugte Römer.

Für die Völkerschaften jenseits der Grenzen haben sie nur mitleidige Verachtung übrig. Diese „Barbaren" gelten den Römern nicht einmal als vollwertige Menschen. Chronisten stellen sie als wild und unbeherrscht dar, zugleich aufbrausend und schnell verzagt, primitiv und listig, vor allem aber als unfähig, nach Recht und Gesetz zu leben.

Im Krieg ist es den römischen Legionären ausdrücklich erlaubt, die Dörfer der Fremden samt Frauen und Kindern auszurotten. Ein angemessener Tod für gefangene Barbaren ist es, sie im Zirkus den wilden Tieren vorzuwerfen – ihresgleichen sozusagen.

Umgekehrt bedeutet, Römer zu sein, zivilisiert zu sein: Ein Bürger, so das Ideal, tritt gesittet auf, hat sich unter Kontrolle, folgt seinem Verstand und den Gesetzen, erkennt – theoretisch – die kaiserliche Autorität an.

Hingegen spielen äußerliche Merkmale kaum eine Rolle; zu vielfältig sind Haut- und Haarfarben, Gesichtszüge und Körperbau innerhalb des Imperiums. Römer kann folglich jeder werden, ungeachtet seiner Herkunft.

Die Kaiser lassen denn auch seit Jahrhunderten Siedler aus den Gebieten jenseits des Rheins und der Donau ins Land. Auf diese Weise versuchen sie die

Stämme zu schwächen, eigenes Land urbar zu machen sowie Steuerzahler zu gewinnen – und Soldaten.

Denn während Roms Armee stetig wächst, schicken Grundbesitzer ihre Arbeiter nur noch ungern zu den Waffen, sind nicht wenige Bürger sich inzwischen zu schade für den Wehrdienst. Gebildete und Aristokraten bevorzugen eine Karriere in der ausufernden, vom Militär unabhängigen Verwaltung.

Daher wirbt die Armee zunehmend junge Männer direkt unter den Germanen an, um sie zu Legionären zu drillen.

Der Soldatenberuf wird zur Sache ehrgeiziger Aufsteiger und Einwanderer. Zu einer eigenen, geschlossenen Welt.

Stolz darauf bedacht, sich von der zivilen Elite abzusetzen, geben sich Offiziere und Mannschaften mit der Zeit provozierend „barbarisch". Das Obergewand tragen sie kurz und darunter Hosen wie die Germanen, als Ehrenzeichen Ringe um den Hals, über dem Kettenhemd zuweilen einen struppigen Pelz. Sie lassen sich Bärte stehen und die Haare wachsen, fügen ihrem Arsenal lange Hiebschwerter und Streitäxte hinzu.

Manche Einheiten nennen sich nach barbarischen Stämmen „Kimbern", „Franken" oder „Goten" – vor allem des

Germanische Krieger überqueren einen Fluss. Immer stärker sind Roms Herrscher darauf angewiesen, dass ihnen barbarische Stämme Hilfstruppen stellen: Militärische Macht hält das gewaltige Imperium zusammen, doch viele Römer meiden den Heeresdienst, bevorzugen etwa eine Karriere in der Verwaltung. So gelingt Männern wie Alarich der Aufstieg in die Armeespitze



grausigen Klangs wegen. Germanen, die in hohe Ränge aufsteigen, nehmen nicht wie früher lateinische Namen an, sondern lassen sich weiterhin Merobaudes, Bauto oder Arbogast rufen.

Als „Heermeister" (eine Art General) zählen diese Emporkömmlinge zur Offizierselite des Imperiums, sie üben politischen Einfluss aus – werden gar zu Kaisermachern. Denn kein Herrscher kann gegen die Armee regieren; immer wieder verhilft sie Putschisten und Thronräubern zur Macht.

Für manche Zivilisten sind der Einfluss und die trotzige Selbststilisierung dieser wilden Männer unerträglich. Eifersüchtig schmähen sie die Waffenträger des Reichs allesamt als Barbaren – wie groß die Zahl regulärer Soldaten mit germanischer, keltischer, hunnischer oder iranischer Muttersprache tatsächlich auch sein mag (der Anteil ist unklar).

Die Loyalität der Legionen zu Rom indes steht außer Frage. Ebenso, dass sie den meisten Gegnern weit überlegen sind: sowohl der Zahl als auch ihrer Ausrüstung nach, zu der schwere Stein- und Pfeilkatapulte zählen, vor allem aber dank einer eisern exerzierten Disziplin.

Umso schwerer lassen sich die gefallenen Legionäre nach einer Katastrophe wie der von Adrianopel ersetzen. Auch deshalb verpflichten die Kaiser schon seit Langem geschlossene Einheiten von Stammeskriegern als Hilfstruppen: Sie sind rasch und in großer Zahl zu haben, ihre Verluste zu verschmerzen.



DER GENERAL LENKT DEN KAISER



Adrianopel aber bleibt eine Ausnahme. Die blutigsten Schlachten schlagen Roms Armeen nicht mit barbarischen Invasoren – sondern untereinander.

Denn die römische Zivilisation ist zwar raffiniert, aber nicht friedlich. Mit aller Härte streiten Kaiser, Adelige und Militärs um Einfluss, Titel, Prestige, um Vorteile für sich selbst, die eigene Familie. Um Macht und Ruhm. Immer wieder eskaliert diese Gier nach Geltung bis zum Bürgerkrieg.

Im Jahr 392 ist es erneut so weit. Nachdem der im Westen herrschende Kaiser gestorben ist, lässt dessen fränkischer Heermeister Arbogast eigenmächtig einen Nachfolger ausrufen, den Hofbeamten Eugenius. Doch Theodosius, der zweite, in Konstantinopel regierende Kaiser, beharrt auf dem Recht, seinen neuen Mitherrscher selber auszuwählen – und sammelt ein mächtiges Heer, um Eugenius zu stürzen.

Ostrom stellt sich gegen Westrom.

Da sich die Legionen des oströmischen Kaisers auch anderthalb Jahrzehnte nach der Niederlage bei Adrianopel noch nicht vollends erholt haben, besteht die Streitmacht von Theodosius zu einem erheblichen Teil aus hunnischen und germanischen Hilfstruppen. Auch etliche Goten, die seit einigen Jahren in den oströmischen Balkanprovinzen siedeln, marschieren mit.

Einer ihrer Anführer ist ein junger, aber bereits erfahrener, sehr ehrgeiziger Soldat namens Alarich.

Diesem Verband stellen sich die besten Kämpfer des Westens entgegen – schlachterprobte Legionen, die Eugenius und Arbogast unter anderem aus Britannien und vom Rhein abgezogen haben, ergänzt um fränkische und alemannische Söldner.

In ihrem Stab dient mindestens ein Vertreter der vornehmsten Männer des Reiches – der römischen Senatoren, die zum großen Teil Eugenius unterstützen.

Denn Rom mag zwar als Sitz der Kaiser abgelöst worden sein, es bleibt die größte Stadt und der symbolische Mittelpunkt des Imperiums.

Die Dichter überbieten sich in hymnischen Titeln: „Ewige Stadt", „Haupt des Erdkreises", „Haus der Götter", „Tempel der ganzen Welt".

Die Metropole ist überreich an Prachtbauten, Monumenten, Tempeln

und Kirchen, öffentlichen Bädern, Arenen, Theatern, Märkten, Luxus jeder Art. Ihre Armen werden auf Staatskosten gespeist, die meist adeligen Reichen sind vermögender als irgendwo sonst.

Diese Schicht wohlhabender Aristokraten, deren Landbesitz überall im Imperium zu finden ist, sieht sich nicht einfach nur als eine privilegierte Elite – sondern als „besseren Teil der Menschheit", so einer aus ihren Reihen.

Von klein auf geschult an den klassischen Schriftstellern, im literarischen Latein und präzisen Denken, in Selbstbeherrschung und Etikette, führen diese Adeligen ein Leben zwischen Staatsdienst und kultivierter Muße.

Den Aufstieg Konstantinopels verfolgen sie mit Widerwillen. Und so, wie sie immer noch zu feierlichen Anlässen das traditionelle römische Gewand tragen, die Toga, hängen viele dieser konservativen Aristokraten hartnäckig den alten Göttern an, während die Kaiser seit Langem das Christentum als Staatsreligion propagieren. Vor allem Theodosius ist ein besonders aggressiver Verfechter des neuen Glaubens.

Eugenius hingegen achtet die Götter der Ahnen: Auf seinen Standarten prangt das Bild des Herkules, über seinem Feldlager thront eine Jupiterstatue mit einem goldenen Blitz. So ist der Kampf um die Macht und den Vorrang zwischen Westen und Osten auch ein Kampf um die Ideologie des Reiches.

Am 5. September 394 treffen die Heere an einem Pass beim Fluss Frigidus im heutigen Slowenien aufeinander.

Die Schlacht dauert zwei Tage. Am ersten lässt Theodosius vor allem seine Goten in vorderster Reihe kämpfen; sie erleiden fürchterliche Verluste.

Am zweiten jedoch bringt der Legende nach ein Wunder die Wende: Ein starker Wind weht angeblich dem Heer des Westens entgegen, verkürzt die Reichweite der Speere und Pfeile. Brutal machen die Kämpfer aus dem Osten die Legionen aus dem Westen nieder, auch Eugenius wird getötet, Arbogast bringt sich selbst um. Ähnlich wie zuvor das Ostheer bei Adrianopel verliert nun die weströmische Armee ihre besten, über viele Jahre trainierten Einheiten, zudem erfahrene Offiziere und Ausbilder.

Es ist eine Selbstverstümmelung, von der Rom sich nicht erholen wird.

Zunächst jedoch zieht Theodosius im Triumph nach Italien. Erstmals seit Jahrzehnten ist das Reich wieder in einer Hand geeint. Der Kaiser sucht den Senat in Rom auf, spricht vor den hohen Herren gegen das Heidentum. Die Besiegten werden nicht bestraft, müssen aber den alten Göttern abschwören.

Dann begibt sich Theodosius nach Mailand – und erliegt dort Anfang 395 mit knapp 50 Jahren überraschend einem Herzversagen.

Der unerwartete Tod des Kaisers ist für das geschwächte, kaum befriedete Imperium eine Katastrophe. Denn Theodosius hinterlässt zwar zwei bereits zu Mitherrschern berufene Söhne, Arcadius in Konstantinopel und Honorius in Mailand. Doch der eine ist wohl gerade erst 17, der andere zehn Jahre alt.

Noch auf dem Totenbett trifft der sterbende Kaiser daher eine folgenschwere Entscheidung. Er setzt einen Vormund für den kleinen Honorius ein: seinen Heermeister und langjährigen Vertrauten Flavius Stilicho – so jedenfalls stellt Stilicho es anschließend dar.

Schon der Name schillert. Den römischen Beinamen „Flavius" führen viele Neubürger sowie Aufsteiger unter den kaiserlichen Offizieren; „Stilicho" ist germanisch. Dennoch: Der Sohn eines römischen Offiziers vandalischer Abkunft und einer Römerin ist selbst Römer durch und durch. Seine Treue gilt dem Imperium, sein Gott ist die Macht.

Stilicho unterbreitet den Höflingen und eben besiegten Aristokraten des Westens ein verführerisches Angebot. Da üblicherweise der ältere Kaiser Vorrang vor dem jüngeren genießt, läge die größere Autorität bei Arcadius und damit in Konstantinopel. Behauptet jedoch Stilicho einen Regentschaftsanspruch für *beide* Söhne, rangiert der westliche Hof zumindest gleichauf.

Indem er ihr also einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz im Osten verheißt, gewinnt der Heermeister die weströmische Elite für sich.

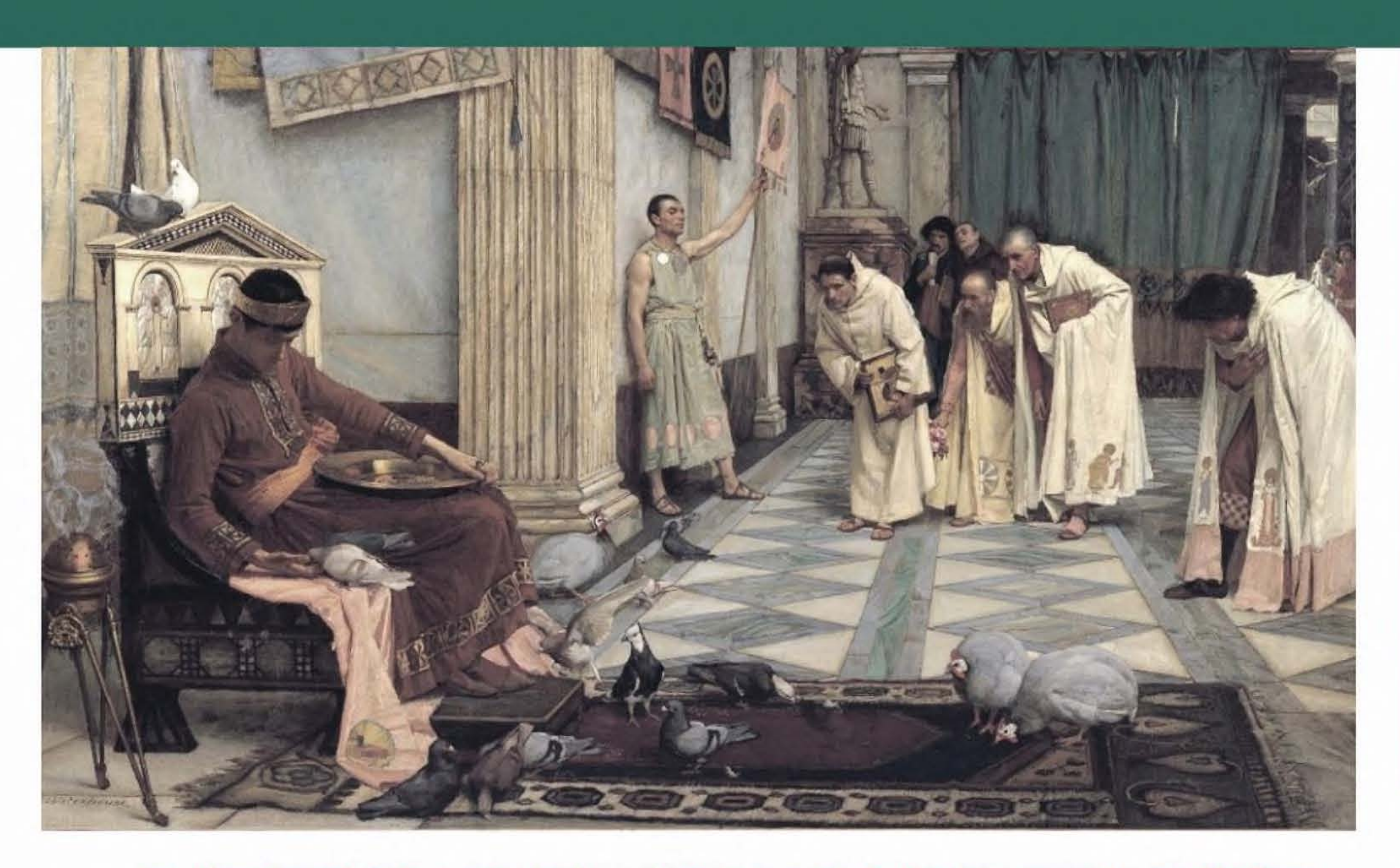
Zudem entlässt Stilicho die nicht mehr benötigten gotischen Hilfstruppen zurück in ihre Siedlungsgebiete auf dem Balkan. Ein Teil der Einheiten wird von einem Goten geführt, der die Schlächterei am Frigidus überlebt hat: Alarich.



Seine Herkunft ist dunkel. Vermutlich wird er um 370 an der Donau geboren, vielleicht in eine edle Familie. Wohl mit den Goten, die 376 ins Römische Reich fliehen, gelangt er als Kind auf den Boden des Imperiums; da ihm ein Ziehvater das Kämpfen beigebracht haben soll, ist er vermutlich früh verwaist. Bald tut der junge Krieger sich unter Banditen und Rebellen hervor, die marodierend durch Thrakien ziehen. Später unterstellt er sich Theodosius und führt eine eigene Truppe, als er mit dessen Armee nach Westen aufbricht.

Nun aber ist er verbittert. Er hat loyal gedient, seine Männer haben am ersten Tag der Schlacht einen enormen Blutzoll entrichtet. Dafür hat er auf Anerkennung gehofft: einen hohen offiziellen Rang, wertvolle Geschenke oder

ROM WIRD ZUM FAUST-PFAND DER GOTEN



Im 5. Jahrhundert entgleitet den weströmischen Kaisern die Macht immer mehr. Die Herrscher verlassen sich meist auf ihre Berater, werden gelenkt von hohen Militärs. Auch Honorius (o. l.), der 395 im Alter von zehn Jahren auf den Thron gelangt, regiert nicht selbst: Lange steht er unter der Vormundschaft seines Oberbefehlhabers Flavius Stilicho, dem Sohn eines Germanen und einer Römerin

Landzuweisungen. Offenbar hat er nichts davon bekommen.

Also beschließt er, sich seinen Lohn mit Gewalt zu nehmen. Als die Einheiten den Balkan erreichen, rebellieren sie und fallen plündernd über die römischen Provinzen Thessalien und Makedonien her. Bald schließen sich ihnen beutegierige Unzufriedene aller Art an.

Um den Aufruhr niederzuschlagen, eilt Stilicho mit der Armee aus Italien herbei. Doch dann muss er auf Geheiß des Kaisers Arcadius in Konstantinopel die oströmischen Kämpfer in seinen Reihen an den Bosporus ziehen lassen, weil die dortigen Provinzen von den Hunnen bedroht werden (siehe Seite 86).

Mit den Resten des Westheers aber kann Stilicho keine Schlacht wagen. Er zieht sich daher zurück und reist an den Rhein, um dort unter Germanen frische Hilfstruppen zu werben.

Vermutlich sabotieren der Ostkaiser Arcadius und seine Berater Stilichos Feldzug mit voller Absicht. Denn von einem Vormundschaftsanspruch des Heermeisters wollen sie nichts wissen; dessen Marsch auf den Balkan verstehen sie als Versuch, diese Provinzen unter die Oberhoheit des Westens zu bringen.

Mehr noch: Um das Gebiet zu sichern, verleiht Arcadius nun dem Meuterer Alarich den Rang eines Generals. Die Goten erhalten zudem Land zur Nutzung, Unterhalt und Ausrüstung.

Inzwischen regiert Stilicho im Westen ebenso machtbewusst wie tüchtig. Ihm gelingt der schwierige Balanceakt, zugleich führende römische Senatoren und den christlichen Klerus für sich zu gewinnen. Geschickt lenkt er den heranwachsenden Honorius in seinem Sinne, verheiratet ihn mit einer seiner Töchter. Vor allem aber sichert er sich die Befehlsgewalt über die Armee.

Noch nie verfügte ein Offizier über eine solch kaisergleiche Macht.

Stilicho nutzt sie, um die Kastelle am Rhein zu erneuern, eine Revolte in Nordafrika zu unterdrücken – und einen Einfall Alarichs nach Italien im Frühjahr 402 zurückzuschlagen.

Die Hintergründe für die Invasion der Goten sind unklar, doch vermutlich hat Alarich nach blutigen Hofintrigen in Konstantinopel seinen Rang wieder verloren und versucht nun, der Mailänder Regierung einen Ersatz abzupressen. Der im Reich aufgewachsene Barbarenführer will eine machtvolle Rolle in diesem Imperium spielen. Wie Stilicho.

Anders als Stilicho aber kann oder will Alarich auf der regulären Laufbahn nicht zum Erfolg kommen. Stattdessen sucht er sein Ziel als Führer einer eigenständigen Gefolgschaft mit Gewalt zu ertrotzen. Dreimal treffen die Kämpfer der beiden aufeinander. Zumindest einmal bringt Stilicho die Rebellen vermutlich an den Rand der Vernichtung – und lässt sie entkommen: entweder weil seine eigenen Verluste zu groß sind oder weil er erkennt, dass Alarich ihm durchaus von Nutzen sein kann.

Denn er drängt die Invasoren zwar in die Region zwischen Alpen und mitt-

lerer Donau zurück, doch fällt er kurz darauf eine überraschende Entscheidung: Er nimmt Alarich als Heermeister in seinen Dienst auf.

Nach diesen Wirren zieht der weströmische Hof von Mailand nach Ravenna. Die Stadt liegt inmitten von Sümpfen, ist nur über Dämme oder von See her zu erreichen und damit kaum einnehmbar.

Zudem hofft Stilicho möglicherweise, Honorius hier leichter kontrollieren zu können als im zentral gelegenen Mailand. Denn obwohl der Kaiser inzwischen ein junger Mann ist, zeigt Stilicho nicht an, dass er nun bereit ist, die Macht mit seinem Schützling zu teilen: De facto ist sein Vorgehen ein schleichender Militärputsch. Mit dem Einfluss des Heermeisters aber nimmt auch die Zahl seiner Feinde am Hof zu.

Derweil haben die unablässigen Kämpfe mit den Gegnern Westroms kostbare Einheiten vernichtet. Eine systematische Ausbildung regulärer Rekruten ist unter diesen Umständen kaum noch möglich, immer wichtiger werden die Hilfstruppen.

Vielleicht noch schwerer wiegt, dass Rom die Stämme jenseits der Grenzen mittlerweile sich selbst überlässt. Zuvor haben die Kaiser stets Geld und Güter

Anfang 407 fallen Abertausende Vandalen, Sueben und Alanen über den Rhein nach Gallien ein; in weiten Teilen der Region kommt es zu erbitterten Kämpfen zwischen den Invasoren und römischen Legionären. Der Heermeister Stilicho wird der Lage nicht Herr. Zwar ist er zu diesem Zeitpunkt mit dem Gotenkönig Alarich verbündet, doch dessen Truppen stehen weit entfernt auf dem Balkan



an Parteigänger unter den Germanen jenseits des Limes geliefert, barbarische Rivalen gegeneinander aufgehetzt und sie manipuliert, zuweilen Feldzüge geführt, um zu verhindern, dass im Germanenland gefährliche Allianzen entstehen. Nun aber haben die zunehmend mit sich selbst beschäftigten Herrschenden des Imperiums genau das zugelassen.

Und liefern den Westen des Reichs einem beispiellosen Inferno aus.

Um das Jahr 403 bildet sich nördlich der Donau ein Bündnis von germanischen Vandalen und Sueben, unterstützt von Alanen, die aus den Weiten der südrussischen Steppe kommen und mit den Hunnen (oder auf der Flucht vor ihnen) nach Mitteleuropa gezogen sind. Vielleicht sind es 30 000 Krieger und 70 000 Angehörige, die sich nun auf den Weg nach Westen machen.



Getrieben von der Furcht, Stilicho könnte zu mächtig werden, lässt Honorius seinen Heermeister (3. v. r.; bei seiner Hochzeit mit einer Nichte des römischen Kaisers Theodosius) 408 hinrichten. Nun aber wird ihm Alarich gefährlich



W

Wohl in der Neujahrsnacht 407 überqueren die Ersten den Rhein. Manchen Historikern zufolge ist der Fluss zugefroren und erleichtert den Einmarsch; starke Gruppen mögen auch die große Steinbrücke bei Mainz stürmen, an ungeschützten Stellen Boote und Flöße nutzen. Vermutlich dauert es Wochen, die gigantische Streitmacht über den Strom zu setzen (siehe Seite 72).

Rasch erobern und plündern die Eindringlinge Mainz, Worms und Trier, dann marschieren sie weiter in das reiche Gallien vor. Am Rhein siedelnde germanische Hilfstruppen schlagen sich verzweifelt, werden aber von den Angreifern überrannt.

Stadt um Stadt fällt, auf dem Land gehen die Gutshäuser mit ihren mosaikverzierten Böden, Baderäumen und feinen Speisezimmern, den eleganten Gärten und Säulengängen in Flammen auf. Die Invasoren treiben das Vieh fort, plündern die Speicher, machen reiche Beute an Gold und Geld, raffen edle Kleider und Schmuck an sich.

Zu Tausenden werden römische Bürger erschlagen, selbst in den Kirchen niedergemacht, als Sklaven verschleppt.

„Ganz Gallien", stöhnt ein Zeitzeuge auf, „war wie vom Rauch eines einzigen Scheiterhaufens erfüllt."

Und ein anderer: „Mit Schwert, Geißel, Hunger, Ketten, Kälte und Hitze – auf tausend Arten – reißt ein einziger Tod die elende Menschheit fort."

Schon lange fühlen sich die im Nordwesten verbliebenen Armeen von Ravenna missachtet; angesichts der Invasion rebellieren sie nun gegen ihren Kaiser. Die Soldaten rufen einen Offizier zum Gegenkaiser aus und greifen die Eindringlinge auf eigene Faust an. Binnen Kurzem sammelt sich das römische Gallien um den Usurpator.

Und Stilicho? Der Heermeister wagt mitten in der Krise ein atemrauben-

des Manöver: Er setzt Alarich darauf an, Konstantinopel große Teile der Balkanprovinzen zu entreißen. Unterschätzt Stilicho die Apokalypse im Norden, besessen von der Rivalität mit Ostrom?

Oder bewahrt er einfach die Nerven? Die Provinzen auf der zerklüfteten Balkanhalbinsel gehören zu den wenigen Regionen, die noch reichlich Rekruten stellen. Wenn Alarich sie für den Westen gewinnt, kann Stilicho ihm dort gutes Land überlassen, selbst aber tüchtige Männer anwerben – und die anschließend in den Krieg um Gallien schicken.

Alarich gibt seiner Gefolgschaft den Marschbefehl.

DIE EWIGE STADT IST IN GROSSER GEFAHR

B

Bis heute ist umstritten, wer Alarichs Krieger sind, was sie eint. Sie werden „Goten" genannt; viele gehören zu dem Stamm der Terwingen (spätere Historiker werden von „Westgoten" sprechen; siehe auch Seite 28). Doch im Laufe der Zeit haben sich ihnen Kämpfer ganz unterschiedlicher Herkunft und Muttersprache angeschlossen.

Krieger sind gefallen und andere hinzugestoßen. Alte Veteranen kämpfen neben jungen Neuankömmlingen – und wohl bereits neben den ersten Söhnen der Truppe selbst: Wie in anderen Armeen ziehen ihre Familien mit den Soldaten mit. Ein gewaltiger Tross von Wagen begleitet den Heerhaufen, voller Gepäck, Hausrat, nicht zuletzt Beute; die Feldlager müssen eher einer riesigen, quirligen Zeltstadt gleichen als militärischen Stützpunkten.

Zudem strahlt Alarich offensichtlich ein besonderes Charisma aus, das seine Anhänger auch nach Niederlagen zusammenhält. Vermutlich haben sie zudem bereits begonnen, ihn ihren *rex* zu nennen, ihren König.

In den Ohren der Römer ist das ein schmutziges Wort, seit sie in grauer Vorzeit ihren letzten Rex verjagt haben.

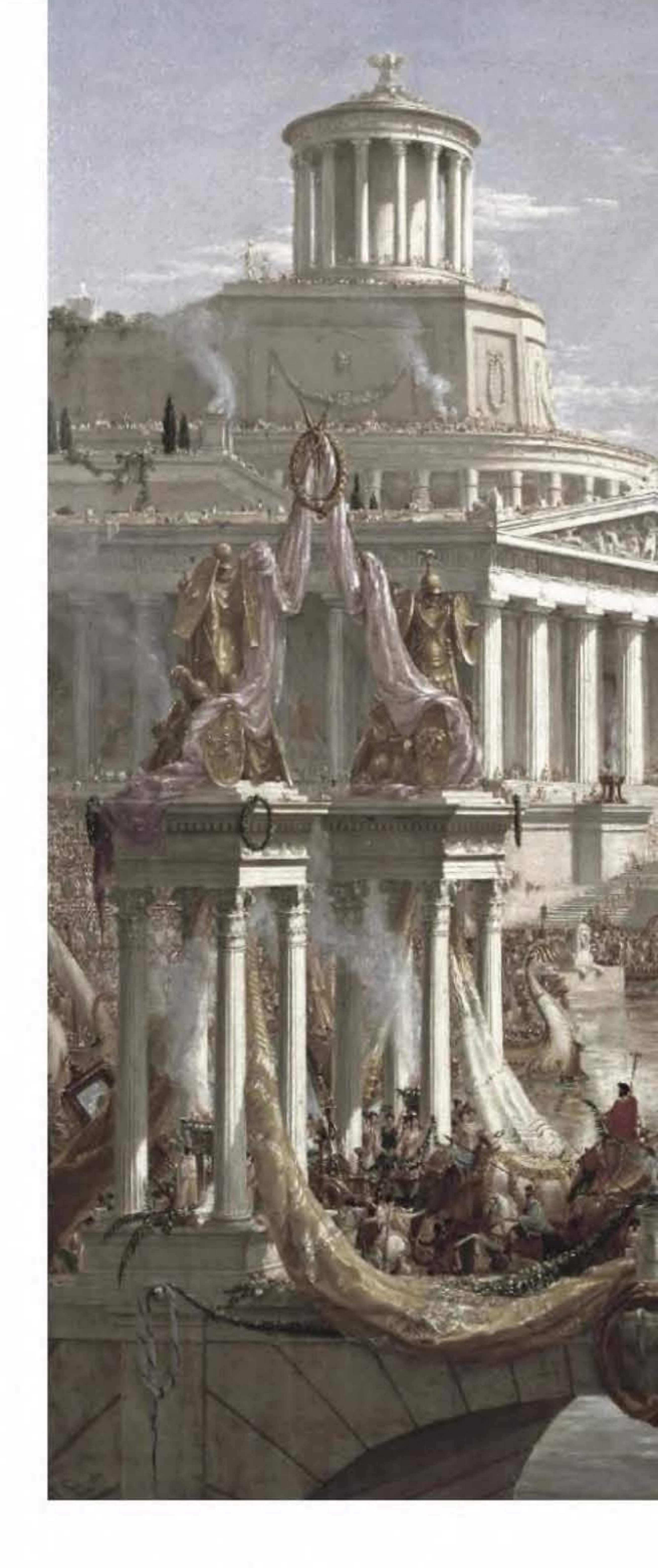
Spielt Alarich bewusst mit der Barbarenmode des römischen Militärs? Macht er sich eine in den Hilfstruppen überlieferte Erinnerung an frühere germanische Heerkönige zunutze? Oder hat er einfach improvisiert, um auch ohne offiziellen Rang stets über einen respekteinflößenden Titel zu verfügen?

Klar ist jedenfalls, dass sich über die Jahre der Unruhe, die seine Goten durchleben, der Charakter des Verbandes ändert. Er wird mehr als eine militärische Einheit, eine engere Gemeinschaft, ähnelt immer stärker einem Volksstamm.

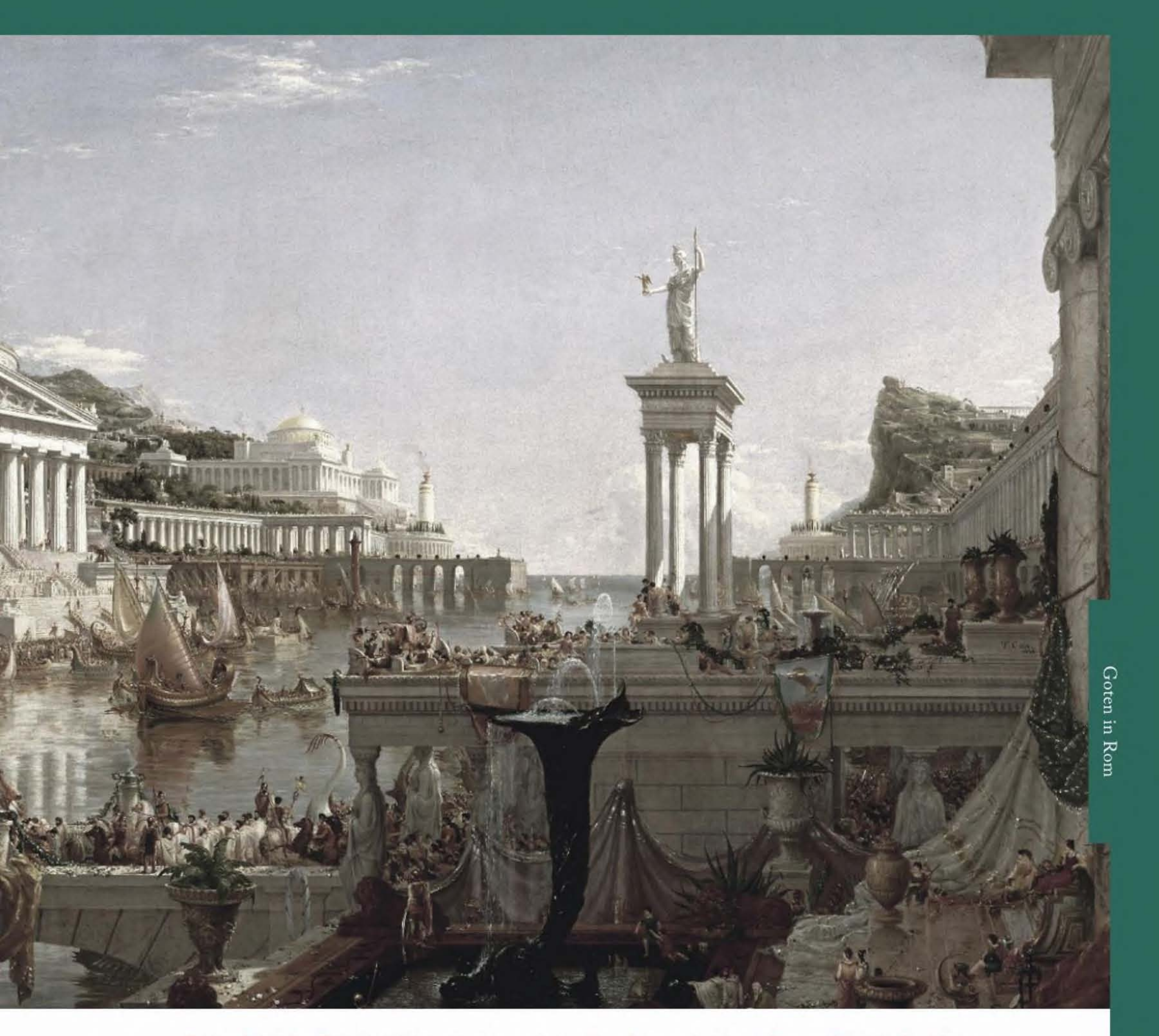
Umso gefährlicher muss Stilichos Politik erscheinen. Im Sommer 408 gelingt es seinen Feinden unter den weströmischen Höflingen, den inzwischen erwachsenen Honorius davon zu überzeugen, dass der Heermeister nach dem oströmischen Thron zu greifen versuche – und damit bald mächtiger wäre als Honorius selbst.

Heimlich hetzen die Verschwörer die Armee gegen ihren Führer auf. Eine erste Meuterei kann Stilicho noch unterdrücken, indem er droht, nach altem Brauch jeden zehnten Mann töten zu lassen. Doch dann überfallen die Verschwörer seine Gardisten und bringen sie um. Der Heermeister muss in Ravenna Schutz in einer Kirche suchen.

Schließlich ergibt er sich in sein Schicksal und verlässt das Asyl. Vielleicht, weil er auf eine Gnadenzusage vertraut; anderen Einschätzungen zufolge erweist er sich ein letztes Mal als überzeugter Diener des Imperiums und will keinen weiteren Bürgerkrieg verantworten.



Am 22. August 408 wird Stilicho auf kaiserlichen Befehl enthauptet. Anschließend ermorden die Sieger seine Familie und Tausende seiner über die Standorte verteilten, unvorbereiteten Gefolgsleute.



Bald nach Stilichos Tod zieht Alarich mit seinen gotischen Kämpfern vor die Mauern Roms und lässt die Stadt belagern: Obwohl die Machthaber des Imperiums inzwischen in Ravenna residieren, ist die Metropole – überreich an Prachtbauten, Tempeln und Monumenten – noch immer der symbolische Mittelpunkt des Reiches (Thomas Cole, »Die Vollendung des Imperiums«)

Andere Kämpfer, die sich retten können, fliehen zu Alarichs Goten. Der aber wird von den neuen Herren in Ravenna nun gleichfalls zum feindlichen Barbaren erklärt. Seine Vereinbarungen mit Stilicho gelten nicht mehr.

Da entschließt sich Alarich im Herbst 408 zu einem Erpressungsversuch. Er sammelt seine Verbände und überschreitet die Alpen. Weil eine Belagerung Ravennas aussichtslos ist, wählt er ein anderes Ziel: Ende des Jahres erscheinen die Armee und ihr Tross aus Frauen und Kindern vor Rom.

Anders als Ravenna liegt die Ewige Stadt im Binnenland und wird vom Hafen Portus aus versorgt. Alarich schneidet diese Versorgung ab, lässt seine Männer die Kais besetzen, Straßen abriegeln. Und abermals schwillt seine Truppe an: Tausende Sklaven, in der Mehrheit wohl germanische Kriegsgefangene, fliehen aus der belagerten Stadt zu seinem Heer.

Schon nach wenigen Wochen bleibt den hungernden Römern nichts, als sich freizukaufen: Sie bringen ein Lösegeld von 5000 Pfund Gold und 30 000 Pfund

Silber auf, dazu große Mengen Luxusgüter, Pfeffer, seidene Gewänder, purpurgefärbtes Pergament. Zudem erklärt sich der Senat bereit, eine Delegation nach Ravenna zu entsenden, um Kaiser Honorius zu einem Abkommen zu bewegen. Im Gegenzug nimmt Alarich sein Heer zurück und lässt Getreide in die Stadt.

Angesichts der Stärke der Invasoren und der andauernden Bedrohung durch den Aufstand in Gallien willigt Honorius in Verhandlungen ein. Im April reitet Alarich mit einer ausgewählten Schar von Kämpfern über das Apennin-Gebirge nach Rimini und erklärt dem kaiserlichen Unterhändler, was er verlangt: sicheres Siedlungsland in strategisch zentralen Provinzen des römischen Imperiums, jährlich eine erhebliche Menge Getreide und Gold – und das Amt eines obersten Heermeisters, wie es Stilicho bekleidet hat.

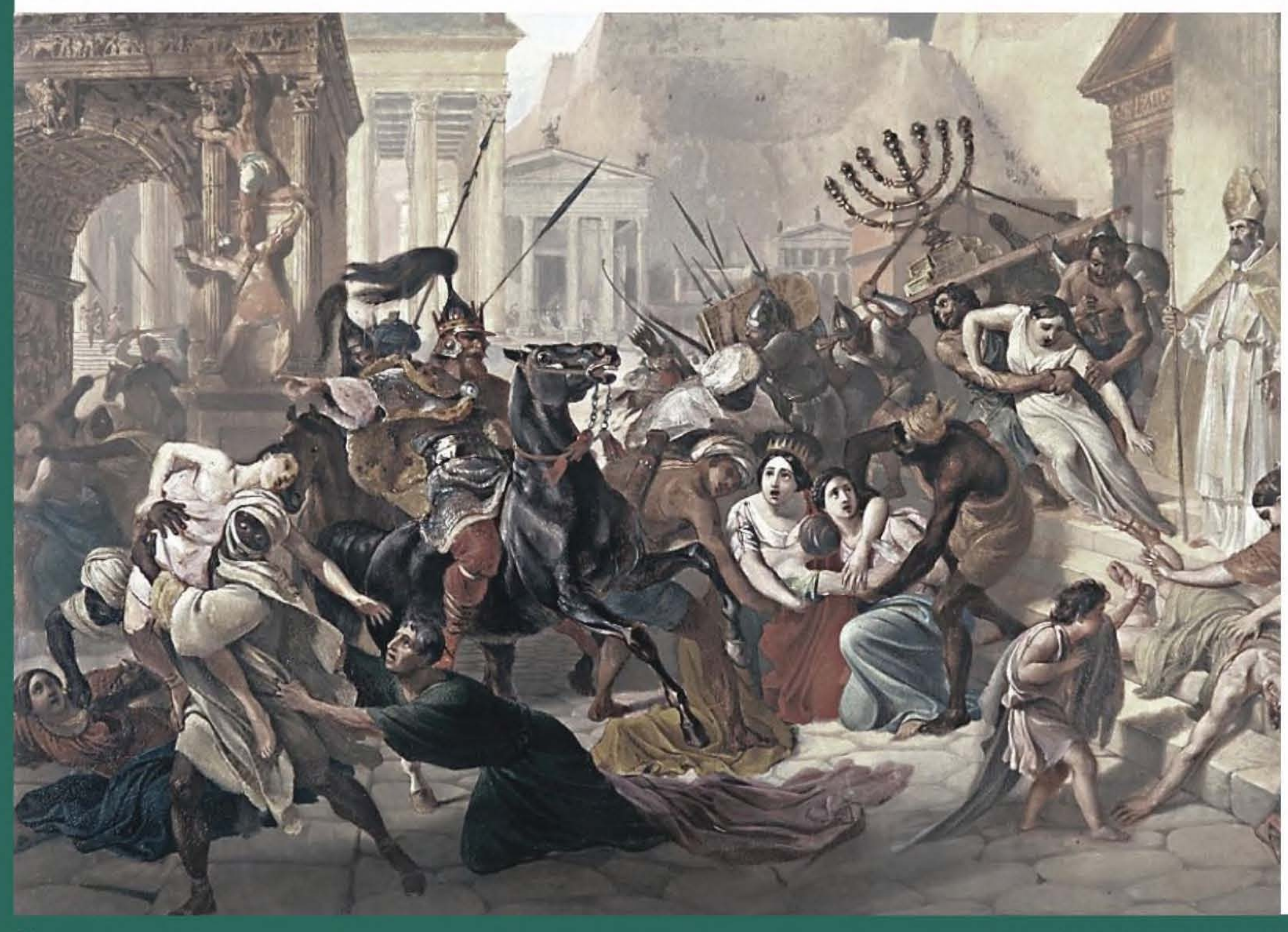
Das sind unerfüllbare Forderungen. Der Hof lehnt ab.

Daraufhin kehrt Alarich zurück nach Rom, nimmt Ende des Jahres die Belagerung wieder auf und nötigt den Senat der Stadt zu einem radikalen Schritt: Die Aristokraten müssen einen der ihren zum Gegenkaiser küren, den erfahrenen und hoch angesehenen Römer Priscus Attalus.

Attalus verleiht Alarich nun die Heermeisterwürde – und wichtigen Gefolgsleuten des Gotenführers ehrenvolle Ämter. Glaubt Alarich wirklich, ein Herrscher von seinen Gnaden könne sich gegen den legitimen Kaiser durchsetzen? Oder will er lediglich den Druck auf Ravenna erhöhen?

Er hebt die Sperren auf, zieht wieder Richtung Alpen, besetzt eine Reihe norditalienischer Städte und schließt Honorius in Ravenna ein. Der jedoch wendet nun jene Waffe gegen den Rebellen, die zuvor Alarich gegen Rom eingesetzt hat: Hunger. Honorius befiehlt seinem Statthalter in Nordafrika, kein Korn mehr nach Italien zu verschiffen. Auf dieses Getreide aber sind nicht nur die Bewohner Roms angewiesen. Sondern auch die Goten vor den Toren.

Im August 410 gibt Alarich das Signal zur Plünderung Roms. Drei Tage lang wüten die Goten zwischen Triumphbögen, Villen und Tempeln, raffen Geld und Gold, Schmuck und kostbares Geschirr zusammen. Doch ihr König erlegt ihnen angeblich eine gewisse Mäßigung auf: Christliche Kirchen zumindest verschonen die Angreifer



Seit anderthalb Jahren lagern viele Soldaten Alarichs sowie deren Frauen und Kinder in Roms Vororten und Umland. Die Reserven sind aufgezehrt, auch weiter entfernte Landstriche ausgeplündert. Vielerorts verstecken Bauern das wenige, das ihnen geblieben ist, bestellen in ihrer Verzweiflung die Felder nicht mehr, lassen Bewässerungsgräben verfallen, die dünne Krume ausdörren.

Mit dem Sommer legt sich eine drückende Schwüle auf das Land. Vom sumpfigen Ufer des Tiber her breiten sich Stechmücken aus und übertragen Malaria. Längst umgeben Abfälle, der Unrat der kampierenden Menschen und ihrer Tiere die Feldlager der Goten. Krankheiten, Hunger, Untätigkeit – mit jedem Tag wächst die Gefahr einer Meuterei gegen den erfolglosen Anführer.

Im Juli 410 setzt Alarich den Gegenkaiser Attalus kurzerhand ab, um erneut mit Honorius zu verhandeln. Er ist sogar bereit, nach Ravenna zu ziehen wie ein Bittsteller. Immer noch vertraut er auf sein Faustpfand Rom.

Doch entweder ist Honorius das Schicksal Roms gleichgültig – oder er hat seine Offiziere nicht im Griff. Jedenfalls überfallen römische Truppen die Goten.

D

Die Angreifer sind schwach, Alarichs Verluste gering. Doch er hat nun jede Hoffnung auf Verhandlungen verloren. Zunächst bleibt ihm nichts, als zurück an den Tiber zu ziehen. Erneut hat er keine Zugeständnisse erreicht. Irgendetwas aber muss er seinen Leuten anbieten, will er sie zusammenhalten. Allein, er hat nichts. Außer Rom.

Die Mauern der Ewigen Stadt mögen vier Meter dick und 15 Meter hoch sein, über 381 Wehrtürme verfügen – doch da nur wenige Soldaten die Stadt beschützen, ist sie leicht zu erobern.

Das aber wäre ein Schritt, der alle Pläne Alarichs auslöschte: der ihn zum politischen Paria, zum Inbegriff eines Barbaren machte – und als Verhandlungspartner unmöglich. Es wäre das Eingeständnis des Scheiterns. Sein Heer würde das Zentrum jenes Glanzes zerstören, an dem er um jeden Preis teilhaben will.

Wohl erst in der Nacht auf den 24. August 410 entscheidet der Gotenführer, dass er keine andere Option mehr hat.

Er gibt Rom zur Plünderung frei.

Der Schrecken, den dieser Satz birgt, wird von den Quellen kaum wiedergegeben. Das Geschrei der in Panik fliehenden Menschen und das Wimmern jener, die eingeholt und ermordet oder erschlagen werden. Das Flehen der Frauen, das Krachen eingetretener Türen, aufbrechender Truhen, umgerissener Gestelle, das Scheppern berstender Amphoren.

Die vielen Tausend Soldatenschuhe und Hufe auf dem Straßenpflaster. Die scharfen Kommandos der Eindringlinge und ihre höhnischen Rufe gegen die Unterlegenen. Das Prasseln von Flammen, das Husten der im Rauch halb Erstickten, das Knacken mächtiger Dachbalken. Das Zetern der Menschen, selbst ausgehungert, denen das letzte Scheffel Korn geraubt wird; das Quieken der verbliebenen Schweine unter dem Messer, Flattern geköpfter Hühner, Schlabbern saufender Pferde an den Marmorbrunnen.

Die Gesänge in den Tavernen und das Schluchzen in den ausgeraubten Villen. Der Triumph und die Lust der Eroberer angesichts der unvergleichlichen Schätze, die sie in der Hauptstadt der Welt finden, ihr wütender Streit in fremden Zungen oder dem Vulgärlatein der Truppe um ein Amulett, ein Prunkschwert, ein gefärbtes Gewand, eine Frau.

Die erstaunten Rufe der Angreifer vor den Arenen und Staatsbauten, die alles übertreffen, was Alarichs Soldaten zuvor gesehen haben, vor den hoch aufragenden Mietskasernen und Triumphsäulen, deren opulente Reliefs Roms Siege über die Barbaren verherrlichen: Erkennen sie in jenen ihresgleichen – oder in den gerüsteten Siegern?

»ES IST DAS ENDE DER WELT«, KLAGT EIN GEISTLICHER

Die Berichte der meist christlichen Chronisten erzählen es nicht, deuten nur an. Stattdessen fassen sie die Skrupel des gleichfalls getauften Alarich in Bilder.

Nicht mit Gewalt seien dessen Männer in die Stadt eingedrungen, sondern eine Adelige habe die Tore geöffnet, um die hungernde Stadtbevölkerung zu erlösen. Die Kirchen, vor allem die beiden großen Basiliken St. Peter auf dem vatikanischen Hügel und St. Paul an der Straße nach Ostia, sowie jeder, der in ihnen Zuflucht suchte, seien geschont worden. Angeblich hätten barmherzige Barbaren fromme Jungfrauen persönlich in diese Asyle geleitet.

Goldene Kelche, Monstranzen und andere im Gottesdienst verwendete Schätze seien nicht geraubt, sondern unter dem Schutz gotischer Schwerter in die Sicherheit St. Peters gebracht worden. Mehr noch: Die Fremden hätten sich den Prozessionen angeschlossen.

Der wahre Kern dieser (zweifellos beschönigenden) Schilderungen besteht wohl darin, dass Alarich seinen Truppen eine gewisse Mäßigung auferlegt.

Sie sollen sich zwar schadlos halten, dürfen in Tempeln und Herrenhäusern, einfachen Haushalten und Werkstätten alles Geld und Gold, Schmuck, erlesenes Geschirr, wertvolles Gerät zusammenraffen, schwelgen und kujonieren – nicht aber dem blinden Brand- und Blutrausch erliegen, der siegreichen Heerhaufen eigentlich zusteht.

Nach drei Tagen befiehlt Alarich den Abzug. Denn das immer noch abgeschnürte Rom hat zwar Luxusgüter jeder

Art zu bieten – aber wenig Essbares. Im Tross führt das Heer eine besondere Beute: Galla Placidia, die Halbschwester des Kaisers.

Setzt Alarich immer noch auf einen Ausgleich mit Honorius, auf eine Zukunft innerhalb des Imperiums? Das könnte die Zurückhaltung erklären. Auch die Entführung Galla Placidias spricht dafür; eine Ehe mit ihr würde den selbst ernannten Gotenkönig zum Verwandten der herrschenden Dynastie machen. Vor allem aber: Seine Leute haben überhaupt keine Alternative. Außer dem Untergang.

Das Gotenheer wendet sich nun nach Süden. Denn dort gibt es noch Nahrung – und eine Chance, die gescheiterte Erpressung in größerem Maßstab zu wiederholen. Sollte es Alarich gelingen, mit seinen Leuten nach Afrika überzusetzen und dort die Truppen Westroms zu schlagen, würde er die Versorgung Italiens mit Getreide kontrollieren.

Doch bereits die Überfahrt nach Sizilien scheitert; vermutlich zerschlägt ein Sturm die wenigen Schiffe, die sich zusammenbringen lassen. Verzweifelt wendet Alarich sich wieder nach Norden.

Da ereilt ihn auf dem Marsch durch Kalabrien ein Fieber. Und kurz darauf stirbt er unweit des heutigen Cosenza, seinen großen Zielen ferner denn je.

Ein antiker Historiker behauptet später, Alarichs Gefolgsleute hätten ihn im Bett des nahen Busento bestattet, den Fluss dafür umgeleitet, dann zurückströmen lassen – und anschließend die Arbeiter niedergemacht. Denn niemals sollten Räuber das Grab ihres Königs finden und schänden können.

Etwa um die gleiche Zeit hält in der afrikanischen Hafenmetropole Hippo Regius Bischof Augustinus seine flammenden Predigten, wie Gott den Fall der Ewigen Stadt zulassen konnte.

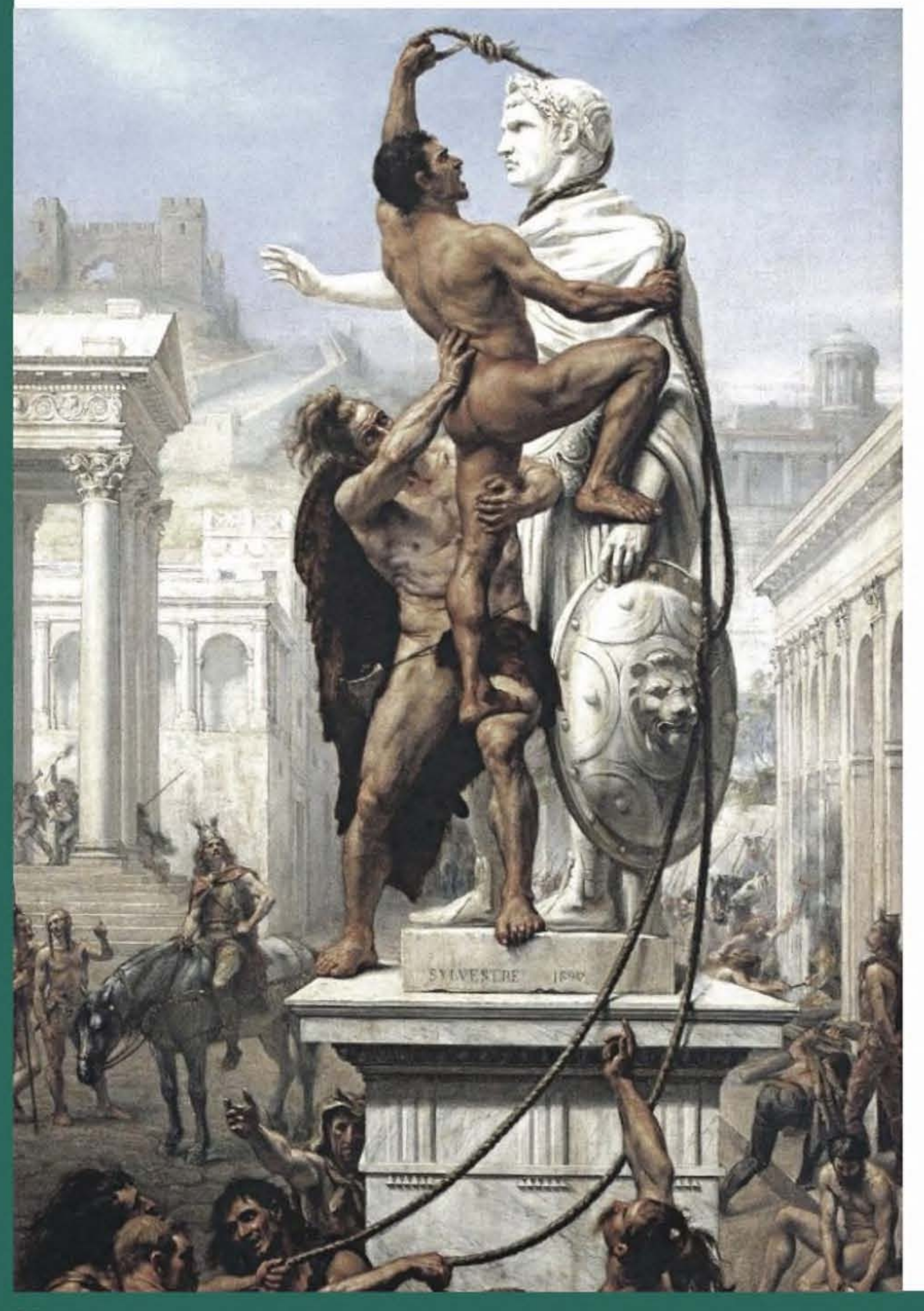
Denn Hippo ist voller entsetzter und wütender Flüchtlinge. Die Christen unter ihnen verstehen ihren Gott nicht mehr. Und die wohlgeborenen, gebildeten Heiden sehen sich bestätigt: 800 Jahre lang, klagen sie, habe kein Feind Rom erobert – nun aber, kaum dass der neue Gott die alten Schutzmächte verdrängt habe, sei die Stadt den Barbaren zum Opfer gefallen!

Der Streit um die Staatsideologie flammt noch einmal auf. Die berühmteste Schuldzuweisung aber richtet sich gegen Honorius. Der Legende nach bricht der Kaiser auf die Nachricht vom Ende Roms hin schmerzerfüllt zusammen – bis er erfährt, dass nicht sein Lieblingshahn namens Roma gemeint ist, sondern die Stadt; danach habe der närrische Herrscher erleichtert aufgeatmet.

Diese hämische Anekdote ist mit Sicherheit erfunden. Doch sie enthält eine Wahrheit: Nachdem er das heilige Rom nicht schützen konnte, ist das Ansehen des Kaisers ruiniert. Sein Versuch zu regieren ist katastrophal gescheitert.

Noch 410 überträgt Honorius das Regiment wieder einem Heermeister. Es

Bevor Alarich den Abzug aus Rom befiehlt, nehmen die Goten die Halbschwester des Kaisers als Geisel. Obwohl sich die Schäden des Überfalls insgesamt in Grenzen halten, hat die Ewige Stadt nun ihre Aura der Unbezwingbarkeit verloren



ist ein Abschied von der Macht für immer: Bis zur Absetzung des letzten Kaisers im Westen (siehe Seite 118) im Jahr 476 werden vor allem Militärs die Geschicke des römischen Staats bestimmen – auch wenn sie zumeist den Thron selbst den dynastischen Erben, später minderen Würdenträgern überlassen.

Der neue Heerführer heißt Flavius Constantius – ein überlebender Parteigänger Stilichos. Machtbewusst, ein fähiger Offizier, politisch geschickt. Entschlossen geht er zunächst die Krise westlich des Rheins an, die inzwischen auch die Iberische Halbinsel erfasst hat.

In Gallien ist neben den ursprünglichen Usurpator ein zweiter getreten. Und statt die über den Rhein gedrungenen Sueben, Vandalen und Alanen zu bekämpfen, setzen die Thronprätendenten diese Invasoren gegeneinander und gegen Honorius ein, überlassen ihnen im Gegenzug weite Landstriche zur Plünderung.

Bis zum Spätsommer 413 kann Constantius die Rebellen bezwingen; die Köpfe ihrer wichtigsten Anführer schickt er, auf Pfähle gespießt, nach Ravenna. Damit sind die regulären Einheiten des Weströmischen Reichs wieder unter einem Kommando vereint.

Nun erst wendet sich der Heermeister den Barbaren zu. Zunächst aber nicht den nach Hispanien weitergezogenen Sueben, Alanen und Vandalen.

Sondern den Goten.



Alarichs Nachfolger Athaulf hat seine Leute in der Zwischenzeit von Italien ebenfalls nach Gallien geführt. Denn seine Ziele sind die gleichen wie die seines Vorgängers: eine ehrenvolle Position am Hof für sich, Land für seine Leute. Und er hat ein kostbares Pfand: Galla Placidia, die aus Rom geraubte Halbschwester des Kaisers.

Zu Beginn des Jahres 414 demonstriert er seinen Ehrgeiz in einer spektakulären Aktion und heiratet Galla Placidia in Narbonne nahe der Mittelmeerküste. Die pompöse Zeremonie findet nach römischem Ritus statt, die Braut trägt einen prunkvollen kaiserlichen Ornat, Athaulf die Uniform eines römischen Feldherrn. Nicht Rebell, sondern Verwandter des Kaisers will er sein.

So viel Hochmut kann Flavius Constantius nicht hinnehmen. Er riegelt Narbonne ab, hungert die Goten aus. Zwar gelingt den Belagerten die Flucht, doch wächst ihr Unmut: Die Männer wollen keinen großen Herrn, wie Athaulf einer zu werden versucht, sondern endlich ein Abkommen mit Rom.

Im Sommer 415 sticht einer von ihnen Athaulf mit dem Dolch nieder.

Damit ist der Weg zum Frieden offen. Athaulfs Nachfolger liefert Galla Placidia an den Kaiser aus – und ist bereit, Rom auch ohne hohen Rang zu dienen. Daraufhin weist Flavius Constantius den Goten endlich das begehrte Land zu, im südwestlichen Gallien.

Nach Jahrzehnten der Wanderschaft scheinen sie endlich angekommen.

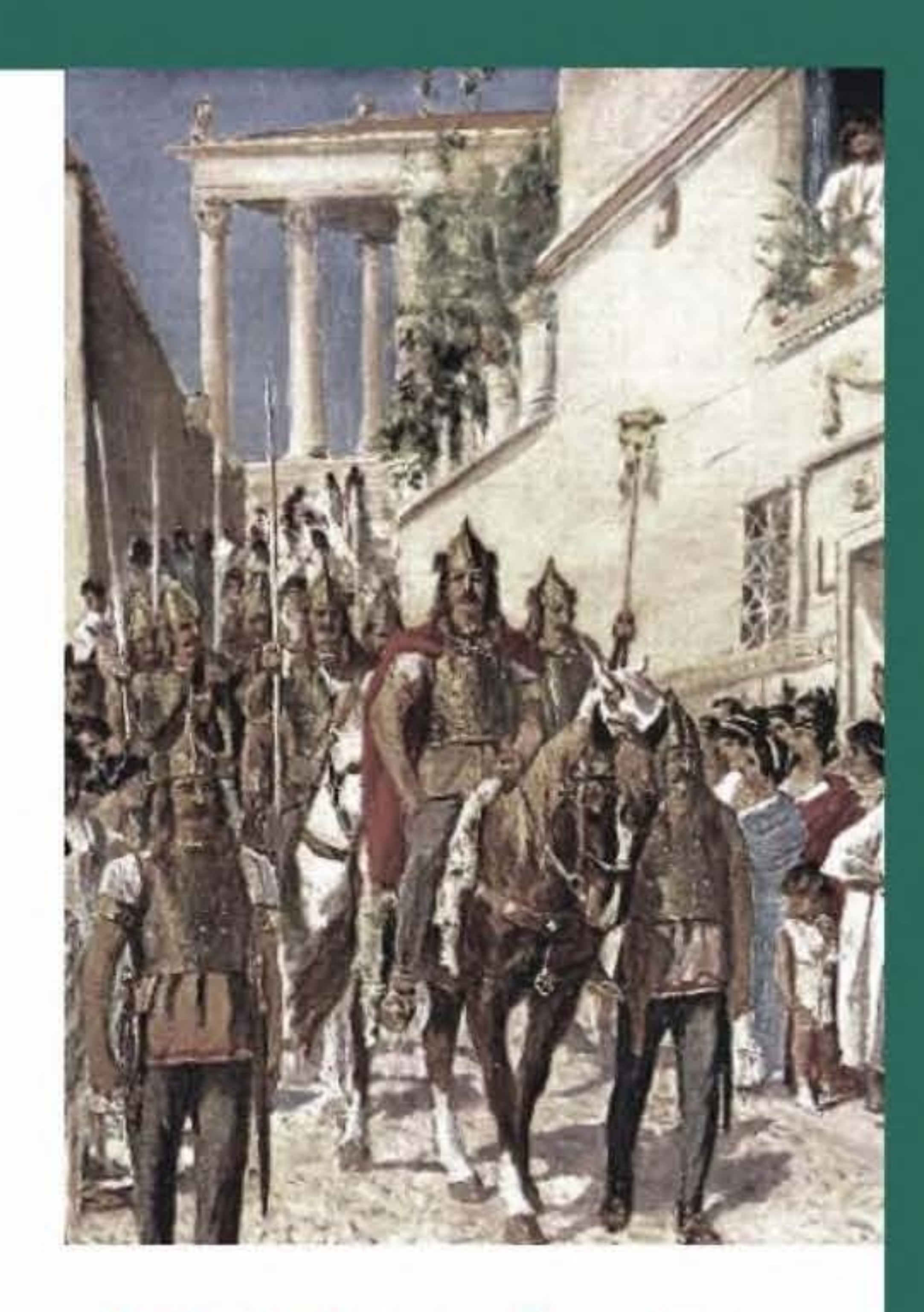
Flavius Constantius kann bis zu seinem Tod im Jahr 421 das Weströmische Reich weiter stabilisieren, mit Hilfe der Goten und anderer Truppen einen Teil der nach Hispanien vorgedrungenen Barbaren vernichten.

Der rücksichtslose Kampf um Macht aber endet nicht. Keiner der nachfolgenden Heermeister kann sich in den internen Kämpfen ohne Blutvergießen durchsetzen. Diesen Preis sind die ehrgeizigen Offiziere bereit zu zahlen, auch wenn darüber Provinzen verloren gehen – an Armeeführer, die immer öfter Alarichs aus der Not geborene Idee kopieren: die Idee eines Heerkönigs.

Bis schließlich das westliche Rom zerfällt. Weil die regionalen Sonderinteressen überwiegen, Ravenna mit jedem abtrünnigen Landstrich weiter an Steuerquellen, Zugang zu Rekruten, Autorität verliert. Örtliche Potentaten unterschiedlicher Herkunft inszenieren sich als Erben des Imperiums. An dessen Stelle tritt ein Gefüge römisch-barbarischer Reiche (siehe Seite 142) – das frühmittelalterliche Europa.

Eine Welt ist zerborsten. „Erobert ist die Stadt, die den ganzen Erdkreis erobert hat“: Alarichs Verzweiflungstat hat Rom entzaubert. Eine Generation nach seinen Goten nimmt 455 abermals ein barbarisches Heer die Stadt ein, die Vandalen unter ihrem König Geiserich. Diesmal ohne Scheu, die Eroberten zu sengen, wie es Siegern ansteht.

Das Imperium ist gefallen. Und zwar durch die eigene Hand. ⬢



Alarich (hier bei einem Triumphzug) stirbt Ende 410 nach dem Versuch, von Süditalien aus Nordafrika zu erobern

Dr. Mathias Mesenhöller, *Jg. 1969, ist regelmäßiger* GEO*EPOCHE-Autor.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Henning Börm, *„Westrom. Von Honorius bis Justinian“*, Kohlhammer: knappe, fundierte Einführung zur krisenbehafteten Spätzeit des Imperiums. Guy Halsall, *„Barbarian Migrations and the Roman West“*, Cambridge University Press: faszinierende, umfassende Studie mit neuerer Deutung des Geschehens. Mischa Meier, Steffen Patzold, *„August 410 – ein Kampf um Rom“*, Klett-Cotta: weniger zum Ereignis selbst als zu den Reaktionen, Erinnerungen und Deutungen – packender Einblick, wie Geschichte „gemacht“ wird.

AUFSTIEG EINER GROSSMACHT

Im 5. Jahrhundert herrscht im römischen Gallien Chaos. Armeeführer ringen um Einfluss – bis ein fränkischer König alle Macht an sich reißt: Chlodwig aus der Dynastie der Merowinger begründet ein Reich, das sich bald von der Nordsee bis zu den Pyrenäen erstreckt

Text: SIMONE BERNARD; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

Jahrhundertelang siedeln jene Stämme, die römische Autoren ab 291 n. Chr. unter dem Namen „Franken" zusammenfassen und die am Ende der Völkerwanderungszeit das Abendland dominieren werden, östlich des Niederrheins (im heutigen Nordrhein-Westfalen und in Teilen der Niederlande). Um 250 queren ihre Krieger erstmals den Rhein und fallen in die westlich des Flusses gelegene römische Provinz Gallien ein. Legionäre drängen die Eindringlinge zurück, doch die fränkischen Überfälle häufen sich nun.

Gegen 350 machen sich die Salier dann nach Gallien auf, ein fränkischer Stammesverband, dem sich weitere Teilgruppen anschließen. Auch sie werden von den Römern besiegt, dürfen aber nach 358 zwischen Maas und Schelde siedeln. Im Gegenzug schützen sie dort fortan die Grenze des Reichs.

Gut drei Jahrzehnte später überfallen die Rheinfranken, ein weiterer Stamm, römische Siedlungen und Heereslager in der Gegend von Köln. Um 390 plündern sie die Stadt und verwüsten deren Umland. Bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts erobern die Franken ein Territorium, das von Köln im Norden bis nach Trier und Mainz im Süden reicht.

Salier und Rheinfranken dienen bereits seit einiger Zeit im römischen Heer. Und im Chaos jener Jahre, als in permanenten Kriegen im Westteil des Römischen Reiches eine Provinz nach der anderen an die germanischen Invasoren verloren geht, machen einige von ihnen Karriere: Franken steigen in Gallien zu Armeeführern auf. De facto sind sie nun selbstständige Warlords; die Regierung in Ravenna erkennt sie oft als Machthaber über ihre Regionen an.

Einer dieser Militärführer ist der Salierkönig Childerich, der – formal im Namen Roms – von Tournai im heutigen Belgien aus den Nordosten Galliens regiert. Seine Beziehungen zu den römischen Heermeistern im Südwesten der Region sind gut. Mehrmals unterstützt er sie im Kampf gegen westgotische und sächsische Krieger.

Sein Sohn Chlodwig erbt wohl 481 den Thron und beginnt bald, den Machtbereich seiner Familie, der Merowinger, zu vergrößern: Er unterwirft nun andere fränkische Könige sowie das Reich eines römischen Warlords in Nordwestgallien.

Um das Jahr 496 marschiert er nach Süden und besiegt bei Zülpich alemannische Truppen, die den Rhein überschritten haben (siehe Seite 60).

Die „Hilfe Gottes" bei diesem Sieg soll den heidnischen König zum Christentum bekehrt haben. Gegen 500 lässt er sich mit einigen Gefolgsleuten nach katholischem Ritus taufen.

Wahrscheinlich aber beugt sich Chlodwig schlicht den Verhältnissen in seinem Reich: Nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums im Westen haben die Franken die noch existierenden Überreste der dortigen Verwaltung übernommen – und an der Spitze der übrig gebliebenen Strukturen stehen in fast allen Städten katholische Bischöfe, auf deren Loyalität sich ein christlicher Herrscher eher verlassen kann. Zudem sind die meisten Untertanen Chlodwigs Christen; die Taufe des Königs erhöht also dessen Legitimität.

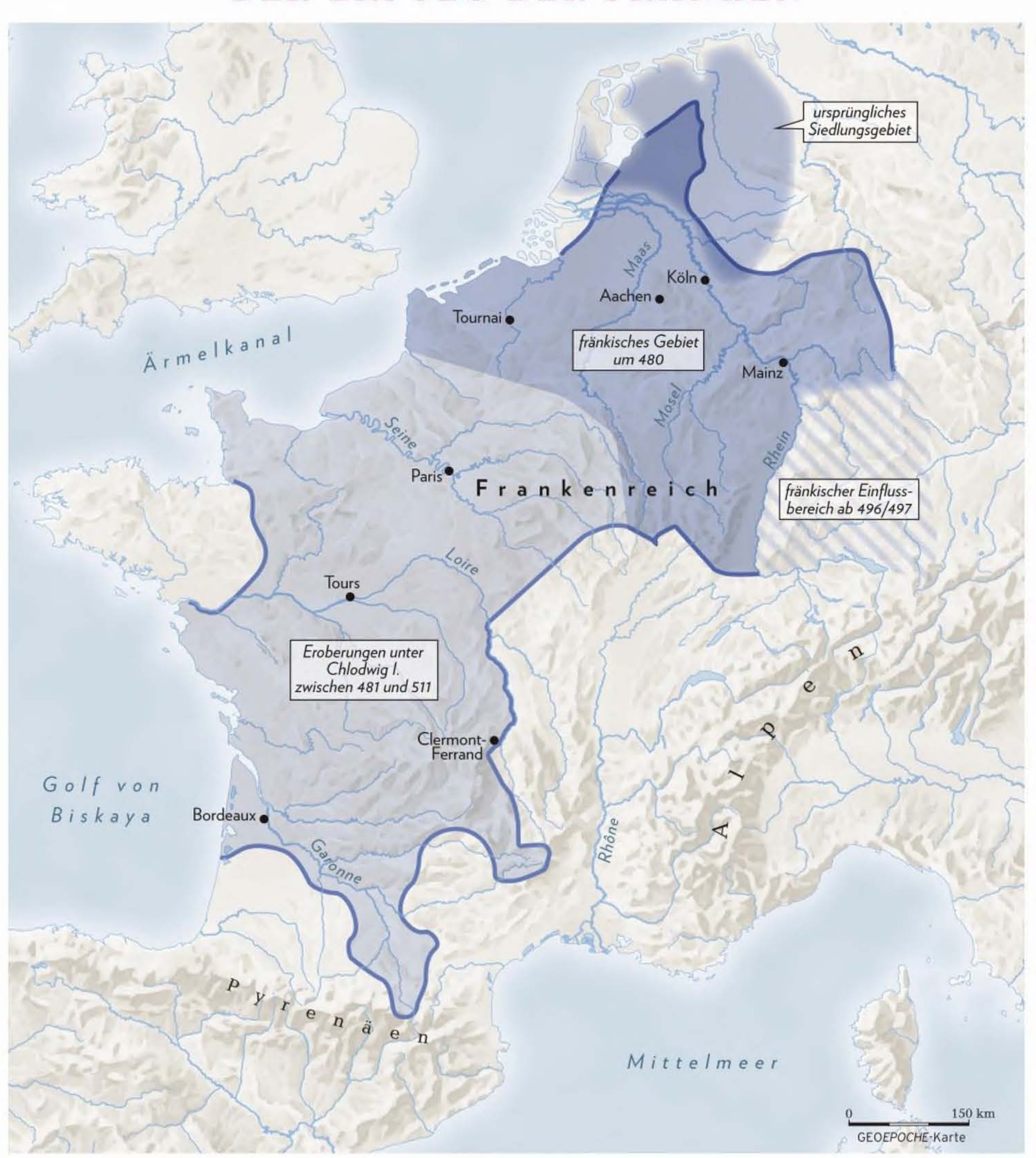
507 erobert er den Norden des Westgotenreichs, von der Loire bis zur Garonne; angeblich erschlägt er selber dessen König. Die Westgoten ziehen sich in Richtung des heutigen Spanien zurück. Chlodwig macht Paris zu seiner neuen Residenz; er ist nun König aller fränkischen Stämme und Herrscher über einen Großteil des heutigen Frankreich.

Den entstehenden Staat sichert er mit einer geschickten Heiratspolitik gegen Ansprüche anderer Machthaber ab: Er selbst vermählt sich mit der Tochter des burgundischen Königs, seine Schwester gibt er dem in Italien herrschenden Ostgotenkönig Theoderich zur Frau.

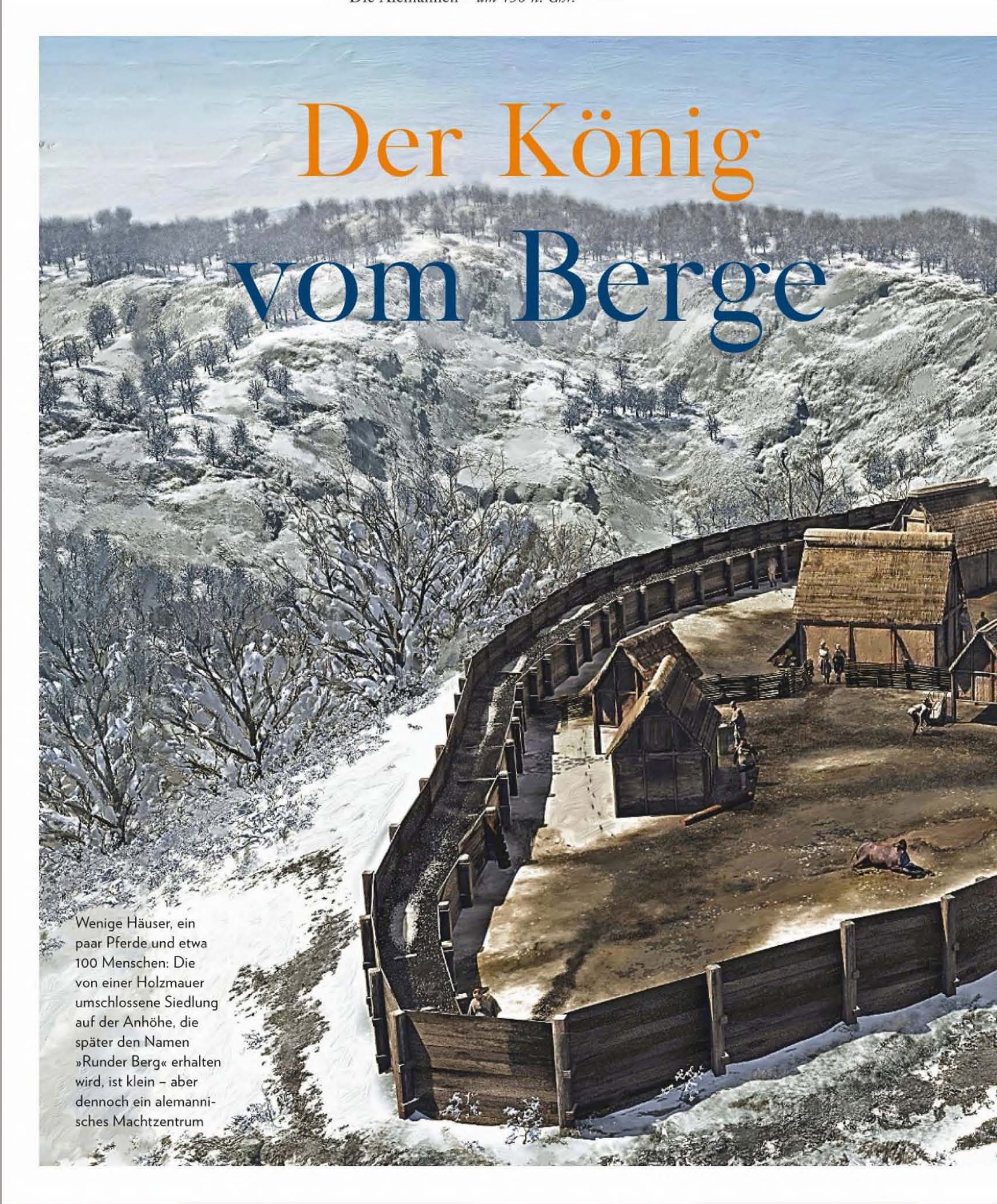
Im Jahr 511 stirbt Chlodwig. Seine Nachfolger werden in den folgenden Jahrhunderten die Burgunder, Thüringer, Alemannen, Bajuwaren, Sachsen und Langobarden unterwerfen und das Frankenreich zum mächtigsten Imperium des Kontinents machen.

Und einer von ihnen wird sich am Weihnachtstag des Jahres 800 in Rom zum Erben der römischen Cäsaren krönen lassen: Karl der Große.

DER ERFOLG DER FRANKEN

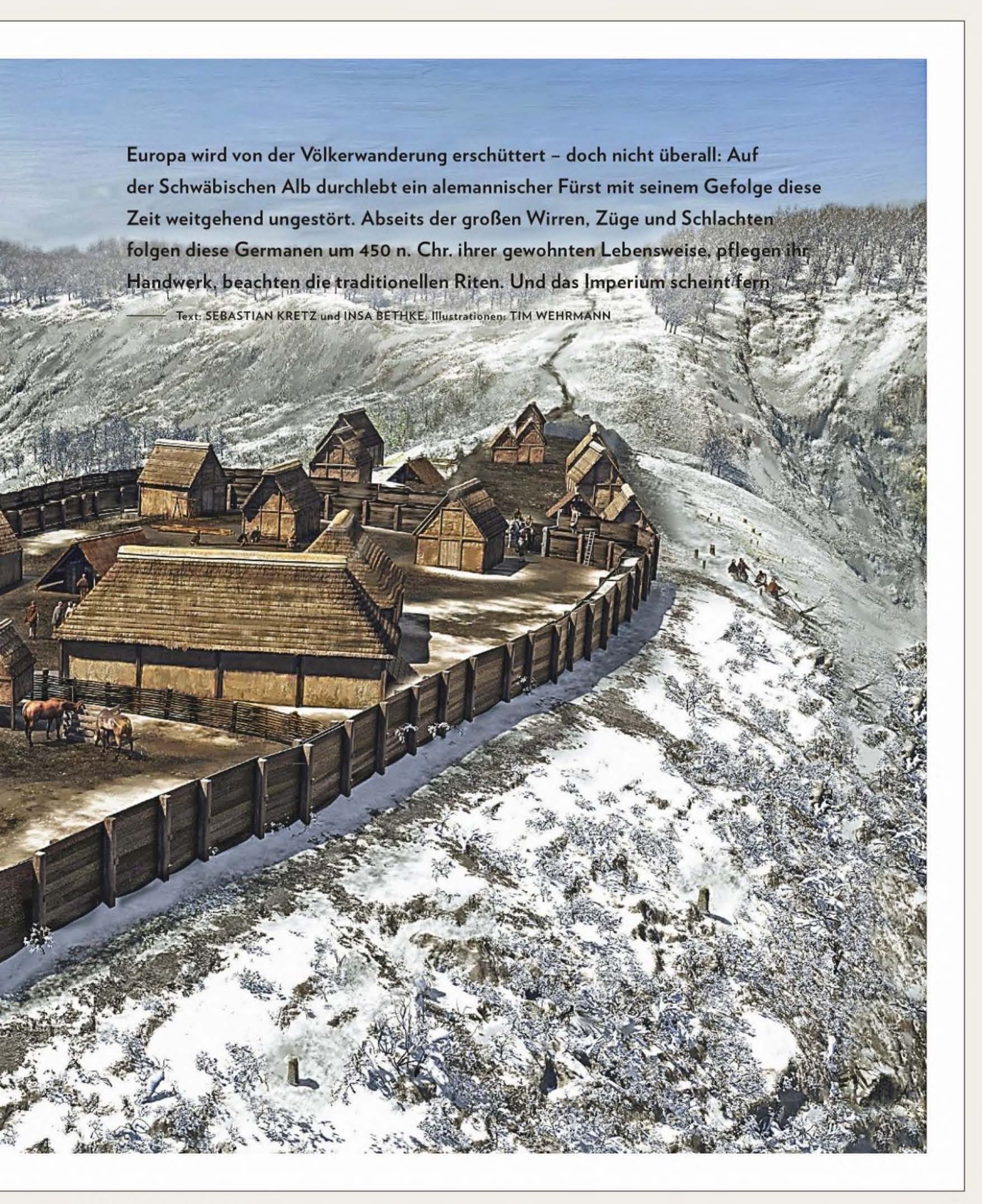


Ab 350 n. Chr. siedeln jene Stämme, die römische Chronisten »Franken« nennen und die in den heutigen Niederlanden und dem westlichen Deutschland beheimatet sind, nach und nach auch in Gallien. Ende des 5. Jahrhunderts, als die zuvor von Rom beherrschte Region im Chaos versinkt, unterwirft König Chlodwig vom Stamm der Salier, die im Nordosten Galliens regieren, alle anderen fränkischen Anführer. Dann greift er nach Süden aus. Der Herrscher zieht gegen die Alemannen am Mittelrhein zu Felde, erobert 507 den nördlichen Teil des Westgotenreichs, von der Loire bis zur Garonne – und begründet so ein neues Reich: das der Franken



Der König vom Berge

Wenige Häuser, ein paar Pferde und etwa 100 Menschen: Die von einer Holzmauer umschlossene Siedlung auf der Anhöhe, die später den Namen »Runder Berg« erhalten wird, ist klein – aber dennoch ein alemannisches Machtzentrum



Europa wird von der Völkerwanderung erschüttert – doch nicht überall: Auf der Schwäbischen Alb durchlebt ein alemannischer Fürst mit seinem Gefolge diese Zeit weitgehend ungestört. Abseits der großen Wirren, Züge und Schlachten folgen diese Germanen um 450 n. Chr. ihrer gewohnten Lebensweise, pflegen ihr Handwerk, beachten die traditionellen Riten. Und das Imperium scheint fern

Text: SEBASTIAN KRETZ und INSA BETHKE; Illustrationen: TIM WEHRMANN



Wie der Kegel eines Vulkans ragt der Berg aus dem Tal der Erms empor, dichter Wald steht auf seinen Hängen, dahinter zeichnet sich die Silhouette der Schwäbischen Alb ab. Ein entlegener Flecken Erde, von der Ebene aus nur mühsam zu erreichen und doch schon lange von einer Aura der Macht umgeben: Immer wieder haben Menschen die Anhöhe erklommen, um darauf Siedlungen und Wehranlagen zu errichten – darunter Kelten, Germanen, Römer.

Der rund 250 Meter hohe Berg ist nur über einen schmalen Grat mit der Hochebene der Alb verbunden und bietet schon in früheren Zeiten idealen Schutz vor Überfällen. Wer hier residiert, erspäht Angreifer, lange bevor sie sich die steilen, unwegsamen Flanken hinaufgekämpft haben. Und wer den Berg beherrscht, gebietet auch über die Bevölkerung der umliegenden Flussniederungen: Denn dies ist ein Ort, der die Menschen aufschauen lässt, der Ehrfurcht schürt.

Um das Jahr 450 n. Chr. erhebt sich auf dem Plateau eine hölzerne Mauer, dahinter ein paar gedrungene Häuser, über denen ständig dunkler Rauch hängt, dazu Werkstätten und Speicher, zwischen denen Pferde umherstreunen. Es ist der Sitz eines alemannischen Fürsten, der hier mit seinem Gefolge, mit Kriegern und Handwerkern, Frauen und Kindern, den Stürmen der Zeit trotzt.

Goten, Vandalen und andere Stämme aus dem Nordosten des europäischen Kontinents sind zu dieser Zeit bereits weit in das Imperium Romanum eingedrungen und ringen den Kaisern des zerbrechenden Reiches immer mehr Land und Macht ab. Germanen ziehen mordend und plündernd durch die Provinzen, ihre Fürsten haben sich vielerorts über die römische Bevölkerung erhoben, sogar eigene Reiche gegründet.

Das Land der Alemannen aber, das sich etwa zwischen Main, Rhein und Donau erstreckt, scheint von diesen Ereignissen merkwürdig unberührt. Während sich andere Stämme Jahrzehnte zuvor in das Imperium aufgemacht und sich die römische Kultur angeeignet haben, sind die Alemannen vielen Bräuchen ihrer germanischen Vorfahren treu geblieben.

Die von ihnen hinterlassenen Spuren bieten einzigartige Einblicke in das germanische Leben in der Ära der Völkerwanderung. Denn mögen antike Historiker auch entscheidende Schlachten der Zeit beschrieben, die Namen bedeutender barbarischer Heerführer überliefert haben – über den Alltag der Germanen schreiben sie so gut wie nichts.

Auch über das Schicksal jener Gruppe, die Mitte des 5. Jahrhunderts

Privilegierte tragen ein vergoldetes Schwert

auf dem „Runden Berg" nahe der heutigen Stadt Reutlingen lebt, berichtet kein Chronist; nicht einmal der Name des Fürsten, der von hier aus über das Umland herrscht, ist bekannt.

Wie weit mag seine Macht gereicht haben? Wann genau mögen seine Vorgänger die Anhöhe in Besitz genommen haben? Unter welchen Umständen?

All dies ist unbekannt.

Und doch erzählt dieser Herrensitz mehr über die Germanen jener Zeit als jede andere ihrer Siedlungen. Denn kaum eine andere Stätte haben Wissenschaftler so intensiv erforscht: Seit Archäologen dort vor fast 100 Jahren erstmals gegraben haben, konnten sie Hunderte von Siedlungsspuren sichern – darunter Geschirrfragmente, Schmuck und Waffenteile sowie in den Fels gehauene Vertiefungen, die einst die Pfosten der alemannischen Häuser hielten.

Kombiniert man ihre Erkenntnisse mit denen anderer Forschungsprojekte, fügen sich diese Informationen zu dem Porträt einer Gesellschaft, die die römische Zivilisation zwar schätzte – ihren Verlockungen aber nie vollständig erlag.

Einst war jene Region, in der sich der Runde Berg erhebt, Teil des römischen Imperiums. Die Kaiser hatten den südwestlichen Zipfel Germaniens, das Dekumatenland, um 70 n. Chr. erobert und durch eine neue Limesanlage gesichert.

Knapp 200 Jahre später jedoch, als Bürgerkriege das Reich schwächten und die persischen Sassaniden es von außen bedrohten, sahen sich Roms Herrscher gezwungen, den Griff um die Gebiete nördlich der Alpen zu lockern.

Sie zogen ihre Truppen hinter die Flüsse Rhein und Donau zurück und gaben diesen Abschnitt des Limes sowie das gesamte Dekumatenland dem Verfall preis (siehe Karte Seite 70). Aus Furcht vor Überfällen verließen viele Bauern und Handwerker die hügelige Region, in der sie nun niemand mehr schützte. Häuser und Ställe verwaisten, Felder verwilderten, Wasserleitungen verfielen.

Immer häufiger drangen nun Horden aus dem Norden Germaniens in den Schwarzwald, den Odenwald und auf die Schwäbische Alb vor, um die letzten Gutshöfe auszuplündern, die noch bewirtschaftet wurden.

Die Angreifer, selten mehr als ein paar Hundert Mann, gehörten verschiedenen Stämmen an, die in jener Zeit zwischen Ostsee und dem heutigen Böhmen siedelten – darunter die Semnonen und Juthungen.

Doch es gab Gemeinsamkeiten zwischen diesen Germanen. Sie sprachen verwandte Sprachen, trugen ähnliche Waffen und bestatteten ihre Toten auf vergleichbare Weise. Und offenbar waren sie äußerst brutal: Mancherorts, darauf deuten archäologische Spuren hin, skalpierten sie die Bewohner, erschlugen selbst Kinder und zerstückelten die Leichname ihrer Opfer.

Da die nordischen Verbände ihre Überfälle bald auch auf das Gebiet des Imperium Romanum ausdehnten und über die Grenzflüsse nach Gallien und

sogar bis nach Italien einfielen, mussten die Kaiser in Rom handeln.

Sie schickten Truppen aus, die den Angreifern schwere Niederlagen beibrachten, banden einige von ihnen aber auch durch Verträge an sich: Manche Anführer der Räubertrupps wurden als Offiziere in die römische Armee aufgenommen und verpflichteten sich, mit ihren Kriegern künftig die Grenzen des Imperiums zu verteidigen.

Einige dieser Männer befehligten möglicherweise Hilfstruppen in jener Region, die sie zuvor selbst verheert hatten: Die Kämpfer ließen sich im ehemaligen Dekumatenland nieder.

Und vielleicht bezog der eine oder andere Einwanderer nun eines der großzügigen Landgüter, die seit dem Rückzug der Römer verlassen lagen. Andere bauten mit ihren Sippen dagegen neue Hofstellen und Weiler auf.

Viele der niedriger gestellten Krieger lebten jetzt als Bauern und Handwerker. Die Verbindungen in ihre alte Heimat ließen sie jedoch nie abreißen. Beständig wanderten wohl neue Gruppen aus der Elbregion ein.

Die alemannischen Handwerker sind äußerst geschickt. Feinschmiede etwa verzieren die Griffe von Schwertern mit hauchfeinem Goldblech und gießen – wie hier – kunstvolle Gewandspangen aus geschmolzenem Silber



Im Jahr 289 n. Chr. bezeichnet ein römischer Redner die vielleicht 120 000 Bewohner zwischen Rhein und Donau erstmals als *alamanni* – in ihrer eigenen Sprache bedeutet der Name vermutlich „alle Männer". Da sie selbst keine Schriftquellen hinterlassen haben, ist allerdings ungewiss, ob die Germanen in dieser Region sich selbst so nennen, ob sie sich überhaupt einer solchen Großgruppe zugehörig fühlen.

Sicher ist jedoch, dass diese Germanenstämme auch unter ihrem neuen Namen zersplittert bleiben. Die Macht zwischen Rhein und Donau teilen sich mehrere Fürsten, die wohl oft über mehrere Hundert Quadratkilometer große Gebiete samt ihren Einwohnern gebieten.

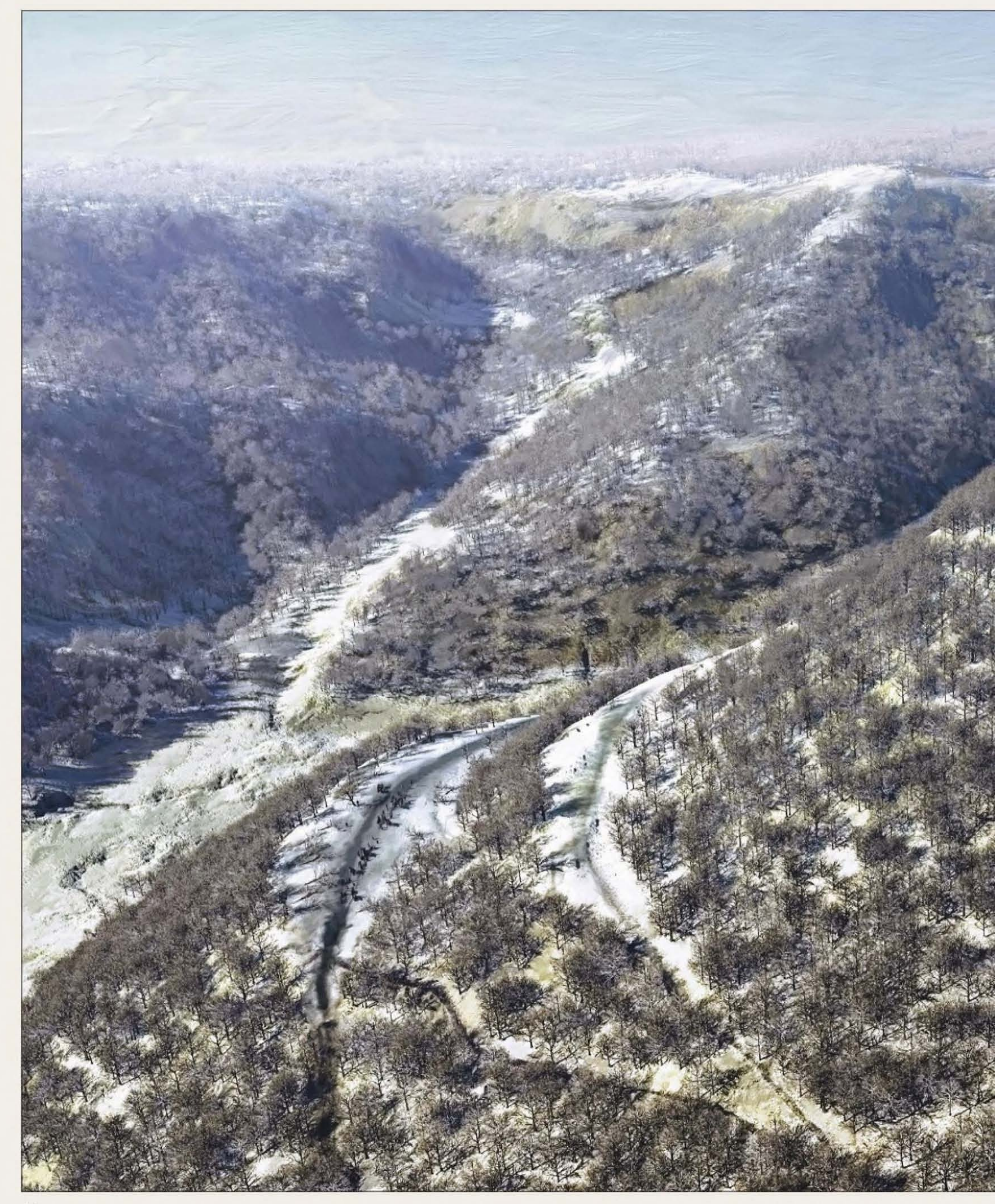
Manche jener alemannischen Heerführer, die weiterhin Beutezüge gegen Rom unternehmen, siedeln dort vermutlich auch mit ihren Kriegsgefangenen, die sie zur Feldarbeit zwingen.

Ab etwa dem Jahr 350 lassen sich viele dieser lokalen Machthaber mit ihren Sippen auf den Kämmen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, auf der Schwäbischen und der Fränkischen Alb nieder. Die Anwesen, die sich über die Höfe in den Tälern erheben, bieten ihnen nicht nur Schutz vor feindlichen Angriffen, sondern sind auch ein Sinnbild ihrer Macht.

Wie Archäologen herausgefunden haben, betreibt mancher Fürst dafür einen enormen Aufwand: Am Südwestrand des Schwarzwaldes, in der Nähe der römischen Rheingrenze, lässt ein Alemanne vermutlich eine ganze Bergkuppe abtragen, um auf dem so geschaffenen Plateau seine Residenz anzulegen.

Hunderttausende Kubikmeter Fels haben seinem königlichen Machtanspruch zu weichen – ein gigantisches Werk, das er wohl nicht allein mit seinen Untertanen vollbracht haben kann: Vielleicht dient der Anführer als Grenzoffizier der römischen Armee und kann daher auf Hilfe aus dem nahe gelegenen Gallien zurückgreifen. Oder es erleichtert ihm und seinen Mannen die Arbeit, dass die Römer einst Bergbau in der Region betrieben und dort bereits Terrassen angelegt hatten.

Auch die flache Kuppe des Runden Berges nahe dem heutigen Reutlingen





Das Anwesen auf dem 250 Meter hohen Bergkegel ist schwer einzunehmen, vor allem im Winter, wenn die kahlen Bäume Angreifern weniger Sichtschutz bieten und die Hänge vereist sind. Bauern aus dem Tal müssen auf dem Weg zu ihrem Herrn gewundenen Pfaden folgen

wird in jenen Jahren erstmals von einem alemannischen Kleinkönig und seinen engsten Getreuen in Besitz genommen: Bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts wächst dort ein Anwesen heran, in dem rund 100 Menschen zu Hause sind.

D

Der Fürst des Runden Berges lässt das Hochplateau aufwendig sichern: Seine Männer schlagen zwei Reihen von Löchern in den steinernen Grund, rammen Pfosten hinein, verbinden sie mit Holzplanken und schütten den Zwischenraum mit Geröll auf.

Das übermannshohe Bollwerk umschließt nun, um das Jahr 450, etwa ein Dutzend Gebäude unterschiedlicher Größe. Zwar sind keine Spuren des Baumaterials mehr erhalten, doch haben Archäologen rekonstruiert, dass die Häuser wohl aus hölzernem Fachwerk gezimmert sind. Die Wände bestehen aus geflochtenen Zweigen, die mit einer Mischung aus Lehm und Stroh bestrichen sind, Holzschindeln oder Stroh verschließen die Dächer bis auf eine kleine Öffnung, durch die Rauch abziehen und Licht eindringen kann.

Ein rund zehn Meter langes Wohnhaus mit einem mächtigen Walmdach überragt alle übrigen Gebäude: der Sitz der fürstlichen Familie. Auch das Innere dieses Hauses, eine lang gestreckte Halle ohne Fenster, zeugt von Reichtum und Macht. Der Herrscher umgibt sich mit römischer Importware und den feinsten Erzeugnissen der alemannischen Handwerkskunst.

Schreiner haben aus kunstvoll gedrechselten Stäben Betten, Tische und Stühle gefertigt. Kerzen in hohen Leuchtern verströmen den Duft von Bienenwachs, in der Mitte des Raumes lodert ein Herdfeuer, in der Ecke liegen Spielsteine, mit denen der Herrscher und seine Familie sich die Zeit vertreiben.

Im Winter, wenn die Hänge der Schwäbischen Alb zuschneien und die Trampelpfade auf den Runden Berg im Frost erstarren, wärmen die Bewohner sich mit Hirschfellen, die in der verrußten Halle ausliegen.

Lädt der Fürst zu einem Festmahl, dringt wohl der Duft von geschmortem Rind aus dem großen Bronzekessel, lässt er auch gebratene Gänse auftragen, eine erst durch die Römer nördlich der Alpen verbreitete Haustierart.

Dazu reichen Dienerinnen Linsen, Kohl oder Rüben, im Sommer auch frischen Mangold, gewürzt mit Dill und Petersilie, Koriander und Bohnenkraut, wie Funde aus anderen alemannischen Siedlungen vermuten lassen.

Die Männer und Frauen speisen aus Keramikschalen, greifen von Tontellern Feigen oder Weintrauben, schenken sich Wasser und Bier aus perfekt modellierten Krügen ein: Anders als das grobe, handgetöpferte Geschirr, aus dem die Menschen im Tal ihren Gemüseeintopf oder Getreidebrei löffeln, stammt die Tischware ihres Anführers aus römischen Werkstätten oder wurde nach römischer Art in Töpfereien nahe dem Runden Berg auf schnell rotierenden Drehscheiben produziert.

Auch wenn das einst von Rom angelegte Wegenetz inzwischen wohl verfallen ist, und auch wenn es keine Stadt, keinen größeren Marktplatz mehr in der Region zwischen Rhein und Donau gibt, gelangen aus dem Imperium Luxusartikel wie Gläser, Bronzegeschirr und Gewürze in die Hallen der alemannischen Fürsten.

Manches davon mag Raubgut sein, doch sind etliche Stücke wohl auf friedlichem Wege in die Siedlungen gelangt – und zwar durch Tauschhandel.

Denn eigenes Geld prägen die germanischen Machthaber nicht: Römische Münzen, die Archäologen später in den Überresten alemannischer Anwesen finden, dienen wohl als Schmuck oder als Rohmaterial für Schmiedearbeiten.

Nach einem so üppigen Mahl erklingt in der Halle sicher Musik, dröhnt der Gesang der Betrunkenen. Ein beliebtes Instrument der Alemannen ist die sechstönige Leier, auf der sich eingängige Melodien spielen lassen.

Vielleicht kann es sich der Fürst sogar leisten, einen eigenen Instrumentenbauer zu beschäftigen: Nur wenige Meister beherrschen die Kunst, das Eichenholz für den flachen Schallkasten so gekonnt auszuhöhlen, dass die Saiten einen vollen Klang erzeugen.

Die Feste dienen dem Herrscher dazu, sich sein Gefolge gewogen zu halten. Mehrere Hundert Krieger folgen ihm, viele von ihnen Fußsoldaten, an deren Gürtel ein *sax* hängt, das einschneidige Kurzschwert.

Wohl nur hochrangige Krieger verfügen über ein Pferd. Sie kämpfen mit der *spatha*, einem zweischneidigen, knapp einen Meter langen Schwert, das eine enorm widerstandsfähige Klinge hat und auch in den Arsenalen der römischen Armee lagert.

Die begehrtesten dieser Waffen haben eine Damaszenerklinge. Will der Schmied auf dem Runden Berg, in dessen rauchverhangener Kate auch Sensen,



Axtblätter und Scheren hergestellt werden, ein solches Schwert formen, muss er verschiedene Stähle zusammenfügen.

Zunächst erhitzt ein Gehilfe gebündelte Platten aus unterschiedlich hartem Stahl, wieder und wieder hält er das Material in die Glut. Anschließend schallt der Klang des Schmiedehammers durch die Siedlung: Mit gekonnten Schlägen verbindet der Meister die einzelnen Teile, streckt und verwindet sie. Wochen dauert es, bis auf diese Weise aus mehreren Kilogramm Metall ein neues Schwert entsteht.

Das für den Stahl nötige Eisen stellen die Alemannen selbst her; die Schwäbische Alb birgt mehrere Erzvorkommen. Um jene Hitze zu erzeugen, die das Metall vom Gestein scheidet, reicht ein gewöhnliches Feuer nicht aus. Auf dem

Noch folgen sie ihren alten Göttern

Runden Berg oder irgendwo in der Nähe haben Handwerker daher vermutlich aus Felsbrocken und Lehm einen trichterförmigen, fast mannshohen Ofen errichtet, der sich auf rund 1300 Grad Celsius aufheizen lässt.

Bei dieser Temperatur löst sich das Gestein aus dem im Ofen aufgeschichteten Erz und fließt durch eine Öffnung ab. Das Eisen bildet am Boden einen Klumpen. Ist der abgekühlt, reinigen die Männer das Rohmetall durch weiteres Erhitzen und sorgfältige Hammerschläge weitgehend von verbliebenen Fremdstoffen. Wieder und wieder falten sie das Material nun, lassen ihr Werkzeug darauf niedergehen, um das Metall zu verdichten und den darin enthaltenen Kohlenstoff gleichmäßig zu verteilen. So entsteht Stahl, den sie dem Schmied zur Weiterverarbeitung überreichen.

Besonders hochgestellte Kämpfer lassen den Griff ihres Schwertes vergolden – eine Aufgabe für den Feinschmied: In seiner Werkstatt auf dem Runden Berg liegen Feilen, Meißel und Keramiktiegel sowie Gießformen aus Ton bereit, mit denen er unter anderem Gewandnadeln und Schnallen für die Ledergürtel der Männer fertigt und verziert.

Um genügend Gold etwa für das Dekor einer Gewandnadel zusammenzubekommen, besorgt er sich wohl eine der seltenen römischen Goldmünzen und bringt sie in einem Tiegel zum Schmelzen. Durch die Zugabe von Quecksilber (das er später durch Verdampfen über dem Feuer wieder entfernt) wird die Masse derart zähflüssig, dass sie sich mit einem Pinsel aufbringen lässt.

Ein paar Meter entfernt liegt die Werkstatt, in der die Weberinnen Stoffe fertigen. Hier ist es kalt, und es riecht muffig, denn die Frauen arbeiten in einem in die Erde eingelassenen Grubenhaus.

Die beständig feuchte Luft verhindert, dass die Leinenfäden, welche die Frauen auf einen mannshohen Rahmen gespannt und mit tönernen Gewichten gestrafft haben, austrocknen und reißen.

Mit der Hand ziehen sie die Schussfäden ein, erzeugen so nach und nach lange Stoffbahnen. Auch Schafwolle, Ziegenhaar und Hanfgarn verarbeiten sie zu Tuchen mit kunstvollen Webmustern.

Aus den Stoffen schneidern sie Kleider für die Bewohner der Siedlung. Die Männer tragen Hosen, dazu ein langes Oberhemd, um das sich ein Gürtel mit metallener Schnalle windet. Die Frauen kleiden sich in Tuniken – eine Mode, die im römischen Imperium schon lange üblich ist und sich erst jetzt auch nordöstlich der Reichsgrenze gegen

Im größten Gebäude lebt die fürstliche Familie zwischen Wänden aus Fachwerk, Lehm und Stroh, gewärmt von einem steinumfassten Feuer in der Mitte des einzigen Raumes und ausliegenden Tierfellen. Kerzen spenden Licht und den angenehmen Duft von Bienenwachs





Stirbt ein Krieger, wird neben ihm mitunter auch sein Pferd auf dem Friedhof im Tal feierlich beerdigt – ein Brauch, den die Alemannen wohl ab etwa 450 pflegen. (Eine solche Begräbnisstätte entdecken Archäologen im Jahr 1999 nicht weit von der Residenz des alemannischen Fürsten nahe der Schwäbischen Alb)



das traditionelle ärmellose Gewand der Germaninnen durchsetzt. Je nach Witterung legen sie sich noch einen Wollumhang um.

Besonders vornehm kleidet sich die Gemahlin des Fürsten. Eine mit Gold verzierte Silberspange hält ihren Mantel zusammen, und vielleicht trägt sie, wie andere germanische Herrscherinnen, bei besonderen Anlässen noch prachtvoller ausgestattete Kleider: Aus einem Grab bergen Archäologen später einen Seidenmantel mit goldbestickten Manschetten und Schließen aus Granat, den einst eine fränkische Fürstin getragen hat.

Edle Stoffe lässt der Herrscher des Runden Berges vermutlich auf den Märkten römischer Provinzstädte beschaffen, etwa im gut 100 Kilometer entfernten Augusta Vindelicum, dem heutigen Augsburg. Möglicherweise bringen seine Männer von dort sogar eine Probe jenes besonders weichen Tuchs mit, das aus dem fernen Orient importiert und zu hohen Preisen im Imperium verkauft wird: Baumwolle.

Der Gott der Römer aber ist den Menschen auf dem Runden Berg fremd geblieben. Mögen sich Stämme wie die Goten und Vandalen längst dem Christentum verschrieben haben, mögen in Städten wie Trier, Köln und Worms schon im 4. Jahrhundert katholische Bischöfe residieren: Die rechts des Rheins siedelnden Alemannen folgen noch immer jenen Kulten, die seit Langem in Mitteleuropa praktiziert werden.

Archäologische Funde und schriftliche Hinweise liefern zwar nur ein vages Bild davon, wie diese Glaubenswelt aussieht. Vermutlich aber verehren der Fürst und seine Krieger höhere Wesen wie Freyr, den Gott der Fruchtbarkeit, dessen Wagen von einem Eber gezogen wird.

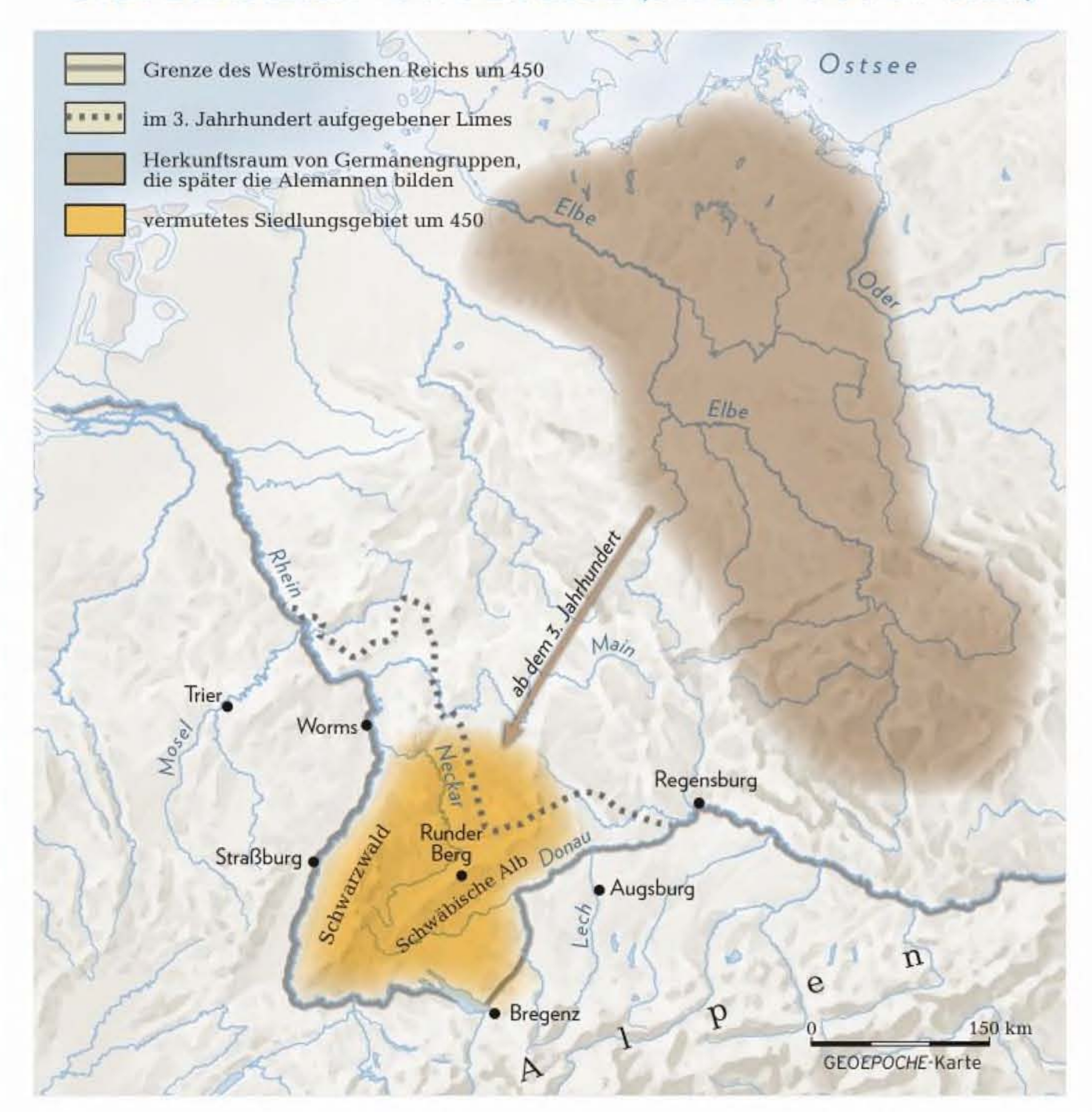
Oder sie versammeln sich an Seeufern und Flussniederungen, um Wotan Waffen oder metallene Tierstatuen zu opfern – auf dass der Götterfürst und Heiler von Menschen und Tieren ihnen wohlgesinnt sein möge.

Fällt ein Kämpfer, so töten seine Gefolgsleute mitunter auch sein Pferd und begraben es – aufgezäumt und gesattelt – neben dem Verstorbenen. Das Reittier, das ihm zu Lebzeiten ein treuer Gefährte war, soll ihn nun in die jenseitige Schattenwelt tragen.

Stirbt ein Bewohner des Runden Berges, zieht die Gemeinschaft mit dem Leichnam wahrscheinlich hinab ins Tal der Erms und setzt den Toten auf ihrem dortigen Friedhof in einem Erdgrab bei. Es gibt keine Hinweise darauf, welche Zeremonien die Bestattung begleiten, aber auf jeden Fall geben die Siedler dem Verstorbenen reiche Beigaben mit auf den Weg ins Jenseits: Geschirr, Schmuck, Schwert und Schild, einen Kamm, vielleicht Speisen und Getränke.

Kaum etwas aber dürfte den Reichtümern gleichkommen, die die Alemannen ihren Fürsten ins Grab legen. In einem Grab am östlichen Rand des Schwarzwalds finden Archäologen später

DIE PLÜNDERER VON DER ELBE (UM 260–500 N. CHR.)



Die Alemannen gehören unterschiedlichen Stämmen an, die ursprünglich um Elbe und Oder siedeln. Als die Römer sich wegen innenpolitischer Probleme um 260 n. Chr. hinter ihre alte Reichsgrenze zurückziehen, wandern Teile dieser Verbände in die Region von Schwarzwald und Schwäbischer Alb ein – zunächst, um zu plündern, doch bald auch, um sich dauerhaft niederzulassen. Wohl weil sie sich kulturell ähneln, nennen die Römer diese Germanen bald *alamanni*. Manche ihrer Fürsten übernehmen militärische Aufgaben für das römische Imperium, andere rauben weiter. Um das Jahr 500 beginnen die benachbarten Franken von Nordwesten her, die Gegend gewaltsam ihrem Reich einzugliedern – und nennen die Provinz später nach deren Bewohnern: »Alamannia«

eine Spatha mit goldenem Griff, einen kostbar verzierten Helm, eine Wurfaxt, eine Lanze und eine mit Edelsteinen verzierte Tasche: eine Ausrüstung, wie sie nur ein Krieger von ähnlicher Stellung wie der Herrscher vom Runden Berg besessen haben kann.



An manchen Tagen satteln der Fürst von der Schwäbischen Alb und seine Krieger ihre Pferde, reiten durch das große Tor im Nordwesten der Siedlung und brechen unter schwerer Bewaffnung gen Rhein oder Donau auf: Vermutlich überfallen sie die römischen Kastelle an den Flussufern, dringen mitunter sogar ins Hinterland vor und rauben dort Gutshöfe oder ganze Ortschaften aus.

Zwar mögen Vorgänger des Herrschers auf dem Runden Berg, wie auch andere alemannische Fürsten, Verbündete Roms gewesen sein – mit dem kaiserlichen Auftrag, das nordöstliche Vorfeld des Reiches zu sichern.

Doch Schriftquellen deuten darauf hin, dass es ab der Mitte des 5. Jahrhunderts vermehrt zu Überfällen durch alemannische Gruppen kommt: Der gallorömische Beamte Sidonius Apollinaris berichtet um 457 beispielsweise, römische Einheiten hätten südöstlich der Schwäbischen Alb eine Truppe von 900 Alemannen zurückgeschlagen.

Sicher ist, dass die westliche Hälfte des seit 395 geteilten Römischen Reiches in jenen Jahren kollabiert: bedrängt durch die Hunnen und germanische Stämme, zermürbt durch innere Kämpfe.

Die wahre Macht halten nicht mehr die Kaiser, sondern deren oberste Offiziere, die Heermeister – bis schließlich 476 ein germanischer Heerführer den letzten weströmischen Imperator absetzt (siehe Seite 118).

Manche Anführer der alemannischen Verbände nutzen das Chaos also, um jenseits der Grenzen römische Kostbarkeiten zu rauben, doch im Kampf um das Erbe Roms spielen sie keine Rolle – wohl auch deshalb, weil sie nie ihre Kräfte bündeln, nie einen gemeinsamen König wählen, ihre zersplitterten Gebiete nie zu einem Reich vereinen.

Kaum ein Chronist des 5. Jahrhunderts erwähnt die Alemannen. Und selbst dem gallo-römischen Bischof Avitus von Vienne, der um 500 mit den Mächtigen seiner Zeit korrespondiert, sind sie offenbar keine Zeile wert: Nicht ein einziger seiner 86 erhaltenen Briefe ist an einen alemannischen Machthaber gerichtet.

Und so bleiben die Siedler auf den entlegenen Höhen der Schwäbischen Alb wohl lange von den Unruhen der Zeit verschont – bis ihre Heimat ins Blickfeld eines germanischen Herrschers gerät, der einige Hundert Kilometer nordwestlich des Runden Berges im gallischen Tournai residiert: der fränkische König Chlodwig (siehe Seite 58).

Bereits um das Jahr 487 hat der Machthaber den größten Teil Nordgalliens unter seine Herrschaft gebracht, hat den letzten römischen Statthalter in der Region besiegt und sich die Gebiete anderer fränkischer Kleinkönige unterworfen. Nun wendet er sich südwärts.

Vielleicht treibt ihn schierer Expansionswille, vielleicht aber setzt er sich auch gegen alemannische Truppen zur Wehr, die über den Rhein in das entstehende fränkische Reich vorgedrungen sind. Auf jeden Fall schlägt Chlodwig um 496 ein alemannisches Heer nahe der heutigen Stadt Zülpich.

Und er siegt auch in weiteren Schlachten: Um 507 kontrolliert Chlodwig vermutlich Teile des alemannischen Machtbereichs. Bis 537 bringen seine Nachfolger schließlich sogar das gesamte Land zwischen Rhein, Donau und Main unter ihre Herrschaft.

Welches Schicksal den Menschen auf dem Runden Berg in dieser Zeit widerfährt, ist ungewiss.

Kommt es dort zu Kämpfen mit fränkischen Soldaten, wie manche Wissenschaftler vermuten? Zerschlagen Eroberer all jene Gefäße und Gläser, deren Überreste die Archäologen viele Jahrhunderte später auf dem Plateau bergen werden? Oder ist es vielleicht ganz anders? Gibt der Fürst seinen imposanten Sitz freiwillig auf, weil er schlicht keine Macht mehr besitzt?

Niemand weiß es. Sicher ist nur, dass das Anwesen auf dem Runden Berg um das Jahr 500 binnen kurzer Zeit verödet – wie wohl auch alle anderen alemannischen Höhensiedlungen.

Gefolgsleute des fränkischen Königs herrschen nun über das Gebiet, das sie zur fränkischen Provinz Alamannia zusammenfassen.

Der Runde Berg indes verliert nichts von seiner Anziehungskraft. Irgendwann nach 650 entdeckt ein anderer germanischer Clan die Vorzüge seiner steilen Flanken und errichtet auf dem Plateau einen Hof. Und in späteren Jahrhunderten erhebt sich über dem Tal der Erms eine turmbewehrte Burganlage mit mächtigen Mauern.

Wohl erst im 16. Jahrhundert verlassen schließlich die letzten Bewohner die Anhöhe – aus welchem Grund, kann heute keiner mehr sagen. Die hölzernen Häuser der Alemannen aber sind längst verfallen, Erdrutsche haben ihre Überreste mitgerissen, zurückgelassene Gegenstände unter Geröllschichten begraben.

So kommt es, dass rund 1500 Jahre später, als Wissenschaftler die Siedlung erforschen, nur noch ein paar Tonscherben, Schmuckteile und Löcher im Fels davon zeugen, dass auf diesem Berg in der Schwäbischen Alb eine germanische Sippe einst mehr als ein Jahrhundert lang die Wirren der Völkerwanderung überdauert hat. ●

Sebastian Kretz, *Jg. 1982, ist Autor in Berlin.* **Insa Bethke**, *Jg. 1977, hat diese Ausgabe redaktionell betreut.* **Tim Wehrmann**, *Jg. 1974, fertigt schon seit vielen Jahren Illustrationen für* GEO*EPOCHE.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Karlheinz Fuchs et al. (Hg.), *„Die Alamannen"*, Theiss: umfangreicher Ausstellungskatalog zu allen Aspekten der in Südwestdeutschland siedelnden Germanen. Helmut Bernhard et al., *„Der Runde Berg bei Urach"*, Theiss: etwas älter, aber immer noch das beste Überblickswerk, das sich konkret mit den Funden auf der Anhöhe der Schwäbischen Alb befasst.

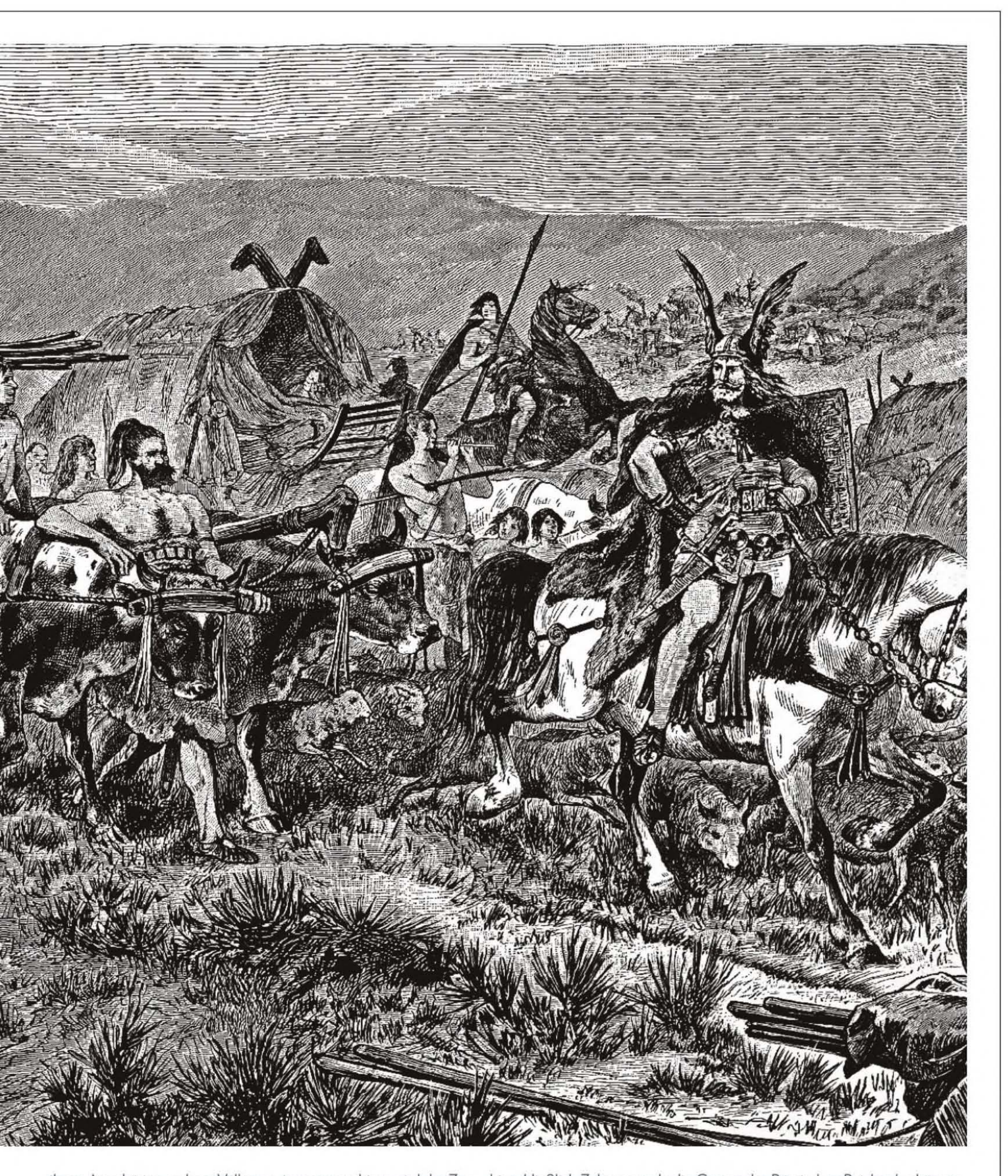


BIS ANS ENDE **DER WELT**

Ihr Name ist ein Synonym für schauerliche Barbarei, sie stehen sinnbildlich für maßlose Zerstörungswut: die Vandalen. Dabei handelt das Volk aus dem östlichen Mitteleuropa zeitweilig so organisiert und diszipliniert, dass es mehr erreicht als jeder andere germanische Stamm. Über Tausende Kilometer schlägt es sich durch das römische Imperium, von den Karpaten bis nach Südspanien, wagt schließlich den Sprung über das Meer – und errichtet in Afrika ein prächtiges Reich

Von CAY RADEMACHER

Auf Ochsenwagen, Pferden und auch zu Fuß brechen die Vandalen um 400 auf. Ihre gesamte Habe nehmen sie mit. Nach und nach schließen sich



ihnen Angehörige anderer Völker an, immer gewaltiger wird der Zug – bis schließlich Zehntausende die Grenze des Römischen Reiches bedrängen



Geschichte, so sagt man, wird von den Siegern geschrieben. Doch zur Zeit der Völkerwanderung ist es nicht so, zumindest nicht ganz.

Da sind es die Verlierer – die zivilisierten, Lateinisch und Griechisch sprechenden Römer, die von den Barbaren überwältigten Bürger des untergehenden Imperiums –, die selber die Geschichte ihres Untergangs verfassen.

Ihre Sicht der Ereignisse ist, wie könnte es auch anders sein, parteiisch und düster. Ihr Blick ist getrübt: Sie beklagen die Taten, unter denen sie leiden müssen, aber sie wissen recht wenig über die Täter. Wer sind die Angreifer, wo kommen sie her, was treibt sie an? Spätantike Chronisten notieren zwar hin und wieder irgendwoher beschaffte Informationen, doch eigentlich bleiben ihnen die Barbaren schrecklich rätselhaft.

Die „Völkerwanderung" ist daher ein Begriff, der längst vom Historischen ins Mythische hinübergeglitten ist. „Völkerwanderung", das klingt grandios und düster, das klingt nach Umbruch, Krieg, Eroberung, nach Ende und Anfang einer Epoche. Doch wie hat sich all das, irgendwann um das Jahr 400, irgendwo in Gallien oder Spanien, in Italien oder Nordafrika denn tatsächlich zugetragen?

Wie sind diese Völker „gewandert"? Muss man sich das als jahrelangen Flüchtlingsstrom vorstellen? Als Zug der Elenden, die in kleinen Gruppen mal hier über den Rhein gehen, mal dort unbemerkt die Grenzposten an der Donau passieren, bis unter ihrer schieren Masse das Römische Reich kollabiert?

Oder sind dies entschlossene Siedler, die, wie Jahrhunderte später die Pioniere Amerikas, mit Frauen und Kindern, mit Hab und Gut in ein gelobtes Land strömen, um es unter sich aufzuteilen? Und die dabei keine Rücksicht nehmen auf jene Menschen, die dort schon leben?

Oder sind es vielleicht germanische Elitetruppen, vieltausendköpfige Heere, die mordend und plündernd ins Imperium einfallen und sich schließlich zu neuen Herren aufschwingen?

Und schließlich: Wer eigentlich sind denn diese „Völker"? Sind das seit Generationen verschweißte Gruppen, Nationen gewissermaßen, eine jede durch Sprache, Herkunft und Religion

verbunden? Oder eher lose Bündnisse zahlloser kleiner Stämme? Oder ganz und gar ungeordnete Menschenmassen, Freibeuter der Spätantike, Abenteurer aus allen Weltgegenden, die sich irgendwelchen Anführern anschließen und dabei nach und nach deren Namen annehmen?

Die Angreifer selbst haben, zumindest während der ersten Generationen, kaum eigene Texte hinterlassen. Niemand hat verzeichnet, wie und wann sich ein Volk versammelt hat, warum es losgezogen ist, was man im fremden, reichen Imperium Romanum eigentlich erhoffte und wie es denn gewesen ist, durch dieses Reich zu ziehen. Vielleicht konnten sie nicht schreiben, vielleicht war ihnen die Literatur auch gleichgültig.

Die Archäologen schließlich, die sich heute über Grundmauern und eingefallene Gräber beugen, werden aus ihren Funden ebenfalls nicht recht schlau. Wenn eine Stadt niedergebrannt worden ist – wann und von wem?

Wenn auf dem einstigen Gebiet des Römischen Reiches ein Schwert neben einem Skelett liegt – bedeutet das, dass hier ein barbarischer Angreifer bestattet worden ist, da die Römer ihren Toten in der Regel keine Grabbeigaben zukommen ließen? Aus welchem Volk? Und war er ein durchziehender Krieger, der zufällig hier fiel? Oder ein neuer Herr, der sich das Land, in dem sein Grab liegt, bereits unterworfen hatte?

Sie glauben an den **Gott** ihrer Feinde

Oder liegt in jener Grube ein germanischer Söldner, der im Auftrag der Kaiser Rom geschützt hat? Also kein Angreifer, sondern ein Verteidiger?

Oder haben gar jene Forscher recht, die eine Unterscheidung in germanische und römische Gräber generell für unmöglich halten?

Wenig Genaues also weiß man über die „Völker" und deren „Wanderung", und wohl bei keinem Volk vermischen sich Mythos und Unwissen, düsterer Ruhm und beklagenswert unklare historische Überlieferung so sehr wie ausgerechnet beim scheinbar erfolgreichsten jener Epoche: den Vandalen.

Dieses germanische Volk, das jahrhundertelang in einer entlegenen Ecke Europas lebt und lange von den meisten antiken Chronisten ignoriert wird, versetzt wie aus dem Nichts dem stolzen Imperium einen schweren, ja womöglich den tödlichen Schlag. Es zieht innerhalb weniger Jahrzehnte von den Karpaten nach Nordafrika und hinterlässt dabei eine Schneise der Verwüstung quer durch das heutige Deutschland, durch Frankreich, Belgien, Spanien und Portugal. Die Vandalen erobern die Küsten des Maghreb, ihre Flotten suchen die Balearen und Sizilien, Sardinien und Korsika heim, ihr König plündert gar Rom, die Ewige Stadt.

Doch dann verlieren sie eine Schlacht, und das ganze Volk löst sich auf, als hätte es nie existiert.

Wer, also, sind die Vandalen?

Der römische Gelehrte Plinius der Ältere ist der Erste, der um 77 n. Chr. in einem Werk *vandili* erwähnt. Zu dieser Zeit leben die Vandalen – das legen archäologische Funde sowie einige spätere antike Texte nahe – im heutigen Mittel- und Südpolen. Wohl im 2. Jahrhundert n. Chr. verlagern sie ihren Siedlungsschwerpunkt nach Süden, in Richtung der Slowakei, an die Flüsse Theiß und Donau – und damit in die Nähe der imperialen Grenze. So nahe, dass römische Ideen, Religionen, Sprachen bis zu ihnen ausstrahlen.



Im Jahr 406 n. Chr. überqueren die Vandalen den Rhein, die Grenze zum römischen Imperium – und niemand hält sie auf. Rom braucht seine Truppen an anderen Orten, in anderen Kämpfen

Vermutlich ist es nicht nur Beutegier, die die Vandalen treibt: Wie andere Germanen vor ihnen wollen sie den hohen Lebensstandard im Römischen Reich genießen

Möglich, dass Händler, Handwerker und Flüchtlinge sich von der Reichsgrenze bis an den Karpatensaum wagen. Und sicher werden auch einzelne Vandalen den umgekehrten Weg gehen, um in Rom als Söldner ihr Glück zu suchen.

In der Slowakei wird jedenfalls später ein Grab entdeckt, das den materiellen Einfluss des Imperiums beweist: Es ist mit feinsten Gold- und Silberwaren römischer Werkstätten gefüllt.

Im Lauf der Jahrhunderte setzen sich vor allem zwei Unterstämme aus dem Volk der Vandalen durch, die Hasdingen und die Silingen. Wohl vom 4. Jahrhundert an werden sie nach und nach zu Christen – allerdings hängen sie nicht der Rom beherrschenden katholischen Kirche an, sondern der arianischen Glaubensrichtung. Sie sprechen ein dem Gotischen nahes Idiom, obwohl, das legt zumindest die brüchige Überlieferung nahe, die Goten von alters her Feinde der Vandalen sind.

Doch um 400 verschwinden die Vandalen aus ihrer Heimat an der Theiß.

W

Was ist geschehen? Hat eine Hungersnot sie fortgetrieben? Oder ist es die Angst vor den Hunnen, die bereits den Osten Europas verheeren? Will man sich in Sicherheit bringen, bevor jener schreckliche Feind nahe ist?

Auf jeden Fall überschreiten Vandalen, so Chronisten, um das Jahr 400 die Grenze zur römischen Provinz Pannonien im ungarischen Donauraum.

Mit ihnen ziehen schon bald Sueben, ein germanischer Stamm, sowie Alanen, ein Steppenreitervolk, das bereits seit Jahrzehnten immer weiter nach Westen vordringt und eine iranische Sprache spricht. Eine seltsame Koalition hat sich da gefunden, und niemand kann heute mehr sagen, wie sie zustande gekommen ist. Die Vandalen und ihre Verbündeten verschwinden jedoch rasch wieder von der Donau und damit aus Roms Blick.

Im Winter 406 aber sammeln sie sich plötzlich am östlichen Rheinufer – und die Römer werden sie nun nie wieder vergessen …

Man muss sich düstere Anhöhen irgendwo am Mittel- oder Oberrhein vorstellen, dichte Wälder, womöglich kleine Felder, abgeerntet so spät im Jahr.

Am Ufer stehen Reiterkrieger in langen Hosen, die wollenen Umhänge zusammengehalten von verzierten Metallspangen, bewaffnet mit Lanzen, Schilden, Wurfäxten, langen Schwertern. Bei ihnen Frauen und Kinder, vielleicht zu Fuß, vielleicht auf Ochsenkarren.

Für das Jahr 429, also einen gut 20 Jahre später gelegenen Zeitpunkt, wird ein glaubwürdiger antiker Beobachter die Vandalen auf 80 000 Köpfe schätzen – was bedeutet, dass sie 15 000 bis allerhöchstens 30 000 Kämpfer stellen. Das ist, verglichen mit den römischen Legionen zur Glanzzeit des Kaisertums, nicht gerade ein beeindruckendes Heer.

Doch die Reiter sind schnell und gut organisiert. Das ganze Volk ist vermutlich in Tausendschaften aufgeteilt, die jeweils einem Unterführer folgen. Über allen steht ein König namens Godegisel. Zum Gefolge des Herrschers zählt auch ein Prinz, der königliche Spross mit einer Sklavin, der allerdings einen höchst stolzen Namen führt: Geiserich, „Herrschend mit der Lanze“.

Was erhoffen sich die Kämpfer, wenn sie von den Anhöhen auf den Rhein blicken? Wenn sie nur einen Raubzug planten, würden sie nicht ihre Familien mitnehmen. Wollen sie mit 80 000 Menschen wirklich das Imperium mit seinen Millionen Bürgern unterwerfen?

Wahrscheinlich legen sie es darauf an, *foederati* zu werden, „Verbündete“ des Kaisers. In diesen Status sind ja bereits andere Germanenstämme erhoben worden: Sie haben sich in römischen Provinzen niederlassen dürfen und müssen die nun schützen. Dafür erhalten sie je ein Drittel der Steuern, der sonstigen Einnahmen und des Landes.

Sehen sich die Vandalen also bereits am westlichen Rheinufer, als Herren über Städte mit Thermen und Theatern, als Bewohner ländlicher Villen, die Reichtümer des Imperiums genießend?



Zwei Jahre lang ziehen die Vandalen scheinbar ziellos durch Gallien, machen mal hier, mal dort Beute. Und irgendwann sind sie so weit von ihrer Heimat entfernt, haben sich auf ihrem Zug so viele Feinde gemacht, dass eine Umkehr ausgeschlossen scheint

Sicher ist Godegisel bekannt, dass Rom die Grenztruppen am Rhein ausgedünnt hat, weil es andernorts heftige Kämpfe ausfechten muss. Aber sicher weiß er auch, dass das Imperium ihn und sein Volk nicht als Foederati eingeladen hat.

Niemand in Rom denkt auch nur eine Sekunde daran, die Vandalen ins Reich zu lassen: Sie müssen sich den Zugang also erzwingen.

In der Silvesternacht 406, so überliefert es der christliche Autor Prosper von Aquitanien, überwinden Godegisels Männer und ihre Verbündeten mehr oder weniger widerstandslos den Rhein.

Eine spätere Legende zeichnet die Vandalen als fellbehangene Barbaren, die in eisiger Dunkelheit über den zugefrorenen Strom kommen.

Doch wahrscheinlich ist es viel einfacher: Godegisel nutzt die Errungenschaften Roms, um Rom anzugreifen.

Denn die erste römische Stadt, die die Eindringlinge plündern und niederbrennen, ist Mogontiacum, das heutige Mainz. Dort führt eine Brücke über den Rhein – gut möglich, dass die Invasoren sie und dann die Stadt im Handstreich nehmen. Nun sind sie im Imperium.

Allein, das Imperium will sie nicht.

Rom macht ihnen kein Bündnisangebot (wie nach früheren Einfällen germanischer Stämme), überlässt ihnen kein Land, keinen einzigen Denar der Steuerkasse. Die Hoffnung, die die Vandalenführer gehegt haben mögen – dass sie zu Föderaten des Imperiums werden –, zerschlägt sich wohl binnen Kurzem.

Was nun? Es ist Winter, und 80 000 Menschen müssen ernährt werden. Und so wandern die Vandalen weiter, plün-





Auch die Pyrenäen überwinden die Vandalen, fallen im Jahr 409 in Spanien ein. Nun gibt Rom es auf, die unaufhaltsam vorankommenden Eindringlinge zu bekämpfen. Das Imperium bietet ihnen Land an – und tritt wahrscheinlich sogar ein Drittel der Steuereinnahmen in den iberischen Regionen an sie ab

dernd, raubend, gezogen von der Gier nach immer neuen Schätzen, zugleich auch getrieben von der schieren Not, denn wenn sie irgendwo länger bleiben, dann müssen sie hungern.

Bald steigt der Rauch niedergebrannter Häuser über Speyer auf, dann über Straßburg, Metz, Reims, Amiens, Tournai. Immer tiefer hinein nach Gallien geht der Zug, immer planloser auch scheint er zu werden. Mal wenden sich die Krieger hoch nach Norden bis ins heutige Belgien, dann wüten sie im Zentrum Galliens, schließlich wälzen sie sich gen Süden.

Wenn dahinter eine Strategie von Godegisel steht, dann ist sie heute nicht mehr bekannt. Jedenfalls sieht es in dieser Phase nicht so aus, als würden sich die Angreifer planmäßig eine reiche, gut zu verteidigende Region auf Dauer unterwerfen wollen.

Vielmehr wirkt es, als treibe der Zufall sie voran: Sei es, dass eine Kreuzung zweier Straßen ihnen vielleicht einen plötzlichen Richtungswechsel nahelegt – sei es, dass berittene Kundschafter möglicherweise eine Stadt als zum Plündern geeignet befinden, eine andere jedoch nicht.

Vielleicht kommt es manchmal sogar vor, dass die Einheimischen selbst

Germanen kämpfen gegen **Germanen**

den Vandalen den Weg zum nächsten Nachbarort weisen, bloß um diese schrecklichen Fremden fortzulocken.

Sicher ist nur, dass etliche römische Provinzen unter den Angriffen der Kämpfer Godegisels leiden: „Zuerst hat sich das Volk der Vandalen von seinem Heimatland über das nahe gelegene Germanien ergossen, das dem Namen nach barbarisch, der Herrschaft nach römisch war", klagt der spätantike Theologe Salvian. „Nachdem dieses als Erstes das Verderben erreicht hatte, stand das Land der Belgier in Flammen, dann der Reichtum der verschwenderischen Aquitanier und dann das ganze Binnenland von Gallien."

Und Orientius, ein gallischer Bischof aus ebenjenem finsteren Jahrhundert, resümiert lakonisch: „Ganz Gallien rauchte als einziger Scheiterhaufen."

Doch so wenig solche Berichte über die Strategie der Angreifer verraten, so wenig weiß man auch über die Einzelheiten dieses Höllenzugs.

Vermutlich nutzen die Vandalen die guten römischen Straßen. Der Tross mit all den Frauen und Kindern und der immer weiter anschwellenden Beute, dieser Lindwurm aus Menschen und Packtieren wird sich wohl kaum mehr als zehn Kilometer am Tag bewegen – und wehe dem Landgut oder dem Weiler, wo er abends lagert.

Die Reiter hingegen sind schneller, vielleicht schweifen sie in kleinen Trupps weit ins Umland aus und plündern Städte, die sich noch Stunden zuvor in Sicherheit wähnten.

Weiter, immer weiter! Den Vandalen schließen sich neue Gefolgsleute an, darunter Abenteurer und Entwurzelte sowie verzweifelte Menschen aus den geplünderten römischen Siedlungen, die keine andere Wahl haben, als mit den Angreifern zu ziehen.

Und vielleicht folgen auch opportunistische Beamte den Kriegern, die, da der Kaiser fern ist, nun ihre Dienste dem barbarischen König anbieten.

Neben den vandalischen, suebischen und alanischen Idiomen wird man nun immer häufiger auch lateinische Worte im Zug vernehmen, und vielleicht wird die Sprache Roms nun schon zu jener, in der sich alle in diesem wilden Haufen irgendwie verständigen können.

Im Herbst 409 stehen die Vandalen vor einer titanischen Schutzmauer: den Pyrenäen. Doch sie überwinden einen der Pässe und fallen in Spanien ein. Spätestens jetzt, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt sowie mehrere ausgeplünderte römische Provinzen im Rücken, ist klar, dass es kein Zurück gibt.

Kein Vandale könnte sich je mit seiner Beute wieder bis über den Rhein davonstehlen. Wer nicht sterben will, der muss sich Land erkämpfen.

Und tatsächlich: Roms Machthaber auf der Iberischen Halbinsel fügen sich, zumindest für den Augenblick, ins Unvermeidliche. Den Angreifern wird 411 – endlich! – eigenes Land zugeteilt. Die Hasdingen besetzen den Süden des heutigen Galizien sowie Nordportugal, die Sueben sichern sich den Norden Galiziens und Asturien, die Silingen einen großen Teil Südspaniens, die Alanen holen sich den Rest Portugals und eine Ecke Südostspaniens. (Betrachtet man die Größe der zugeteilten Regionen, dann müssen Alanen und Silingen die wichtigsten Gruppen der Angreifer sein.)

Die Einzelheiten des Abkommens zwischen den Eindringlingen und den Römern sind nicht überliefert, doch wahrscheinlich geht nun ein Drittel der Steuern auf Wein und Silberminen, jeder dritte Denar an Brückengebühren oder Stapelgeld in den Häfen, ein Drittel der Landgüter jener reichen südlichen Regionen an die Vandalen und deren Verbündete – kaum fünf Jahre nachdem sie den Rhein überwunden haben.

Welch ein Triumph!

Welch eine Illusion.



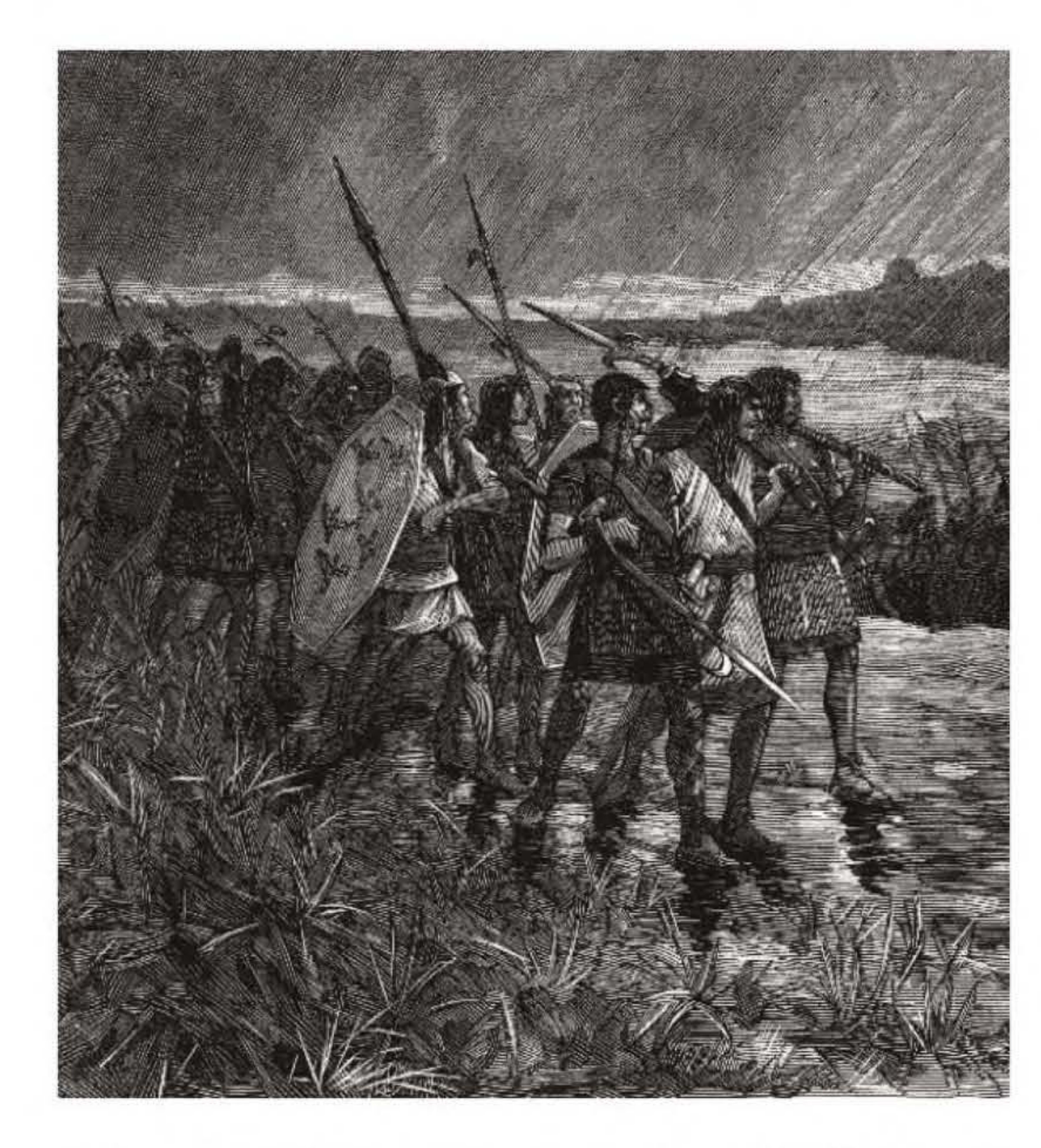
Denn so wenig, wie sich aus dem chaotischen Zug der Vandalen eine Strategie rekonstruieren lässt, so wenig lässt sich eine Strategie am Kaiserhof erkennen. 416, als eine neue Fraktion den Hof zu Ravenna dominiert, schickt der Herrscher ein anderes verbündetes Germanenvolk nach Spanien: die Westgoten, die traditionellen Feinde der Vandalen.

Ihr Auftrag: ebenjene Vandalen, mit denen Rom gerade ein Abkommen geschlossen hat, zu vernichten. Die Goten lassen sich nicht zweimal bitten.

Gemetzel, Überfälle, schreckliche Blutbäder. Innerhalb von bloß zwei Jahren existieren die Silingen und die Alanen praktisch nicht mehr. Die wenigen Überlebenden retten sich nach Galizien. Dort beherrscht inzwischen Gunderich, Geiserichs Halbbruder, die Hasdingen.

Eigentlich sitzen die Vandalen in einer Falle, und sie wissen es: Eingeklemmt zwischen Atlantik und Pyrenäen, bleibt ihnen keine geordnete Flucht mehr vor den überlegenen Goten.

Da, wieder, ein heute schwer verständlicher Schwenk: Der Kaiser zieht die Goten aus Spanien ab, beordert sie ins südliche Gallien. Rettung! Warum



Nur kurz währt der Frieden zwischen dem Imperium und den Vandalen. 416 schickt Rom die mit ihm verbündeten Westgoten nach Spanien, um die Eindringlinge zu vernichten. Die richten ihren Blick nun bald weiter gen Süden – nach Afrika

tut er das? Vielleicht fürchtet man in Ravenna, dass die Goten sich in Spanien auf Dauer festsetzen könnten, und will sie rechtzeitig zurückholen. Die Vandalen jedenfalls hält man für erledigt.

Ein Irrtum, der Westrom um kostbare Besitztümer bringen wird.



Als Gunderich, Herrscher über die Hasdingen, 428 bei einem Kriegszug fällt, wird der inzwischen 40-jährige Geiserich zum König.

„Er war ein Mann von mäßiger Größe“, schreibt ein römischer Chronist. „Er hinkte, weil er einmal vom Pferd gefallen war. Er war ein gründlicher Denker, doch alles andere als gesprächig; Luxus galt ihm als verachtenswert, im Zorn konnte er sehr wütend werden; er war habgierig, voll Arglist, wenn es darum ging, die Barbaren zu gewinnen, und geschickt beim Säen von Zwietracht, um Feindseligkeit zu erregen.“

Ein Machtmensch und geborener Politiker: Geiserich wird sich als einer der klügsten und brutalsten Anführer des chaotischen 5. Jahrhunderts erweisen.

In Spanien, das weiß er, wird sein dezimiertes Volk niemals in Sicherheit sein. Wer garantiert ihm, dass nicht irgendwann wieder ein Heer im kaiserlichen Auftrag über die Pyrenäen kommt, um ihn zu jagen?

Zudem kommt es seit einiger Zeit, aus Gründen, die heute niemand mehr kennt, zwischen den Hasdingen und den Sueben zu schweren Kämpfen.

Nun erst lässt sich eine Strategie bei den Vandalen erkennen – und was für eine großartige, tollkühne, grandiose: Geiserich nimmt Nordafrika ins Visier.

Die (damals sehr fruchtbaren) Provinzen im Maghreb sind reich, sie liefern dem Imperium Getreide, Wein und Oliven. Hier blühen Städte wie Karthago und Hippo Regius. Und: Die Provinzen dort sind noch nie geplündert worden.

Denn all die Hunnen, Burgunder und Goten, die das Imperium seit Jahrzehnten erschüttern, sind Landkrieger geblieben. Noch ist es keinem Volk gelungen, das Mittelmeer zu überqueren. Es fehlt an Schiffen und am seemännischen Wissen, selbst für den nur wenige Kilometer kurzen Sprung von Spaniens Spitze nach Nordafrika.

Sollte Geiserich als erstem Barbaren dieser Sprung gelingen, dann könnte er ein reiches Land unterwerfen. Dann würde er den schrecklichen Goten entkommen. Und dann hätte er Westrom im Würgegriff, denn es ist vor allem das Getreide Afrikas, das Italien ernährt.

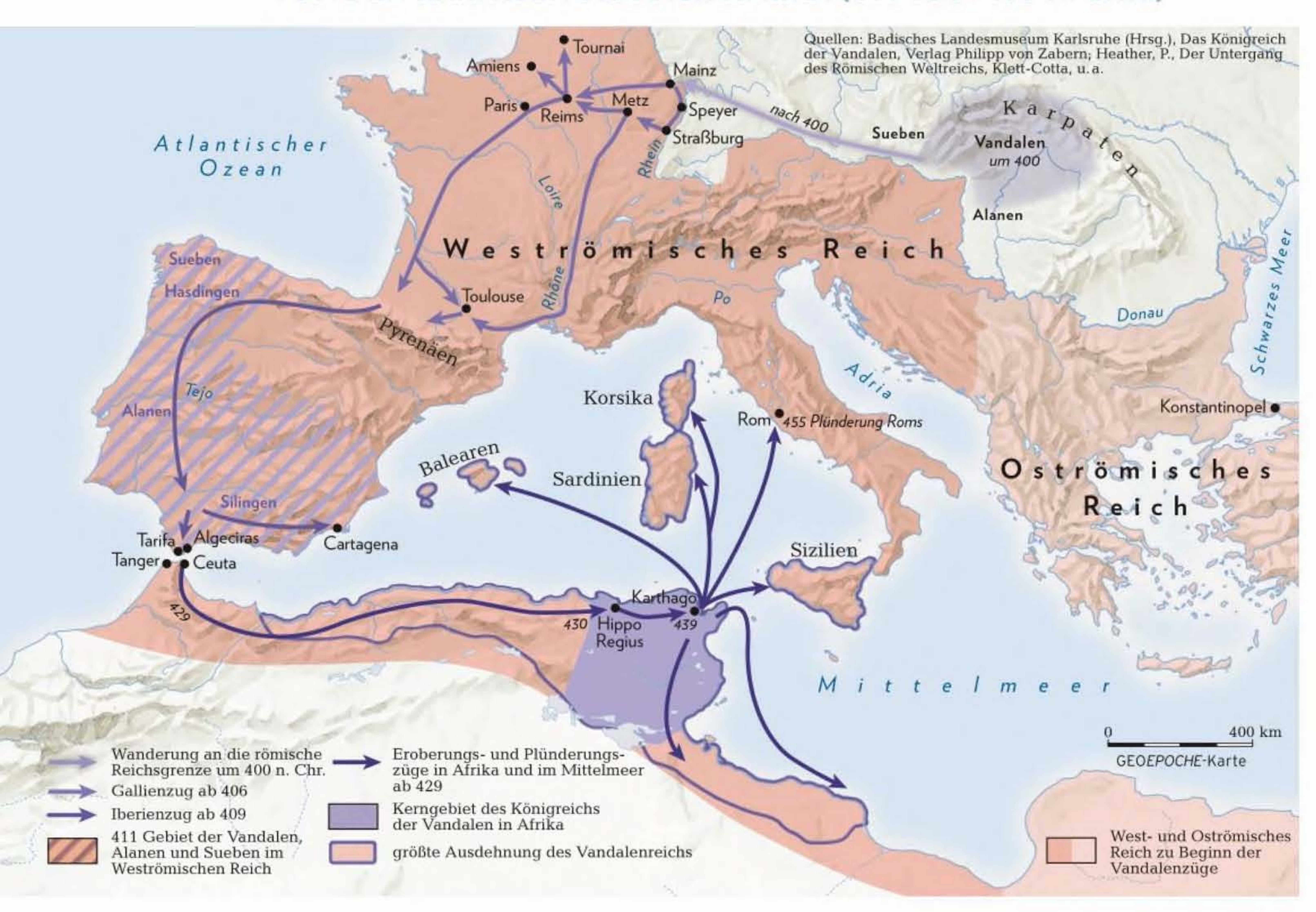
Zwischen 418 und 422 schlagen sich die Vandalen – ganz wörtlich, denn weiterhin toben Kämpfe gegen Sueben und gegen neu entsandte römische Truppen – von Galizien bis nach Südspanien durch. Dort erobern sie systematisch die Hafenstädte.

Der Archäologe Philipp von Rummel, Generalsekretär des Deutschen Archäologischen Instituts und unter anderem Mitverfasser eines Standardwerks zur Völkerwanderung, vermutet, dass sie anschließend einheimische Kapitäne und Fischer zwingen, sie auf ihren Schiffen mitfahren zu lassen. Bald jedenfalls segeln kleine Flotten der Vandalen auf



Im Süden Spaniens erobern die Vandalen mehrere Hafenstädte, zwingen wahrscheinlich Fischer, sie auf ihren Schiffen mitzunehmen, und schaffen als einziges germanisches Volk den Sprung über das Mittelmeer

VON DEN KARPATEN BIS NACH AFRIKA (UM 400–455 N. CHR.)



Kein anderes germanisches Volk gelangt so weit, kein anderes erkämpft sich ein so prächtiges Reich: Um 400 n. Chr. verlassen die Vandalen ihr Siedlungsgebiet im heutigen Ungarn und der Slowakei, überqueren 406 die Grenze zum Weströmischen Reich und beginnen einen beispiellosen Raubzug. Über Jahre hinweg plündern sie Stadt um Stadt, führen auch erbitterte Kämpfe gegen römische Truppen. Vorübergehend schließt das Imperium sogar Frieden mit den Eindringlingen, überlässt ihnen auf der Iberischen Halbinsel große Territorien. Doch dann schickt der Kaiser 416 die mit ihm verbündeten Westgoten gegen die Invasoren. Daraufhin ziehen sich die Vandalen in den Süden Spaniens zurück, setzen 429 über die Straße von Gibraltar – und verheeren Nordafrika. 439 erobern sie Karthago, errichten dort ein eigenes Königreich, greifen die Balearen, Korsika, Sardinien und Sizilien an. Und plündern 455 schließlich Rom

Plünderungs- und wohl auch Erkundungsfahrten über das Meer.

Im Mai 429 wagt Geiserich den Sprung auf den anderen Kontinent. Wieder wüsste man gern Einzelheiten. Wahrscheinlich drängen sich die Vandalen in den Häfen Tarifa und Algeciras und vielleicht auch in den Dörfern der Umgebung zusammen. Handelsschiffe, Fischerkähne, jeder schwimmbare Untersatz wird ihnen recht sein.

Es sind ja an der schmalsten Stelle bloß 15 Kilometer, Afrikas Küste ist ein bläulicher Strich über dem Horizont. Waffenklirrende Krieger, Familien, Beute und viele, viele Reitpferde stehen auf den schwankenden Decks.

Das Ziel? Wohl die Häfen von Tanger und Ceuta. Selbst ein langsames Segelschiff, das bei Morgengrauen in Spanien ablegt, ist am Abend in Nordafrika. Für 80 000 Menschen und den Tross wird Geiserich Hunderte Schiffe requirieren müssen. In weniger als einer Woche wird ihm das vermutlich gelungen sein. Eine Meisterleistung.

Und das Imperium? Kein Legionär erwartet die Angreifer mit dem Schwert in der Faust, niemand verteidigt den Zutritt zur Kornkammer des Reiches.

Denn der in Karthago residierende Befehlshaber Nordafrikas ist in einen Machtkampf verstrickt, sein Blick richtet sich, zumindest zunächst, wohl eher nach Ravenna als nach Westen. Zudem stehen seine Truppen weit östlich von Geiserichs Landungsstelle. Der entlegene

Von den Landungsstellen im heutigen Marokko ziehen die Invasoren mehr als 2000 Kilometer ostwärts, besiegen römische Truppen und erobern 439 das reiche Karthago, eine der bedeutendsten Handelsstädte des Imperiums

Nordwestzipfel Afrikas wird traditionell kaum gedeckt. Und schließlich untersteht dieser Landstrich nicht einmal nominell dem Befehl des afrikanischen Feldherrn, sondern gehört zur Verwaltungseinheit Spanien – die aber überwiegend in vandalischer Hand ist.

Geiserich jedenfalls führt sein Volk nun mehr als 2000 Kilometer durch den Maghreb nach Osten. Die Truppen, die sich ihm doch noch entgegenstellen, schlägt er zurück. Er nimmt die reiche Stadt Hippo Regius und am 19. Oktober 439 sogar die Metropole Karthago, eine der bedeutendsten Hafenstädte des Mittelmeeres. Damit sind die Vandalen, einst ein kleines Volk in Polen, nach einer Wanderschaft von mehr als drei Jahrzehnten und Tausenden Kilometern zu den Herren Nordafrikas aufgestiegen.

Geiserich gründet ein Reich, das große Teile des Maghreb umfasst, aber auch die Balearen, Sardinien, Korsika und Sizilien, denn in Karthago fallen ihm zahllose Schiffe in die Hände, die seine Kämpfer zu Eroberungen nutzen.

Den Vandalen gelingt es damit als einer der ersten Gruppen der Völkerwanderung, ein stabiles und zudem sehr wohlhabendes Reich zu gründen. Und sie sind die Einzigen, die darüber hinaus auch zur maritimen Macht werden, denn sie dominieren nun einen erheblichen Teil des westlichen Mittelmeeres.

Für Rom hingegen kommt dies einem Todesstoß gleich: Im Mai 455 segelt Geiserich nach Italien und plündert Rom zwei Wochen lang systematisch aus.

Der Raubzug durch die Ewige Stadt steht als mächtiges Symbol für den Niedergang des Imperiums. Doch wichtiger noch ist Afrikas Getreide: Indem Geiserich Italien das Brot sperren kann, mischt er sich in die dortige Politik ein. Er verheiratet sogar einen seiner Söhne mit einer Kaisertochter.

Am Ende aber ist es ein anderer germanischer Feldherr, der das Kaisertum im Westen abschafft (siehe Seite 118) und damit vielleicht einen Traum Geiserichs zunichte macht: dass sein Sohn einst den Purpur des Imperators tragen wird. Doch der Verfall der kaiserlichen Macht ist zumindest stark beschleunigt worden, weil Geiserichs Königreich nun die Lebensmittelversorgung Italiens kontrolliert und damit das Fundament einer jeden Herrschaft in Italien unterminiert.



War dies das Bestreben der Vandalen, als sie zu Silvester des Jahres 406 den Rhein überquerten: ein Reich in Afrika? Der Untergang Roms? Wohl kaum. Vermutlich erhofften sie sich bloß einen Flecken Land in den Grenzen des Imperiums, wo sie den Reichtum Roms genießen, aber auch Rom dienen durften.

Anders gesagt: Sie wollten anfangs, auf ihre Art und ziemlich rücksichtslos,

eigentlich bloß Römer werden. Als ihnen der Kaiser dies verwehrte, verheerten sie den Westen des Reiches in einem ebenso langen wie ziellosen Plünderungszug. Und als sie schließlich in Spanien doch noch das ersehnte Land zugeteilt bekommen hatten, mussten sie feststellen, dass sie auf Dauer zu schwach waren, um es zu halten. Und so erst, nach vielen Wirrungen, wandten sie sich nach Afrika und besiegelten das Schicksal Westroms.

Doch genießen können die Vandalen ihren spektakulären Erfolg nicht sehr lange. Als der fast 90-jährige Geiserich 477 nach einem halben Jahrhundert Herrschaft stirbt, kommt es zu inneren Wirren und Rivalitäten, die seine Dynastie schwächen. Zudem bedrängen nun Wüstenstämme die Vandalen.

Doch schließlich ist es Ostrom, das 533 eine Armee nach Nordafrika entsendet. Die Vandalen, als Arianer und Germanen im katholischen und romanisierten Land stets eine isolierte Elite geblieben, stellen sich zur Schlacht – und verlieren 534 den Kampf und ihr Reich.

Nordafrika wird nun oströmische Provinz. Die Vandalen hingegen verschwinden aus der Geschichte.

Ihre Sprache, ihre Religion, alles löst sich auf, als hätte es sie nie gegeben. Allenfalls ein paar Mosaiken in nordafrikanischen Villen und Gräbern, die bärtige, schwertschwingende Reiter verherrlichen, zeugen vielleicht noch von ihrer verwehten Macht.

Man kann nicht einmal sagen, dass ein finsterer Mythos von ihnen bleibt – den „Vandalismus" als Schimpfwort kennt man noch lange nicht. Erst durch ein historisches Missverständnis kommen die Kämpfer aus dem Norden gut 1200 Jahre später zu postumem Schrecken: 1794 vernichten Jakobiner, die radikalsten Kämpfer der Französischen Revolution, kirchliche und monarchische Kunstschätze. Henri Baptiste Grégoire, der Bischof von Blois, protestiert gegen die Destruktionswut und schmäht sie als *vandalisme*. Historisch taucht dieser Begriff ganz unvermittelt auf, und nur der gute Bischof allein weiß, warum er gerade jenes längst untergegangene Volk zum Namenspatron für barbarische Zerstörungswut erhebt.

Das Schmähwort aber bleibt und verbreitet sich nach und nach weltweit. Und so ist von den Vandalen bis heute kaum eine echte Spur erhalten, wohl aber eine bösartige Karikatur ihrer selbst. ⬢

Durch den Fall Karthagos erbeuten die Vandalen zahlreiche Schiffe, erobern die Balearen, Sardinien, Korsika und Sizilien und plündern im Juni 455 schließlich zwei Wochen lang Rom (oben) – ein Schlag, von dem sich das Reich nicht mehr erholen wird

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Konrad Vössing, *„Das Königreich der Vandalen"*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: gute, übersichtliche Darstellung vom Volk und seiner Geschichte, allerdings mit Schwerpunkt auf der Reichsgründung in Afrika. *„Das Königreich der Vandalen"*, von Zabern: opulenter Ausstellungskatalog, der in verschiedenen Beiträgen alle Aspekte vandalischer Geschichte sowie die Lage in Westrom und Nordafrika beleuchtet.

EIN STAMM, ZWEI REICHE

Nachdem römische Truppen ihre Siedlungen am Rhein vernichtet haben, müssen die ursprünglich aus dem heutigen Polen stammenden Burgunder um 443 an den Genfer See ziehen. Dort begründen sie ein zweites Reich, das wie keine andere Germanenherrschaft von der Kultur Roms durchdrungen ist

Text: SIMONE BERNARD; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

Ursprünglich bewohnen die Burgunder, ein Germanenstamm, das Land zwischen Oder und Weichsel; so jedenfalls notiert es um 150 n. Chr. der griechische Gelehrte Ptolemaios, der als Erster die Lage ihrer Siedlungsgebiete beschreibt. In den folgenden Jahrzehnten wandern die Burgunder von dort allmählich nach Südwesten.

Möglicherweise wird die Schar von benachbarten Germanen verdrängt: von den Gepiden, die in dieser Zeit ihren Machtbereich in Richtung der burgundischen Gebiete ausweiten.

Um 260 stoßen Römer und Burgunder erstmals aufeinander, als Krieger des Stammes von Norden her über die Donau in eine Grenzprovinz des Imperiums einfallen und Regionen im heutigen Bayern und vielleicht auch in Vorarlberg plündern. Doch im direkten Kampf sind sie Rom unterlegen: Am Lech bringen Legionäre den Angreifern um 278 eine schwere Niederlage bei.

Etwa in dieser Zeit lassen sich die Burgunder – inzwischen wohl ein Stamm von mehreren Zehntausend Menschen – am mittleren Main nieder, wo sie in einen jahrzehntelangen Konflikt mit den Alemannen verwickelt werden. Sie kämpfen nun auch an der Seite Roms: Von 356 n. Chr. an schließen sie mit dem Imperium mehrere Bündnisse gegen ihre alemannischen Nachbarn – und berufen sich dabei auf die offenbar schon länger kursierende Legende, ihr Volk stamme in Wirklichkeit von den Römern ab.

Tatsächlich haben die Burgunder längst Gebräuche aus dem Imperium übernommen, nutzen gleiches Geschirr und Werkzeug, tragen ähnliche Kleidung und bekennen sich zum Gott der Christen. Geführt wird der Stamm vermutlich von mehreren Kleinkönigen, die dem Römischen Reich eng verbunden sind: Mindestens einer der Adeligen dient als Leibwächter in der kaiserlichen Residenz in Trier.

Im Jahr 407 setzt ein Teil der Burgunder über den Rhein. Bald darauf gründet der Stamm mit Einwilligung des Kaisers auf römischem Boden am Mittellauf des Flusses ein eigenes Reich, vermutlich in der Gegend um Worms.

Als die Neuankömmlinge 435 jedoch beginnen, eigenmächtig ihr Gebiet in Richtung Mosel auszudehnen, wirft ihnen Rom Vertragsbruch vor und straft sie brutal ab: Aëtius, mächtigster Feldherr des Westreiches, löscht ihren Staat im Jahr darauf mithilfe hunnischer Krieger aus. Spätere Dichter weben das Ereignis in eine grausame Geschichte ein, die nach dem Ende der Völkerwanderung in Mittel- und Nordeuropa kursiert: die Nibelungensage (siehe Seite 101).

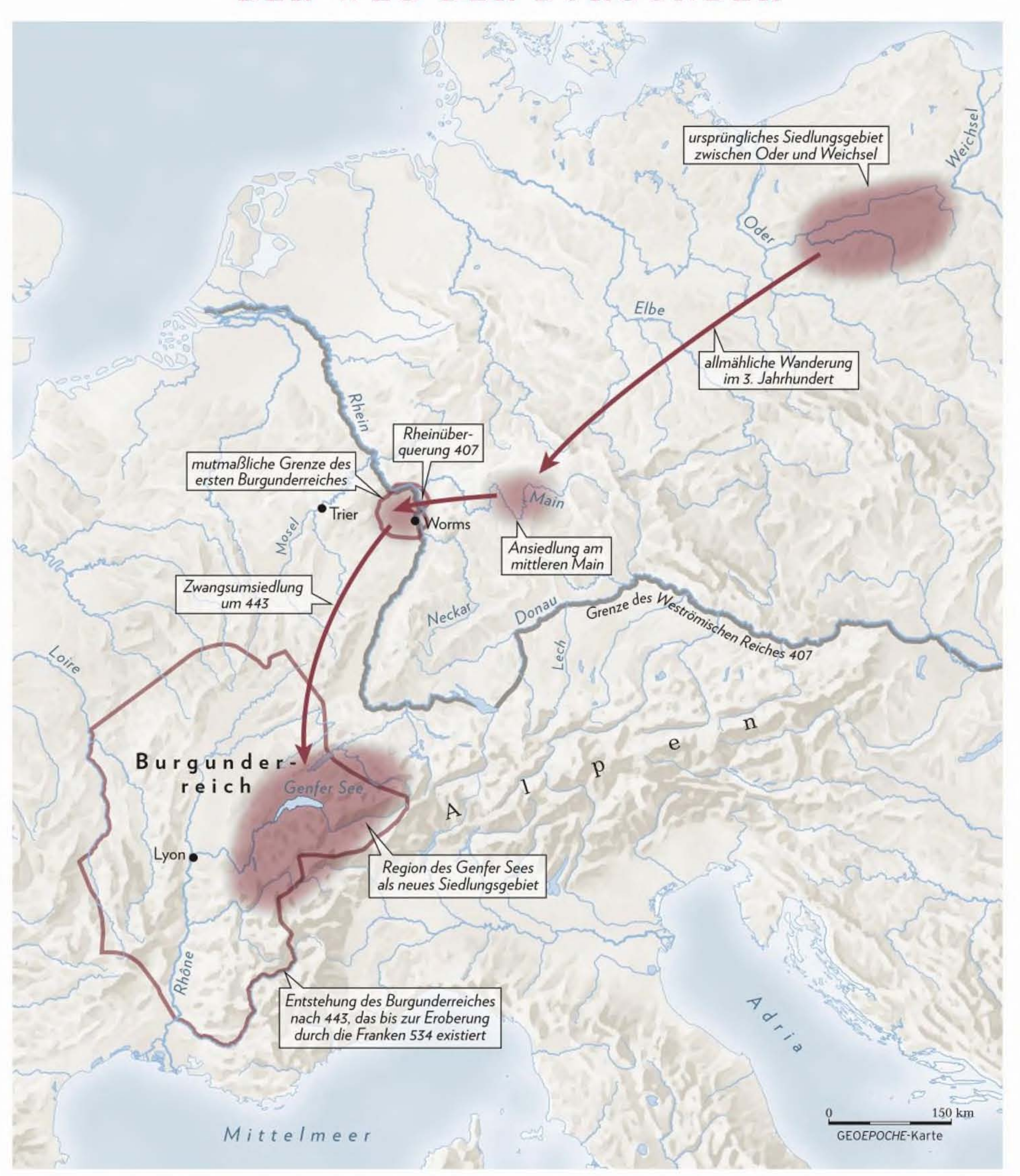
Die überlebenden Burgunder siedelt Aëtius rund um den Genfer See an, wo sie nach 443 ein neues, nun durch und durch römisch geprägtes Reich aufbauen. Im Laufe der Zeit nehmen die Burgunder auch das Umland von Lyon ein und weiten ihr Gebiet schließlich bis Avignon im Süden und in die Region um Dijon im Norden aus.

Die Herrscher in Rom, durch Intrigen in Italien geschwächt, können diese Expansion nicht verhindern. Zudem haben die Burgunder enormen Einfluss in der römischen Armee: Viele ihrer Adeligen bekleiden hohe Heeresämter und gebieten über Truppen, die das Reich in Gallien stationiert hat. Der spätere burgundische König Gundobad wird um 470 sogar höchster Feldherr des Weströmischen Reiches.

Ab etwa 480 regiert Gundobad in Lyon. An seinem Hof wird wohl meist Latein gesprochen, die Muttersprache vieler seiner Berater. Auch die Höflinge sind mit der Kultur Roms vertraut. Die Burgunder übernehmen viele der Gesetze des Imperiums und dessen Verwaltung; manche Posten besetzen sie aus Gründen der Gleichberechtigung doppelt, mit je einem Römer und einem Germanen.

Das Weströmische Reich indes ist mittlerweile untergegangen. Nun steigen die Franken zur neuen Vormacht in Gallien auf (siehe Seite 58); schließlich erobert einer ihrer Könige 534 das Gebiet der Burgunder. Aber das scheint für dieses Volk ohne Bedeutung: Bis etwa 600 glauben viele Burgunder, so bezeugen es Grabinschriften, sie seien noch immer Untertanen Roms. ●

DER WEG DER BURGUNDER



Die Burgunder, die anfangs zwischen Weichsel und Oder und später am Main siedeln, gründen zwei Reiche auf römischem Boden. Das erste entsteht ab 407 am Rhein, wird jedoch bald von Rom vernichtet. Das zweite erblüht ab 443 am Genfer See. Von dort expandieren die Burgunder nach Nordwesten und gen Mittelmeer. 534 wird ihr Reich von den aus Gallien expandierenden Franken unterworfen

DIE GEISSEL

Mit ihren Angriffen auf die Goten hat um 375 n. Chr. die Völkerwanderung begonnen. Nun, gut 70 Jahre später, gebieten die Hunnen über ein eigenes Großreich – und attackieren das Imperium Romanum in mehreren Feldzügen. Angeführt werden sie von einem König, den die Christenheit schon bald als schrecklichsten aller Barbaren fürchtet, als Strafboten des Allmächtigen: Attila

Text: JOHANNES STREMPEL; Illustrationen: THE CREATIVE ASSEMBLY



GOTTES

Es ist vor allem die Kampfweise der Hunnen, die Ängste schürt. Mit jähen Richtungswechseln stürmen die Reiterkrieger auf ihre Gegner zu und schießen selbst in vollem Galopp ihre Pfeile ab



Was für ein Ende. Ein Mann, „dazu geschaffen, die Welt zu erschüttern", der „Schrecken aller Länder" und „Liebhaber der Kriege": Dieser Mann findet den Tod im Bett, den Kopf zurückgelehnt in weiche Kissen, neben sich ein Mädchen. Er stirbt im Schlaf, vielleicht auch in halber Bewusstlosigkeit nach zu viel Wein.

Erstickt von Blut, das „sich ihm häufig aus der Nase ergoss" und das „sich den todbringenden Weg in den Hals bahnte". So berichtet es der Chronist Jordanes im 6. Jahrhundert.

Attila, Herrscher der Hunnen, stirbt tatsächlich an starkem Nasenbluten.

Am Tag zuvor noch hat der König – Ehemann unzähliger Frauen und Vater so vieler Söhne, dass sie „fast ein ganzes Volk bildeten" – wieder einmal Hochzeit gefeiert. Als nun am späten Morgen Diener die Türen zum königlichen Gemach aufbrechen, beunruhigt von der Stille, finden sie ihren Herrn leblos ausgestreckt auf dem Bett liegen.

Zu seinen Füßen kauert die junge Braut, Ildiko, eine burgundische Prinzessin. Sie hat ihr Haupt verhüllt und weint.

Seine Gefolgsleute bahren den Körper Attilas mitten in einer Ebene auf, in einem seidenen Zelt. Aus Trauer raufen sich die Krieger die Haare und zerschneiden sich die Wangen, auf dass ihr König mit Blut betrauert werde.

Bis zum Sonnenuntergang jagen die besten Reiter des Heeres auf ihren Pferden im Kreis um den Leichnam und verherrlichen Attilas Taten in Freudengesängen und Totenklagen. In der Stille der Nacht begraben sie ihren Herrn dann in einem dreifachen Sarkophag.

Der erste Sarg aus Gold, der zweite aus Silber, der dritte aus Eisen. Gold und Silber stehen für die Tribute, die das Oströmische und das Weströmische Reich diesem schrecklichsten ihrer Gegner zu entrichten sich gezwungen sahen. Das Eisen symbolisiert das Schwert, mit dem Attila zahlreiche Völker besiegte.

Als sich die Nachricht vom Ende des Hunnenkönigs in den ersten Monaten des Jahres 453 im Imperium verbreitet, wollen viele Menschen den Kurieren kaum Glauben schenken.

Denn innerhalb nur eines Jahrzehnts ist Attila mehrmals über das Römische Reich im Westen und das im Osten hergefallen. Seine Krieger standen vor den Mauern der Stadt Orléans in Gallien wie vor Konstantinopel. Er hat Städte zerstört, Dörfer ausgelöscht, Unschuldige versklavt.

Und nun soll dieser grausige Spuk plötzlich vorüber sein? Gerade haben Kundschafter berichtet, dass Attila zu neuen Feldzügen rüste – jetzt ist er tot?

Nur einer ist nicht überrascht: Attilas Ende sei ihm bereits bekannt, lässt Flavius Marcianus, der Kaiser in Konstantinopel, die Boten wissen. Denn einige Nächte zuvor, als er aus Sorge um sein Reich nicht habe schlafen können, sei ein Engel an sein Lager getreten, der

in den ausgestreckten Händen einen zerbrochenen, hunnischen Bogen hielt.

Ein Zeichen. Gottes Wille also! Der Herr selbst hat Attila niedergestreckt und ihm dieses schmähliche Ende bereitet. Ist die Zeit der Prüfungen vorbei?, fragen sich die Gläubigen. Zeigt der Allmächtige endlich ein Einsehen?

Die Kirchgänger wissen ja, was viele Geistliche nicht müde werden zu predigen: dass kein anderer als Gott es war, der die Hunnen auf die Menschheit losließ, zur Strafe für ihre Sünden. Dass ER die Reiterkrieger aus jahrhundertelanger Gefangenschaft am östlichen Ende der Welt befreite, um sie wie eine Zuchtrute über die Christenheit sausen zu lassen.

Dass sie weiter und weiter nach Westen drangen, bis sie zum Auslöser jenes Unglücks wurden, das seitdem das Römische Reich heimsucht. Des großen Umbruchs, den Historiker später die „Völkerwanderung" nennen werden.

Kaum drei Generationen liegen zwischen den Jahren um 375, als die Hunnen mit ihren Angriffen auf gotische Stämme in die europäische Geschichte eintreten, und dem Ende ihres mächtigsten Anführers Attila. Sie tauchen aus dem Nichts auf, eine Gewitterwolke am Horizont der eurasischen Steppe, und wie ein Wetterphänomen verschwinden sie wieder, wenige Jahre nach Attilas Tod.

„Plötzlich warf sich auf die jenseits der Donau wohnenden Völker ein Barbarenstamm, der, zuvor unbekannt, damals überraschend erschien. Man nannte sie Hunnen", schreibt ein Chronist.

Auch Hieronymus, Kirchenvater und Verfasser der lateinischen Bibelübersetzung, notiert im Jahr 396 in einem Bericht über die Stämme, die zu dieser Zeit ins Römische Reich einfallen: „Wie viele ehrwürdige Frauen und Gott geweihte Jungfrauen von vornehmer Abstammung und aus guter Familie waren der Grausamkeit dieser wilden Tiere preisgegeben? Bischöfe wurden gefangen gesetzt, Priester und Kleriker in den verschiedensten Ämtern ermordet. Kirchen wurden zerstört, Altäre verwandelte man in Pferdekrippen, die Gebeine der Märtyrer grub man aus. Wie viele Klöster besetzten sie nicht? Wie viele Flüsse wurden nicht von Menschenblut gerötet? Überall Trauer, überall Leid. Die römische Welt stürzt zusammen."

Wer sind diese barbarischsten unter den Barbaren, fragen sich die Menschen, und woher kommen sie?

Einige Anhänger des gerade zur Staatsreligion erhobenen christlichen Glaubens sind davon überzeugt, Alexander der Große habe die Hunnen einst im fernen Kaukasusgebirge eingeschlossen, nun seien sie von Gott befreit und losgelassen, wie Satan aus dem Kerker.

Andere Autoren wissen von einer mythischen Hirschkuh zu berichten, die den Kriegern den Weg über die Meerenge von Kertsch auf die Krim gewiesen und sie so nach Europa geführt habe. Die Goten wiederum sagen, die Hunnen seien die Nachkommen gotischer Hexen, die sich mit unreinen Geistern der Steppe gepaart hätten.

Jedenfalls nicht ganz menschlich sind diese schrecklichen Geschöpfe aus dem Osten: „Alle besitzen sie gedrungene und starke Glieder und einen muskulösen Nacken und sind so entsetzlich entstellt und gekrümmt, dass man sie für



Die Hunnen leben in ihrer Steppenheimat nicht in festen Behausungen und Siedlungen, sondern in runden Zelten aus Schafshäuten und Filz, die sie schnell wieder abbauen können. Als Nomaden versorgen sie sich durch ihre Weidetiere – und durch die Beute von Überfällen

zweibeinige Bestien halten könnte", notiert der Schriftsteller Ammianus Marcellinus, der zum Ende des 4. Jahrhunderts als Erster die Hunnen beschreibt.

Bartlos wie Eunuchen, ritzen sie schon ihren Neugeborenen mit dem Messer tiefe Narben ins Gesicht, um jeden späteren Haarwuchs aufzuhalten. Sie hüllen sich in zusammengenähte Pelze aus dem Fell von Waldmäusen und tragen ihre Kleidung, bis sie ihnen in schmutzigen Fetzen vom Leib fällt.

„Wie Tiere, die keinen Verstand haben", so Ammianus, kennen sie weder Ehre noch Religion, nicht Könige noch feste Siedlungen. Ruhelos schweifen sie umher und verbringen Tag und Nacht auf ihren „abgehärteten, doch unschönen Pferden". Dort essen und schlafen sie, beraten sich und erledigen gar „im Frauensitz ihre natürlichen Bedürfnisse".

Als Nahrung dient ihnen halbrohes Fleisch, das sie zwischen ihren Schenkeln und dem Pferderücken etwas erwärmen. Die Weiber der Reiter hausen in Wagen, wo sie sich mit den Männern paaren, ihre Kinder gebären und sie großziehen.

Im Kampf sind die Hunnen die „furchtbarsten von allen Kriegern". So schnell und wendig auf ihren Pferden, dass sie kaum auszumachen sind, galoppieren sie in taktischer Formation und unter „grässlichem Geheul" auf die Lager der Feinde zu. Dabei reichen ihre Pfeile so weit, dass sie den Gegner niederreißen, bevor dieser die Angreifer überhaupt gesehen hat.

Das Einzige, was die Hunnen antreibe, so schließt Ammianus den Text, sei eine „unmäßige Begierde nach Gold".

D

Dieser Text, das wissen die Forscher heute, ist kein Augenzeugenbericht – der Verfasser hat selbst wohl nie in seinem Leben einen Hunnen gesehen.

Er ist vielmehr eine Montage: eine Kombination aus den stereotypen Bildern, die schon seit dem antiken Geschichtsschreiber Herodot den griechisch-römischen Blick auf die Barbaren fremder Länder bestimmten, und jenen Fakten, die Ammianus wohl von gotischen Gewährsmännern erzählt wurden.

Tatsächlich sind die Hunnen Nomaden, die in enger Beziehung mit ihren Pferden leben und als Reiterkrieger mit Pfeil und Bogen Siedlungen plündern. Tatsächlich vernarben sich die Männer das Gesicht – aber nicht, um den Bartwuchs aufzuhalten, sondern zum Zeichen der Trauer (wie es nach Attilas Tod überliefert ist).

Möglich auch, dass die Hunnen schmutzig wirken: Von anderen Steppenbewohnern ist bekannt, dass sie ihre Kleidung selten waschen, um die Geister des Wassers nicht zu beleidigen. Und noch Jahrhunderte später wird man über das Volk der Tataren berichten, dass die Reiter ihren Vorrat an Fleisch unter den Sattel legen, um es durch die Bewegung der Pferde zart zu machen.

Und doch bleibt bis heute vieles an den Hunnen rätselhaft. Das beginnt beim Namen – niemand weiß, wie sie sich selber nennen. Eine Schrift haben sie wohl nicht gekannt, ihre Sprache ist erloschen. Die Römer unterscheiden die Hunnen zwar in vielen Berichten von den gotischen Stämmen, aber manchmal bezeichnen sie alle zusammen auch als „Skythen", ein Begriff, der auf Herodot zurückgeht. Umgekehrt werden Völker wie die Bulgaren, die Awaren und Magyaren später als „Hunnen" bezeichnet, obwohl sie zu einem ganz anderen Zeitpunkt in der Steppe leben.

„Das Wort ‚Hunnen'", schreibt ein Wissenschaftler, „diente dazu, Völkern, deren Herkunft man nicht kannte, einen Namen zu geben."



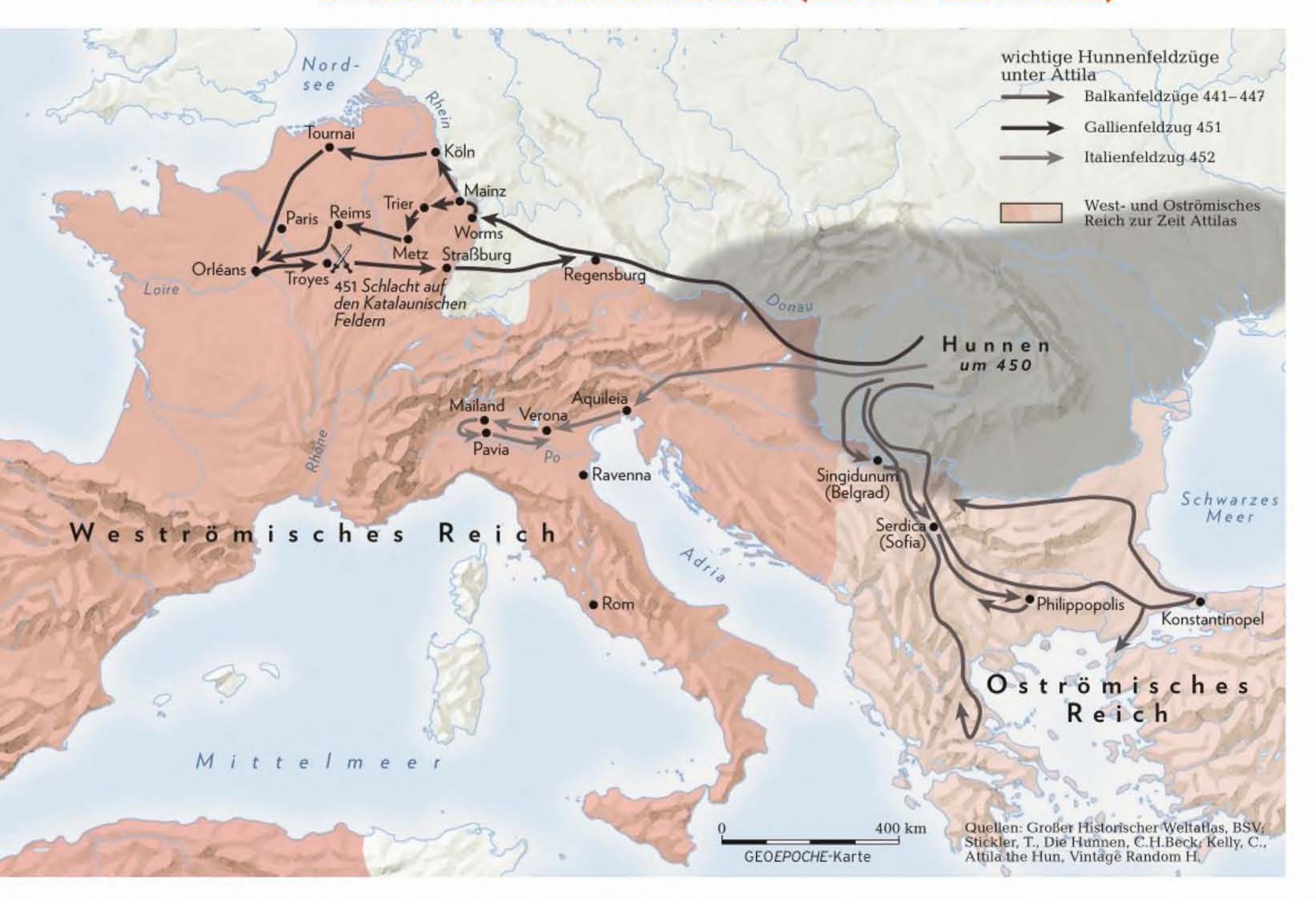
Wer als Anführer nach Plünderungen wie hier besonders viel Beute zu verteilen hat, kann die Zahl seine Anhänger vergrößern. Und so werden aus anfangs nur lose verbundenen Sippen immer größere Verbände unter wenigen Fürsten

---

Vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr. durchstreifen viele reiternomadische Gruppen die eurasische Steppe. In den Sprachen etlicher Kulturen, die an deren Rand siedeln, finden sich Spuren des Wortstamms „Hunnen": im Lateinischen und Griechischen, im Persischen, Chinesischen und Sanskrit.

Das bedeutet aber nicht, dass immer das gleiche Volk gemeint ist. Der Reiterstamm der „Xiongnu", der im 2. Jahrhundert v. Chr. das Chinesische Reich so bedroht, dass die Machthaber beginnen, die Große Mauer zu errichten,

INVASION DER STEPPENKRIEGER (UM 440–452 N. CHR.)



Die wahrscheinlich aus Zentralasien stammenden Hunnen (siehe auch Karte Seite 146) erobern nach 375 im Kampf gegen zahlreiche germanische Stämme ein gewaltiges Steppengebiet, dessen Zentrum schließlich im heutigen Ungarn liegt. Unter ihrem Herrscher Attila sucht die neue Großmacht ab 440 auch die aggressive Konfrontation mit den beiden römischen Teilreichen: Tief dringen die Reiterkämpfer auf Kriegszügen zum einen in den Balkan ein, stoßen zum anderen bis nach Gallien und Italien vor. Ziel der Angriffe sind jedoch nicht dauerhafte Eroberungen. Die Attacken sind vielmehr groß angelegte Raub- und Erpressungsunternehmen, die Beute einbringen und Tributzahlungen erzwingen sollen

hat nichts gemein mit den lateinischen „Chunni“, den „Oúnnoi“ der Griechen oder den „Hunas“, die um 500 n. Chr. ins indische Gupta-Reich vorstoßen.

Xiongnu, Chunni, Hunas – alles Varianten des gleichen Namens: Hunnen. Ein Begriff, der, einmal aufgekommen, beibehalten und auf viele Völker übertragen wurde. Unabhängig von einer Ethnie oder Stammeszugehörigkeit bezeichnet er Gruppen mit der gleichen Lebensweise und dem gleichen Lebensraum: Reiterkrieger aus der endlosen Weite der eurasischen Steppe – einer Ebene von 7000 Kilometer Ausdehnung, die sich von der ungarischen Puszta im Westen bis zur Wüste Gobi und dem nördlichen China im Osten spannt.

Es ist eine baumlose Landschaft, in der Winde gehen, die einen ausgewachsenen Mann umstoßen können, und trockene Sommer auf harte Winter folgen. Hier leben Nomaden, die, statt Ackerbau zu betreiben, mit ihren Herden auf der Suche nach Weideplätzen das Land durchstreifen. Weder Gebirgszüge noch Meeresküsten versperren dabei den Weg, manche Sippen legen über 1000 Kilometer in einem Jahr zurück.

Jene Reiterkrieger, die im 4. Jahrhundert nach Europa vorstoßen, stammen wahrscheinlich aus dem Gebiet des heutigen Kasachstan, nordöstlich des

Kaspischen Meeres. Sie leben in Zelten aus Filz und Schafhäuten und ernähren sich von Schaf- und Pferdefleisch, Milch, Käse und der Jagd.

Zudem pflegen sie Kontakte mit den sesshaften Völkern am Rand der Steppe, tauschen mit den Bauern, den Handwerkern und Schmieden Waren, die sie selbst nicht herstellen.

Doch längst nicht immer bleiben die Begegnungen friedlich: Die Hunnen sind Krieger, die sich nehmen, was sie wollen. Je mehr Familien und Clans sich bei solchen Überfällen auf die Siedlungen zusammentun, desto erfolgreicher die Beutezüge. Und wer viele Schätze zu verteilen hat, dem schließen sich immer weitere Anhänger an.



Auf diese Weise entstehen aus kleinen Familienverbänden allmählich schlagkräftige Einheiten, die sich einem gemeinsamen Befehlshaber unterordnen.

Weshalb diese Reiterheere ihre angestammten Gebiete verlassen und nach Westen ziehen, kann heute niemand mehr sagen. Möglicherweise wandelt sich das Klima, vielleicht vernichten Dürren oder Frost die Weidegründe, womöglich werden die Hunnen selbst von anderen Nomaden bedrängt.

Jedenfalls erreichen mehrere Stämme, denen sich auf ihrem Weg durchs Grasland weitere Steppenclans in der Hoffnung auf Beute anschließen, um das Jahr 370 das Gebiet westlich der Wolga: ein großes Heer von Reiterkriegern, dem ein Tross mit Frauen und Kindern in Wagen und Fuhrwerken folgt.

Dort siedeln die zum iranischsprachigen Kulturkreis gehörenden Alanen, die in kurzer Zeit von den Fremden besiegt und geschlagen werden.

Wer sich nicht unterwirft, flieht über den Don. Am westlichen Ufer des Flusses beginnt das Einflussgebiet der gotischen Greutungen (oder Ostgoten). Die Hunnenkrieger setzen ebenfalls über den Don – und bald fällt auch das mächtige Greutungenreich, zum ungläubigen Entsetzen der Zeitgenossen.

Der König begeht Selbstmord, ein Teil seiner Untertanen unterwirft sich den Angreifern und gliedert sich in den Heerzug ein, ein anderer Teil flieht.

Die Reiterkrieger aus der Steppe treiben jetzt immer mehr Flüchtlinge vor sich her: Um das Jahr 375 ziehen Tausende aus dem Gebiet der heutigen Ukraine Richtung Süden, nach Rumänien. Dort haben sich andere Goten angesiedelt, die Terwingen (Westgoten). Auch sie können den Siegeszug der Hunnen nicht bremsen und müssen fliehen – über die Donau ins Römische Reich.

Die Nordostgrenze des Imperiums erstreckt sich hier 2800 Kilometer den Fluss entlang, von Castra Regina (Regensburg) bis an die Mündung am Schwarzen Meer, gesichert mit Kastellen, Wachtürmen und Garnisonen.

Zehntausende Terwingen, Greutungen, Alanen und viele andere kleinere Stämme drängen jetzt über die Donau, die ersten noch mit Erlaubnis des Kaisers, die nachfolgenden ohne.

Bald schon ziehen die Goten plündernd über den Balkan und treffen im Jahr 378 bei Adrianopel in einer Schlacht auf die Römer (siehe Seite 28). Vermutlich 16 000 Soldaten sterben an einem einzigen Nachmittag, auch der oströmische Kaiser fällt. Das Imperium wird nun nicht mehr zur Ruhe kommen.

Und die Hunnen? Groß ist die Furcht, sie könnten Roms Schwäche nach der Katastrophe von Adrianopel ausnutzen und das Imperium angreifen.

Tatsächlich überfallen 395 hunnische Scharen Gebiete südlich der Donau. Andere dringen über den Kaukasus ins oströmische Kleinasien und in Syrien ein und verheeren auf ihren Plünderungszügen weite Gebiete der reichen Provinzen. Doch zu einem gezielten Angriff auf das Imperium kommt es nicht.

Vor allem aber spürt Rom indirekt die Macht der Hunnen. Denn nach wie vor strömen geschlagene und vertriebene Völker über den Fluss ins Reich: Skiren, Karpodaken, Greutungen – offenbar setzen die Hunnen jenseits der Grenzen des Imperiums ihre Eroberungen fort.

Statt gegen das Römische Reich ziehen die Krieger nun nördlich des Limes westwärts. Von den Regionen am Schwarzen Meer verschiebt sich ihr Machtzentrum allmählich in die Ungarische Tiefebene. Gleichzeitig rücken weitere Stämme aus der alten Heimat nach. Um 400 n. Chr. ist das gesamte Gebiet nördlich der unteren Donau in der Hand der Hunnen.

Das bedeutet aber nicht, dass sich die Reiterkrieger nun sofort daran machen würden, einen Staat zu gründen. Sie haben zwar unterschiedliche Anführer, aber zunächst keinen gemeinsamen König, keine dauerhaften Siedlungen, verfolgen keine gemeinsame Politik.

Die unterworfenen Goten, die nicht vor den Hunnen geflohen sind, können auf ihrem angestammten Land sogar weiter nach ihren eigenen Gesetzen und Traditionen leben – solange sie die Herrschaft der Eroberer anerkennen und ihnen Tribut entrichten.

Dass die Clans der Hunnen keine Einheit bilden, noch kein König das gesamte Gebiet kontrolliert, zeigt sich auch daran, dass besiegte Germanen aus dem Machtbereich der Reiterkrieger weiterhin ungehindert ins Römische Reich ausbrechen können.

Unter den Menschen, die sich auf den Weg machen, sind freilich auch Hunnen. Einzelne Anführer gehen Bündnisse mit jedem ein, der ihnen Beute verspricht. Wohl schon vom Jahr 384 an dienen hunnische Söldner in den römischen Legionen, denn ihre Kampfkraft wird geschätzt.

Um 400 tauchen zum ersten Mal die Namen hunnischer Herrscher in den

Um 445 steigt Attila, Spross einer angesehenen Familie, zum mächtigsten Herrscher der Hunnen auf. Er gebietet über einen Vielvölkerstaat: Wer sich unterordnet und Abgaben zahlt, kann relativ unbehelligt leben



Attila

Anfangs sind germanische Dörfer wie dieses Ziele der plündernden Steppenkrieger, später römische Gebiete – auch wenn die Hunnen mitunter sogar helfen, die Grenzen des Imperiums zu sichern



Quellen auf. Es sind regionale Fürsten, denen an guten Kontakten mit dem römischen Nachbarn gelegen ist.

Als etwa ein Rebellenführer aus dem Oströmischen Reich in das Gebiet nördlich der Donau flüchtet, lässt ihn ein Hunnenführer gefangen nehmen, töten und den abgetrennten Kopf als Gefälligkeit an den Kaiser in Konstantinopel senden. Der gleiche Fürst schickt auch den Weströmern Hilfstruppen, als gotische Krieger Italien angreifen. Doch es bleibt eine fragile Beziehung.

Offenbar geht in diesen Jahren ein Wandel durch die hunnischen Stämme. Die Herrschaft in den eroberten Gebieten scheint sich zu stabilisieren. Vielleicht werden die ersten Gruppen sesshaft, einzelne Fürsten festigen ihre Macht und vereinigen immer größere Clans unter sich. Manche erreichen die Bedeutung lokaler Könige.

Im Jahr 422 fällt ein mächtiger Herrscher namens Ruga, der einen großen Teil der Hunnen anführt (während sein Bruder den anderen Teil befehligt), in Roms Provinzen auf dem Balkan ein.

Der Angriff schreckt den oströmischen Kaiser so sehr auf, dass der wenig später einen Vertrag mit Ruga schließt: Mit 350 Pfund Gold im Jahr erkauft sich Konstantinopel den Frieden. Es ist das erste Mal, dass ein römischer Imperator den Hunnen Tribut bezahlt.

Zunächst hält sich Ruga an das Abkommen. Dann aber rüstet er zu einem neuen Angriff auf den Balkan. Dies ist vermutlich vor allem eine Drohgebärde: Ruga will herausfinden, ob Ostrom die Ruhe an seiner Donaugrenze nicht inzwischen mehr Gold wert ist.

Zwar stirbt der Hunne 434 mitten in den Verhandlungen. Doch zwei Brüder, die Neffen des Herrschers (die auch ihren anderen verstorbenen Onkel beerben), nehmen seinen Platz ein und halten die Drohung aufrecht. Um einen Krieg zu verhindern, treffen sich römische Unterhändler bald darauf an der Donau mit ihnen. Der ältere der Brüder heißt Bleda.

Der Name des jüngeren: Attila.



Klein von Gestalt und von dunkler Hautfarbe, mit breiten Schultern und einem dicken Kopf, schmalen Augen und einer platten Nase: So beschreibt ein Chronist das Äußere Attilas. Vielleicht, so kann man heute nur vermuten, ist er ugrischer oder mongolischer Abstammung. Jedenfalls kommen die Brüder aus einer vornehmen Familie.

Geboren irgendwann zwischen 395 und 406, hat Attila seine Jugend als Geisel am weströmischen Kaiserhof in Ravenna verbracht. Die Kinder Adeliger als Bürgen auszuliefern ist zu jener Zeit bewährte Praxis: Sie gelten als Garant für die Einhaltung von Verträgen und um Beziehungen zwischen den folgenden Generationen zu knüpfen. Auch die Römer schicken junge Männer zu den Hunnen. Attila ist mit den Gebräuchen der römischen Zivilisation also vertraut.

Dass sich die beiden Brüder ihrer Macht bewusst sind, zeigt schon das Treffen an der Donau: Gegen deren Willen zwingen sie die römischen Unterhändler, zu Pferd zu verhandeln, so wie bei den Hunnen üblich. Zudem stellen sie sehr viel weiter reichende Forderungen als ihr Onkel. Attila hat schon im Vorfeld darauf gedrungen, dass in Zukunft alle Hunnen, die sich ins Reichsgebiet absetzen, ausgeliefert werden sollen.

Tatsächlich übergeben die Gesandten zwei Flüchtlinge – junge Männer vornehmer Herkunft, die mit Attila und Bleda sogar verwandt sind. Die Anführer lassen sie an Ort und Stelle pfählen.



Es ist ein deutliches Zeichen: Mit der Abwanderung hunnischer und auch anderer barbarischer Krieger über die Donau soll ein Ende sein. Von jetzt an gilt es als Verbrechen, aus dem Machtbereich der Hunnen ins Römische Reich zu fliehen. Die Brüder wollen ein wirkliches Reich mit wirklichen Untertanen.

Darüber hinaus trotzen die beiden den Unterhändlern in einem Vertrag einen verdoppelten Tribut für den Frieden ab: 700 Pfund Gold im Jahr.

Warum lässt sich der Kaiser in Konstantinopel darauf ein? Zwar haben die Hunnen eine furchterregende Streitmacht, doch sind sie den Legionen sowohl an Zahl wie Disziplin unterlegen.

Aber Ostrom ist eben auch ein großes Reich mit vielen Feinden. Eine sichere Donaugrenze und eine verlässliche Ordnungsmacht am jenseitigen Ufer sind dem Kaiser den Preis wert. Die Truppen, die den Fluss bewachen, kann er gut in anderen Reichsteilen gebrauchen.

Attila und Bleda wiederum benötigen das Geld, um die Gefolgsleute ihres Onkels an sich zu binden. So funktioniert die Hierarchie der Hunnen: Die Clanführer ordnen sich nur demjenigen unter, der sie bezahlen kann. Wer ein Reich beherrschen will, braucht daher immer mehr Beute, um die Stämme zufriedenzustellen.

Zudem hat sich das Leben der Kämpfer dramatisch verändert: In der kleinteiligeren, dicht besiedelten Ungarischen Tiefebene haben sie ihr Nomadendasein allmählich aufgegeben. Als halb sesshafte Besatzungsmacht sind sie nun angewiesen auf die Erträge der unterworfenen gotischen Bauern. Und auf die römischen Tribute.

Fortan sind die Brüder damit beschäftigt, ihr neues Reich zu ordnen. Bleda herrscht im Westen, Attila im Osten. Bald werden sie in römischen Quellen als *multarum gentium reges* bezeichnet – „Könige vieler Völker“. So hat man keinen Hunnen zuvor genannt.

Constantia, an einem Sommertag im Jahr 441. Die kleine Garnisonsstadt am nördlichen Donauufer ist Teil der römischen Grenzbefestigungen, doch seit dem Bündnis mit den Hunnen sind nur noch wenige Soldaten stationiert. Aber heute ist ein Markttag, und die Bauern aus der Umgebung drängen sich in den Gassen, um ihre Waren zu verkaufen.

Da zeichnet sich in der Ferne eine Staubwolke ab. Dunkle Schatten berittener Krieger lösen sich aus dem Dunst, vermutlich prasseln Pfeile auf Legionäre und Zivilisten nieder.

Hunnen! Kein Wort vermag die Menschen dieser Zeit in größeren Schrecken zu versetzen. Die Reiterkrieger greifen nicht in geschlossener Formation mit Lanzen an wie die Goten oder Römer, sondern in einem wilden Hin und Her, wie man es noch nie gesehen hat.

Hölzerne Sättel geben ihnen auf den Steppenpferden so stabilen Halt, dass sie ihre Pfeile – bis zu zwölf pro Minute – selbst im Galopp abfeuern können. Die Hunnen nutzen Bögen, die aus mehreren Materialien hergestellt sind: Auf den Körper aus Holz sind Tiersehnen und Hornteile geleimt, die Enden mit Knochenstücken versteift und verlängert. Ein solcher Bogen kann, obwohl mit gut anderthalb Meter Länge kürzer als ein römischer, weitaus mehr Energie speichern und an den Pfeil abgeben als ein gewöhnlicher aus Holz.

Gut 200 Meter weit fliegen die Pfeile, deren dreiflügelige Spitzen aus Eisen selbst Panzerrüstungen durchschlagen. Die Herstellung eines solchen Bogens kann oft mehrere Jahre dauern, und als Waffe ist er den Hunnen sogar zu kostbar, um ihn den gefallenen Kriegern als Grabbeigabe zu überlassen.

In ihren Reitkünsten sind die Kämpfer allen Völkern überlegen: Wenn sich ihnen Gegner nähern, lassen sie die ins Leere reiten, täuschen gar die Flucht



Auch große Städte fallen den Hunnen zum Opfer. Im Jahr 447 steht Attila vor der oströmischen Kapitale Konstantinopel. Doch er sieht von dem entscheidenden Angriff ab – unter anderem, weil eine Epidemie seine Truppen schwächt

vor, machen plötzlich kehrt und fallen über die Verfolger her. Bisweilen bringen sie ihre Kontrahenten mit der Peitsche oder einem Lasso zu Fall, im Nahkampf benutzen sie Lang- und Kurzschwerter.

Ein hunnischer Überfall auf eine Siedlung ist schnell und kurz, zurück bleiben Ruinen.

Mit der Plünderung von Constantia beginnt Attilas erster großer Feldzug. Der Angriff kommt für die Römer völlig überraschend. Angeblich, so erklärt es der Hunnenführer, will er Rache nehmen für den Frevel eines römischen Bischofs im Grenzgebiet, der hunnische Königsgräber geschändet haben soll.

Aber das ist wohl nur ein Vorwand: Ostrom vernachlässigt seit Jahren die Tributzahlungen, und die Hunnenherrscher müssen Beute machen.

Neun Monate lang wütet ihr Heer auf dem Balkan, plündert mächtige Städte wie Singidunum (das heutige Belgrad) und Serdica (Sofia), lässt unzählige Dörfer in Rauch und Feuer untergehen.



Eine zweite Angriffswelle fünf Jahre später ist noch verheerender: Attilas Krieger dringen tief ins Gebiet des Imperiums vor, erobern Stadt um Stadt, schlagen gar ein römisches Heer in offener Schlacht und stehen schließlich 30 Kilometer vor Konstantinopel.

Es ist vor allem dieser zweite Feldzug, der Attila den Ruf der Unbesiegbarkeit verleiht. (Der Name seines Bruders taucht in den Berichten nicht mehr auf – Attila hat ihn in der Zeit zwischen den beiden Kriegszügen ermordet. Er herrscht jetzt allein und vereint als König nun „das ganze Volk der Hunnen unter seinem Zepter“, wie Jordanes notiert.*)

Nach Konstantinopel dringt Attila aber nicht ein, wohl auch, weil eine Seuche unter den Kriegern ausbricht. Wieder folgen Friedensverhandlungen – und wieder fordert er Tribut für den Abzug seiner Truppen. Offenbar hat er kein Interesse daran, römisches Gebiet zu besetzen oder sich im Reich anzusiedeln.

Andere Stämme zur Zeit der Völkerwanderung streben nach Integration, möchten teilhaben an der römischen Kultur und ihren Errungenschaften, dem Wissen, der Technik und Struktur. Attila aber will den reichen Nachbarn auspressen, mit Tributen oder Überfällen.

2100 Pfund Gold pro Jahr muss Konstantinopel fortan an Attila bezahlen. Viele Untertanen kritisieren den Kaiser für seine weiche Friedenspolitik. Aber die Abgaben machen nur etwa drei

* Diese Beschreibung bezieht sich auf die Hunnen, die bis ins heutige Ungarn vorstoßen, deren Machtbereich sich jedoch geographisch schwer eingrenzen lässt. Darüber hinaus gibt es zur Zeit Attilas vermutlich weiter im Osten noch andere hunnische Gruppen unter mehreren Anführern. Doch die spielen in den antiken Quellen keine relevante Rolle.

Die Schocktaktik der Hunnen besteht aus schnellen, infernalischen Vorstößen. Was sie nicht direkt zerstören, verheeren vielerorts Brände, die sie bei ihren Überfällen entfachen

Prozent der jährlichen Steuereinnahmen Ostroms aus. Ein Krieg mit den schrecklichen Hunnen käme bedeutend teurer.

Weitaus demütigender für Konstantinopel ist Attilas zweite Forderung: die Einrichtung einer Pufferzone südlich der Donau. Eines entmilitarisierten und entvölkerten Streifen Lands zwischen beiden Reichen, bis zu 150 Kilometer breit.

Der Hunne will sich so vor Überraschungsangriffen schützen, den Römern nimmt er mit dem Fluss ihre seit Jahrhunderten bewährte Grenze.

Durch diese Pufferzone reist im Sommer 449 ein junger Diplomat namens Priskos. Er stammt aus Thrakien, hat Rhetorik und Philosophie studiert und ist Teil einer oströmischen Gesandtschaft, die Attila in seiner Residenz die Aufwartung machen soll. Später wird Priskos die Erinnerungen an die Reise niederschreiben.

Es ist ein einmaliges Zeugnis: der einzige erhaltene Bericht eines Augenzeugen über Attila und dessen Reich.

Am Beginn der Pufferzone schlägt die Gruppe ihr Lager in Naissus auf (heute Niš in Serbien). Eine prächtige Stadt, bis sie von Attila auf seinen Feldzügen zerstört wurde. Jetzt ist sie verlassen. Nur in einem Spital dämmern ein paar Kranke, gepflegt von Mönchen. Das Ufer eines nahen Flusses ist voller gebleichter Knochen der Gefallenen.

Die Männer ziehen weiter über Tage durch verwüstetes Gebiet, vorbei an verlassenen Dörfern und niedergebrannten Höfen, und erreichen schließlich jenseits einer Schlucht die Ufer der Donau. Fährmänner setzen sie in Einbäumen über den Strom. Dahinter beginnt das unbekannte Reich der Hunnen.

Die Gesandten reisen in heikler Mission, es sind krisenhafte Zeiten. Schon viermal in diesem Jahr hat Attila Unterhändler nach Konstantinopel geschickt, weil noch immer nicht alle hunnischen Flüchtlinge an ihn ausgeliefert seien, wie er sagt.

Der König ist gereizt – und wann immer er seine Forderungen nicht erfüllt sieht, droht er mit einem neuen Feldzug. Priskos beobachtet Kämpfer, die sich am Flussufer sammeln, „weil Attila auf römisches Gebiet übertreten wollte, unter dem Vorwand, dort zu jagen. In Wirklichkeit aber rüstete er zum Krieg."

Nicht weit von der Donau entfernt, erreicht die kleine Gesandtschaft das Feldlager des Hunnenkönigs – eine Fülle dicht beieinanderstehender Zelte in einer Ebene. Um Attilas Zelt stehen Krieger Wache, der König erwartet den Besuch auf einem hölzernen Thron. Zunächst ist er freundlich, erwidert die Grüße und guten Wünsche des Kaisers.

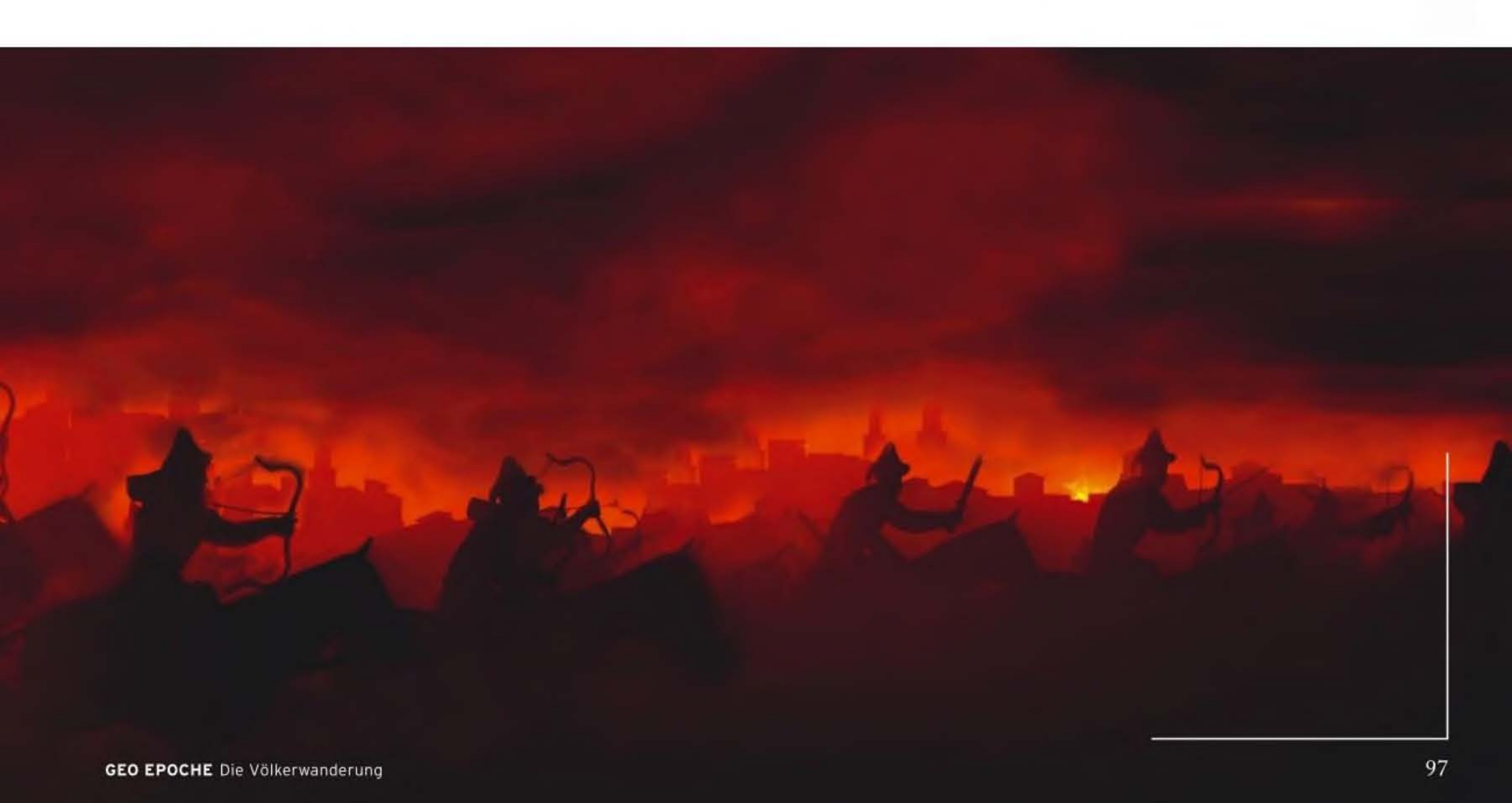
Doch als die Sprache auf die hunnischen Flüchtlinge kommt und die Römer sagen, sie hätten bereits alle ausgeliefert, ergrimmt Attila in jähem Zorn.

Er lässt seinen Schreiber eine Liste mit Überläufern vorlesen, die sich angeblich noch bei den Römern befinden, und herrscht den Übersetzer der Gruppe auf Hunnisch an, er würde ihn am liebsten „den Geiern zum Fraß" vorwerfen.

Dann aber beruhigt er sich wieder und lässt die Gesandten wissen, er wünsche nun die Geschenke des oströmischen Kaisers zu begutachten.

Die Gespräche sollen in Attilas Residenz fortgeführt werden, die eine Wochenreise entfernt liegt.

Die Gesandten machen sich auf den Weg. Sie kommen durch eine weite Ebene aus Sümpfen und Marschland, erhalten von den Bauern hartes Brot aus Gerste statt des gewohnten Weizens, trinken Met statt Wein und manchmal



Bier, gebraut aus Hirse. Während eines Gewitters suchen sie Zuflucht in dem Dorf einer vornehmen Frau – wie sich herausstellt eine Witwe von Attilas ermordetem Bruder Bleda. Sie „schickte uns Proviant und schöne Mädchen", schreibt Priskos, „mit denen wir der Liebe pflegen sollten". Auf diese Weise würden die Hunnen Gäste ehren.



Attilas Residenz (die wohl irgendwo im heutigen Ungarn liegt) ist auf der Anhöhe oberhalb eines ausgedehnten Dorfes errichtet. Die Anlage ist von einem Zaun mit Türmen und Palisaden umfriedet, dahinter befindet sich ein großes Haupthaus aus Balken und mit getäfelten Wänden, an das sich hölzerne Säulenhallen und kleinere Gebäude anschließen.

Als die Gesandten ankommen, ist der Ort in freudiger Aufregung: Denn auch Attila und seine Krieger sind gerade eingetroffen. Ein Reigen von Mädchen geht dem Herrscher unter ausgebreiteten weißen Schleiern entgegen und singt hunnische Lieder.

Eine vornehme Frau tritt aus einem Haus, ihre Dienerinnen bringen Speisen und Wein, und Attilas Gefolgsleute halten einen silbernen Tisch in die Höhe, damit der König vom Sattel aus höflich davon kosten kann. Dann zieht er sich in seinen Palast zurück.

Die Besucher dürfen sich im Dorf frei bewegen. Um eine weitere Audienz zu erhalten, übergibt Priskos Geschenke an Attilas Hauptgemahlin. In einem der schönsten Häuser ruht sie auf einem weichen Lager. Wollene Teppiche sind auf dem Boden ausgebreitet, auf denen Dienerinnen sitzen und kunstvolle Stickereien fertigen, die später die Kleider der Krieger zieren werden.

Dann hört der Römer draußen das Rufen einer Menge und sieht plötzlich Attila. Ohne jede Leibwache oder ein Insigne der Macht tritt der Herrscher aus dem Haus. Untertanen tragen ihre Streitfälle vor und nehmen seine Schiedssprüche entgegen. Danach empfängt Attila einige Gesandte barbarischer Stämme.



Für die meisten Siedlungen bedeutet ein Angriff der Hunnen wie hier das Verderben. Wegen ihres Tempos, ihrer Schlagkraft und der Effizienz ihrer Waffen gelten Attilas Mannen vielen als unbesiegbar

Die römischen Unterhändler lässt er dagegen warten. Sie werden zwar noch am selben Abend zu einem Festbankett in Attilas Halle eingeladen, sitzen dann aber zu weit entfernt, um mit ihm zu sprechen.

Der Herrscher thront zu diesem Anlass auf einem Bett in der Mitte des Saales, links und rechts an den Wänden stehen Stühle für die Gäste. Hinter ihm führen ein paar Stufen hinauf zu einem weiteren Ruhelager mit Leinentüchern und bunten Decken, das Priskos an ein Hochzeitsbett Neuvermählter erinnert.

Die Großen des Reichs haben sich an diesem Abend in der Halle versammelt. Es sind nicht nur Hunnen – Attila herrscht über einen Vielvölkerstaat, sein Hof ist der Treffpunkt einer internationalen Aristokratie. Herkunft spielt im Verständnis der Hunnen, die ja selbst eher die Lebensweise als die Abstammung eint, keine Rolle.

Ostgoten, Gepiden und Skiren gehören zu Attilas engsten Vertrauensleuten, auch ein Römer ist darunter. Allesamt sind es Fürsten, die sich nach Attilas Tod in der barbarischen wie der römischen Sphäre zu behaupten wissen.

Und niemand kann es zu diesem Zeitpunkt ahnen, aber unter Attilas Gefolge sind drei Männer, deren Söhne einmal nacheinander Italien beherrschen werden: die Väter von Romulus, dem letzten weströmischen Kaiser, von Odoaker und von Theoderich.

Mundschenke bewirten die Gäste. Vor den Gängen erheben sich die Fürsten und leeren ihr Glas zu Ehren des Königs. Alle Anwesenden essen erlesene Speisen von silbernen Tellern und trinken Wein aus goldenen und silbernen Bechern. Nur Attilas Teller ist aus Holz und lediglich mit Fleisch gefüllt.

„Schlicht war auch sein Gewand, das nur durch fleckenlose Reinheit hervorstach", schreibt Priskos. Anders als bei den übrigen Hunnen waren „weder sein Schwert noch die Bänder an den Sandalen mit Gold, Edelsteinen oder anderem Zierrat geschmückt".

Möglich, dass der König der Hunnen ein besonders maßvoller Herrscher ist. Doch eher wahrscheinlich, dass er sich für seine römischen Besucher als besonders bescheiden in Szene setzt.

Als es dunkel wird, entzünden Diener Fackeln, und zwei Hunnen singen Lieder, in denen Attilas Schlachten und seine Tapferkeit gefeiert werden.

Dann tritt ein Narr auf, anschließend ein verwachsener Maure, der mit seinem wirren Kauderwelsch aus Latein, Hunnisch und Gotisch alle Gäste in Gelächter ausbrechen lässt. Nur Attila sieht mit unbewegter Miene zu. Erst als sein jüngster Sohn hereinkommt, blickt er zärtlich auf und streichelt seine Wange.

Trotz der gastfreundlichen Aufnahme durch die Hunnen können die Gesandten letzten Endes wenig erreichen.

Als Attila die Besucher endlich ein weiteres Mal empfängt, ist keine Rede mehr von Flüchtlingen. Stattdessen erzählt er eine verworrene Geschichte von seinem Sekretär, dem eine reiche Frau aus Konstantinopel zur Gattin versprochen worden sei, die aber einen anderen geheiratet habe. Was der oströmische Kaiser in dieser Sache zu tun gedenke?

Priskos trifft in diesen Tagen auch eine Gesandtschaft aus dem fernen Weströmischen Reich, die wegen einer ähnlichen Banalität den weiten Weg an Attilas Hof auf sich genommen hat. Dabei geht es um einen römischen Palastbeamten, der sich angeblich Goldgefäße angeeignet habe, die Attila zustehen. Der Hunne scheut sich nicht, den Unterhändlern mit Krieg zu drohen, sollte der Schuldige nicht ausgeliefert werden.

Was geht in Attila vor? Interessiert er sich wirklich für jede Kleinigkeit in seinem Reich? Will er den Römern seine Allmacht demonstrieren? Oder einen Vorwand für einen neuen Krieg finden?

Der weströmische Gesandte deutet es Priskos so: Keinem anderen Herrscher sei so schnell so viel gelungen. Sein Glück habe Attila „so hochmütig gemacht, dass er gerechten Vorstellungen nicht mehr zugänglich ist".

Der Gesandte erzählt Priskos auch, dass Attila vom weströmischen Kaiser zum *magister militum* erhoben worden sei, zum Heermeister – ein Titel, der verbunden ist mit einem üppigen Ehrensold.

Das müssen überaus erstaunliche Neuigkeiten für Priskos sein: Während Attila über den Osten des Reiches herfällt und ihn auspresst, verleiht ihm der Westen Würden.

Die Quellen geben nicht viel preis, aber tatsächlich scheint Attila in den 440er Jahren den Rang eines Heermeisters erhalten zu haben – möglicherweise, weil er Westrom Hilfstruppen gegen Barbaren in Gallien gesandt hat.

Wahrscheinlicher aber ist, dass sein „Ehrensold" in Wirklichkeit ein Tribut ist, um ihn vom Westen fernzuhalten.



Als um 450 n. Chr. die Tribute aus dem Osten ausbleiben, wendet sich Attila nach Westen. Und verbreitet auch dort, bis ins Herz Galliens, Schrecken und Zerstörung, um vom weströmischen Herrscher Geld gegen Frieden zu erpressen

Doch im Jahr 450 stirbt überraschend der Kaiser von Ostrom, und sein Nachfolger macht ein Ende mit der Beschwichtigungspolitik gegenüber den Hunnen: Er stellt alle Zahlungen ein.

Attila, der auf Gold für seine Vasallen angewiesen ist, müsste nun Krieg führen. Aber die Provinzen auf dem Balkan sind ausgeblutet, und Konstantinopel



In seiner Residenz auf dem Gebiet des heutigen Ungarn empfängt Attila Diplomaten bedeutender Mächte. Selbst den Abgesandten der römischen Kaiser tritt er äußerst selbstbewusst entgegen (hier die Darstellung einer früheren hunnischen Herrscheraudienz)

scheint zu mächtig für einen Angriff. Beim letzten Mal ist ihm nicht entgangen, wie stark die Stadt befestigt ist.

Also wendet er seinen Blick nach Westen.



Westrom ist ebenso wohlhabend wie der Osten, aber geschwächt durch Machtkämpfe sowie germanische Völker, die inzwischen bis nach Spanien und Nordafrika vorgedrungen sind. Attila muss nur noch einen Vorwand finden, um den Bündnispartner mit Krieg zu überziehen.

Da kommt das Gerücht auf, die Schwester des Kaisers in Ravenna habe dem Hunnenkönig heimlich die Ehe angetragen. Eine kaum zu glaubende Geschichte, vielleicht von Attila selbst in die Welt gesetzt. Nun fordert er als Brautgeld nicht weniger als die Hälfte des Reichs vom Kaiser.

Zeigt sich hier der Größenwahn, von dem der weströmische Gesandte zu Priskos sprach? Natürlich lehnt der Kaiser ab – und Attila rüstet zum Feldzug.

Die Entscheidung über das Schicksal des Weströmischen Reiches fällt nicht in Italien, sondern in Gallien, wo der heimliche Herrscher Roms, der Heerführer Aëtius, mit seinen Truppen steht.

Denn, so Attilas vermutliches Kalkül: Würde er zuerst Italien angreifen, könnte Aëtius ihm in den Rücken fallen. Würde er Aëtius aber in Gallien schlagen, dann hätte er in Italien leichtes Spiel. Also sucht Attila die direkte Konfrontation.

Aëtius gehörte in seiner Jugend zu den Geiseln, die am Hof der Hunnen aufwuchsen. Er hat die Verbindung zu den Hunnen aufrechterhalten, viele ihrer Kämpfer haben seine Legionen unterstützt. Vielleicht war es sogar Aëtius, der Attila den Titel des Heermeisters verschafft hat. Jetzt sind sie Gegner.

Zu Beginn des Jahres 451 macht sich Attilas Heer auf den Weg. Unterwegs schließen sich ihm weitere Stämme an, es sind wohl einige Zehntausend Krieger, die bald darauf den Rhein überqueren. Die Horden plündern Trier, Metz, Reims, Troyes, belagern Orléans.

Es ist dieser Feldzug Attilas, der sich tief ins Gedächtnis des Abendlandes eingräbt. Selbst der Papst soll in den Hunnen die „Geißel Gottes“ erkannt haben: die Zuchtrute, mit welcher der Herr die sündige Menschheit peitscht.

Aëtius hat inzwischen ein Bündnis mit den Westgoten geschlossen. Diese Allianz stellt Attilas Heer im Juni 451 auf den Katalaunischen Feldern in der Champagne. Es kommt zu einer wahren Völkerschlacht: Unter dem Banner des Aëtius kämpfen Römer, Westgoten,

Das zweite Leben des Attila

Das Lied der Nibelungen, eines der bedeutendsten Werke deutschsprachiger Dichtung, verwebt die Begebenheiten der Völkerwanderung mit der Welt der Sagen. So wird aus dem Hunnenherrscher Attila beispielsweise der König Etzel

Keine deutsche Sage ist von den Dramen der Völkerwanderung stärker durchdrungen als das Nibelungenlied. Mehr als 600 Jahre später verfasst, kündet das Epos wie ein ferner Spiegel von zentralen Ereignissen und Figuren jener ruhelosen Ära.

Der Autor des Nibelungenliedes – vermutlich ein gebildeter Mann, der um 1200 am Hof des Passauer Bischofs wirkte – erzählt in seiner Sage die Geschichte der Prinzessin Kriemhild und ihres Bruders Gunther, der mit zwei weiteren Brüdern (Gernot und Giselher) sowie dem Berater Hagen von Tronje über das Burgunderreich zu Worms am Rhein herrscht. Eines Tages erscheint dort Siegfried, Königssohn aus einem Nachbarreich, und wirbt um Kriemhild. Doch Hagen warnt die Burgunder: Siegfried habe in einem fernen Reich die Söhne des Königs Nibelung erschlagen und deren Schatz geraubt sowie eine Tarnkappe, die unsichtbar mache und übermenschliche Kräfte verleihe. Zudem habe er einen Drachen erstochen und in dessen Blut gebadet, was seine Haut unverwundbar machte (bis auf eine kleine Stelle zwischen den Schultern).

Trotz der Warnungen Hagens wird Siegfried gastlich aufgenommen. Doch bevor er Kriemhild heiraten darf, soll er Gunther helfen, die isländische Königin Brünhild als Frau zu gewinnen, die über magische Kräfte verfügt, solange sie jungfräulich bleibt. Siegfried erfüllt dem Burgunderkönig diese Bitte: Verborgen dank der Tarnkappe, ringt er Brünhild nieder, sodass Gunther ihr die Jungfräulichkeit nehmen kann.

Viele Jahre später verrät Kriemhild Brünhild, dass Gunther sie einst nur mit Siegfrieds Hilfe bezwungen hat. Brünhild fordert von Gunther daraufhin den Tod des Drachentöters, und Hagen schreitet zur Tat: Er stößt seine Lanze in Siegfrieds einzige verwundbare Stelle – und versenkt den Nibelungenschatz im Rhein.

Kriemhild sinnt nun auf Rache für den Tod ihres Mannes. 13 Jahre lang muss sie machtlos am Hof Gunthers leben, ehe Etzel, der mächtige König der Hunnen, um ihre Hand bittet und sie sein Werben erhört. Als sie weitere Jahre später ihre Brüder an den Hunnenhof lädt, wittert Hagen eine Falle.

Dennoch ziehen die Könige samt Gefolge zum Palast von Etzel. Fortan nennt der Dichter der Sage die Burgunder „Nibelungen“: Der Schatz hat erst den Söhnen König Nibelungs und dann Siegfried den Tod gebracht, und bald wird sein Fluch auch Gunther und seine Brüder treffen.

Tatsächlich flammt an Etzels Hof tödlicher Streit auf. Die Nibelungen fechten gegen die Hunnen sowie germani-



Nach dem Tod ihres Gatten Siegfried heiratet die Sagengestalt Kriemhild (im Bild links) den bekrönten Hunnenherrscher Etzel (Buchmalerei, 15. Jh.)

Das Nibelungenlied wird um 1200 niedergeschrieben. Nur wenige Jahre später entsteht diese Handschrift des Textes. Es ist die älteste überlieferte

sche Gefolgsleute Etzels, darunter Dietrich von Bern. Kriemhild lässt, außer sich vor Rachsucht, ihren Bruder köpfen und erschlägt Hagen mit eigener Hand – ein so unerhörter Akt, dass Dietrichs Waffenmeister wiederum Kriemhild niederstreckt.

Am Ende sind alle Nibelungen gefallen, Kriemhild ist tot, der Schatz für immer im Rhein verschwunden.

Eine finstere Geschichte – die aber trotz aller literarischen Verfremdung in Teilen indirekt auf historischen Begebenheiten beruht. Denn der Autor hat für das Werk Sagen umgeformt, die seit Jahrhunderten in Europa erzählt werden und die dramatische Ereignisse aus der Zeit der Völkerwanderung spiegeln, etwa:

- den Einfall der Hunnen,
- den Untergang der Burgunder,
- den Aufstieg der Ostgoten.

I. Die Hunnen: 445 steigt Attila zum alleinigen König der Hunnen auf; aus seinem Namen wird später im Mittelhochdeutschen „Etzel". Seine Hauptresidenz errichtet er wohl in einer Ebene östlich der Donau. Bald nach Attilas Tod 453 wird berichtet, seine burgundische Nebenfrau Ildiko habe ihn ermordet, um Verwandte zu rächen. Der Name Ildiko wiederum bedeutet auf Deutsch „Hildchen", eine Verniedlichung jedes Frauennamens, der mit „Hild" beginnt oder endet – wie etwa Kriemhild.



Auch ein weiterer Herrscher der Völkerwanderungszeit spiegelt sich in der Sage: Der Ostgote Theoderich erscheint im Nibelungenlied als Dietrich von Bern, der hier kniend einen Gegner überwältigt

II. Die Burgunder: Im Jahr 407 gründet deren König Gundahar am Rhein ein Reich. Knapp 30 Jahre später besiegt ein römischer Heermeister die Burgunder in einer Schlacht; Gundahar und fast alle seine Adeligen fallen, die Überlebenden werden rund um den Genfer See angesiedelt. Dort wächst ein neues Reich heran, in dem noch fast 100 Jahre lang burgundische Könige herrschen – einem traditionellen Brauch folgend, oft mehrere Brüder gemeinsam. Eine Rechtssammlung überliefert den Namen von König Gibica und dessen Söhnen Gundahar, Gislahar und Gundomar: eine starke Ähnlichkeit zu den drei Königen des Nibelungenliedes.

III. Die Ostgoten: Einer der mächtigsten Herrscher der Völkerwanderungszeit ist Theoderich, der bis zu seinem Tod im Jahr 526 das ganz Italien umfassende Reich der Ostgoten von seinen Residenzstädten Ravenna und Verona aus regiert. Aus dem Namen Verona wird in der Nibelungensage durch Lautverschiebung und -verkürzung der Name „Bern". Und aus Theoderich: „Dietrich".

Das Ostgotenreich überdauert sein Dahinscheiden nur um wenige Jahrzehnte, das Reich der Burgunder wird im 6. Jahrhundert von den Franken erobert, das Hunnenreich zerfällt bald nach Attilas Tod: in allen drei Fällen gewaltige Schlachten, Glanz, dann jähe Katastrophe und Erlöschen – jedes Mal wiederholt sich das Muster.

Und so wird die Geschichte der drei untergegangenen Reiche schon bald zu einer häufig erzählten Sage, werden die dramatischen Ereignisse und bedeutenden Persönlichkeiten zur Inspiration der Liedersänger.

Auch andere Motive des Nibelungenlieds deuten auf die Zeit der Völkerwanderung hin – etwa der Schatz. Tatsächlich werden in jenen Jahrhunderten häufig Kostbarkeiten versteckt: Gold, Silber, Münzen, Geschirr, Waffen, Schmuck. Mal vergräbt man sie aus Angst vor heranrückenden Feinden, mal gehen sie in Flüssen verloren, wenn Plünderer über die Gewässer setzen. So werden Wissenschaftler später 70 Kilometer südlich von Worms in einem Altarm des Rheins mehr als 1000 Münzen, Messer, Schalen, Siebe, Teller und andere Metallobjekte finden: gut 700 Kilogramm insgesamt.

Zudem bewahrt die Nibelungensage womöglich sogar Relikte aus noch früheren Zeiten auf: Manche Gelehrte vertreten die These, dass Siegfried ein reales Vorbild in dem germanischen Fürsten Arminius hat, der im Jahr 9 n. Chr. die Legionen des römischen Feldherrn Varus vernichtete. Ein Indiz sind die überlieferten Namen: „Arminius" ist lateinisch, doch der römische Schriftsteller Tacitus nennt zusätzlich die germanischen Namen von Vater, Schwiegervater und Schwager des Arminius: Alle beginnen mit der Vorsilbe „Sieg"/„Seg".

Dennoch bleibt die Verbindung von Sagengestalt zu realer Person letztlich willkürlich. Denn selbst wenn die Heroen des Nibelungenliedes tatsächlich auf echte Krieger zurückgehen – im Mythos sind ihre Taten fast bis zur Unkenntlichkeit verändert worden.

Cay Rademacher und Insa Bethke

Franken, Burgunder, Sachsen und Alanen. Für Attila streiten Hunnen, Ostgoten, Gepiden, Rugier, Skiren, Heruler, Sueben, Sarmaten und Thüringer.

Wenig ist über den Verlauf dieser Schlacht bekannt. Der Chronist Jordanes berichtet, das Gemetzel habe solche Ausmaße angenommen, dass ein Bach auf dem Feld durch das Blut der Toten zu einem Fluss angeschwollen sei. Aber nach und nach gewinnen Aëtius und seine Verbündeten die Oberhand.

Attila sieht schon sein Ende nahen und lässt einen Scheiterhaufen aus den hölzernen Sätteln der Hunnen errichten. Dort will er sich in die Flammen stürzen, „damit niemand die Freude haben solle, ihn zu verwunden", so der Chronist.

Doch es kommt anders. Auch das Heer der Römer ist schwer getroffen, daher lässt Aëtius die Hunnen ziehen. Besiegt, aber nicht geschlagen kehrt Attila in die Ungarische Tiefebene zurück.

Ein Jahr später fällt er zwar noch in Italien ein, erobert Aquileia, Verona, Mailand, Pavia, aber vermutlich zwingen ihn eine Hungersnot dort sowie eine Seuche unter seinen Kämpfern zum Rückzug. Attilas Einfluss scheint abzunehmen, Ost- wie Westrom zahlen keine Tribute mehr, die Kriegszüge führen nun auch zu Niederlagen, und ohne dauernde Erfolge kann er sein fragiles Reich der vielen Stämme nicht zusammenhalten.

Wohl gerade deshalb kündigt er Ende 452 neue Kriegszüge an. Doch bevor er mit seinem Heer aufbrechen kann, stirbt er plötzlich.

An Nasenbluten.

Aus Sicht der Römer ist es ein schmählicher Tod, wie er einem heidnischen Barbaren gebührt. Bald erzählt man sich, der Hunnenkönig sei so betrunken gewesen, dass er in Wahrheit nicht an einem Blutsturz, sondern an seinem eigenen Erbrochenen erstickt sei.

Nach Attilas Tod zerfällt sein Steppenimperium binnen kurzer Zeit. Offenbar hat vor allem seine Autorität die vielen Clans zusammengehalten. Jordanes berichtet, dass die Söhne Attilas sich daranmachen, das Reich und dessen Untertanen zwischen sich aufzuteilen, „sodass kriegerische Könige mit ihren Völkern wie Leibeigene verlost wurden".

Das aber wollen die stolzen Stammesführer nicht mit sich geschehen lassen. Wohl 454, ein Jahr nach Attilas Tod, kommt es zur Schlacht zwischen den Hunnen unter Führung von Attilas ältestem Sohn und einer Koalition der einst von ihnen unterworfenen Völker, die vom Stamm der Gepiden angeführt wird. Der Sohn fällt im Kampf, die Hunnen werden geschlagen.

Im einstigen Kerngebiet von Attilas Reich, der Ungarischen Tiefebene, herrschen jetzt die Gepiden. Auch die anderen Stämme bilden nun etliche kleine Königreiche nördlich der Donau.

Von den übrigen Attila-Söhnen besitzt keiner genug Macht und Autorität, um noch einmal eine große Zahl Krieger unter sich zu vereinen und um das Reich des Vaters zu kämpfen.

Einer von ihnen sucht zwar wie einst Attila erneut die Konfrontation mit Konstantinopel und fällt in die römischen Provinzen jenseits der Donau ein, wird aber 469 von Ostrom geschlagen, sein abgetrennter Kopf den jubelnden Bürgern Konstantinopels präsentiert.

In den Jahren darauf verliert sich die Spur der Hunnen. Viele bleiben in den Gebieten nördlich der Donau, schließen sich mit anderen Stämmen zusammen, kämpfen unter anderen Namen in den Schlachten der Völker. Zahlreiche hunnische Soldaten dienen in der römischen Armee, andere siedeln sich in den Balkanprovinzen des Imperiums an.

Und ein Teil zieht sich wieder zurück in die Steppe nördlich des Schwarzen Meeres, an deren weitem, flachem Horizont die Reiterkrieger knapp 100 Jahre zuvor plötzlich aufgetaucht waren.

Wie ein Gewittersturm, der nichts zurückließ als Ruinen. ⬢



Irgendwann mehren sich die Niederlagen der Hunnen, die römischen Tributzahlungen bleiben aus. Als Attila unerwartet stirbt, zerfällt sein Reich binnen kurzer Zeit in Nachfolgekämpfen. Dem temporeichen Aufstieg folgt ein rasender Niedergang

Johannes Strempel, *Jg. 1971, war bei der Recherche vor allem von dem Zeitzeugenbericht des spätantiken Schriftstellers Priskos beeindruckt, dessen Reise an Attilas Hof sich fast wie eine moderne Reportage liest. Die Illustrationen zu diesem Text entstammen dem Computerspiel „Total War™: ATTILA", entwickelt von The Creative Assembly (UK)/SEGA Europe Ltd.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hg.), *„Attila und die Hunnen"*, Theiss Verlag: Der Ausstellungskatalog bietet einen guten, umfassenden Einstieg in die Welt der Reiterkrieger. Christopher Kelly, *„Attila the Hun"*, Vintage Books: teils etwas reißerische, aber lesenswerte Biografie des Hunnenkönigs.

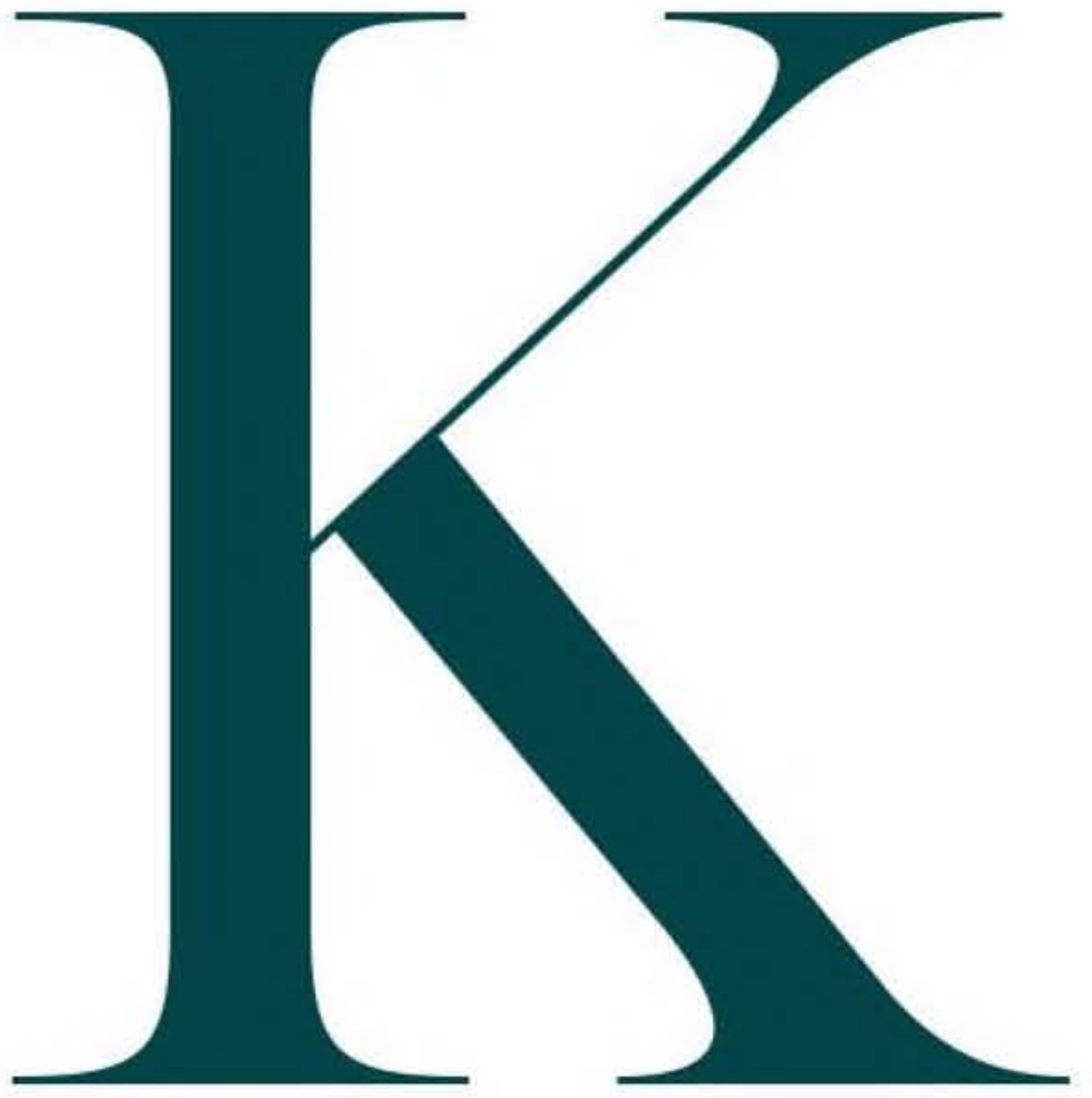


ZEIT DER FINSTERNIS

VON CAY RADEMACHER

Es ist das größte Rätsel der Völkerwanderungsepoche: Um das Jahr 400 bricht die römische Herrschaft in Britannien plötzlich zusammen – und mit ihr verschwindet eine ganze Zivilisation. 200 Jahre später herrschen angelsächsische Invasoren über die Insel. Doch was in der Zwischenzeit genau geschah, darüber rätseln die Forscher bis heute

Dieser Helm wird um das Jahr 600 vermutlich einem angelsächsischen König mit ins Grab gegeben – einem Nachfahren jener germanischen Krieger, die Britannien in den zwei Jahrhunderten zuvor unterworfen haben müssen (Kopie)



Kann mitten in Europa eine Kultur einfach untergehen? Kann sie auf mysteriöse Weise verschwinden wie, beispielsweise, die der Osterinsel? In England ist genau das geschehen: vor 1600 Jahren. Dort ist eine hochdifferenzierte, über Jahrhunderte stabile Zivilisation nicht bloß niedergegangen.

Sondern kollabiert.

Noch um 400 n. Chr. sind die Briten Bürger des römischen Weltreiches. Sie sind Christen, sie sind gebildet, sie leben in Städten und sprechen Lateinisch sowie ihre keltischen Dialekte.

200 Jahre später sind die Bewohner der Britischen Inseln primitive Krieger und Bauern kleiner, verfehdeter Königreiche. Die meisten können nicht lesen und schreiben, viele haben das Christentum vergessen, sie leben in Dörfern. Und selbst ihre Sprachen sind, bis auf entlegene Regionen, verschwunden: Die Menschen verständigen sich nun auf Altenglisch, einem germanischen Idiom.

Was ist passiert? Niemand weiß es. Kein Chronist hat einen vollständigen Bericht hinterlassen, kein von Archäologen gehobener Schatz hat je enthüllt, was in dieser Epoche geschehen ist.

„Dark Ages“ werden Historiker später daher diese zwei Jahrhunderte nennen, das dunkle Zeitalter.*

Und es wirkt wie eine böse Ironie der Geschichte, dass unmittelbar vor diesem Kollaps eine außerordentlich glanzvolle Epoche England erhellt. Denn seit dem Jahr 43 n. Chr. gehört die Provinz Britannia zum Imperium Romanum. In den folgenden vier Jahrhunderten werden die zuvor in viele Stämme aufgesplitterten Briten in der römischen Zivilisation umgeformt: Sie lernen Latein, sie kleiden sich zu festlichen Anlässen in die Toga, sie leben in Städten wie Camulodunum (Colchester) und Eburacum (York) – bedeutenden Ansiedlungen, in York etwa wird im Jahr 306 Konstantin der Große zum Kaiser ausgerufen.

Ihre Villen schmücken sie wie alle gut gestellten römischen Bürger mit Mosaiken: So verziert in Low Ham in Somerset im 4. Jahrhundert ein vermögender Landbesitzer sein Privatbad mit Szenen aus Vergils Epos „Aeneis“. Wer sich im *frigidarium* dieses Hauses von den heißen Bädern abkühlt, erblickt auf dem Boden die Schiffe der vor der Zerstörung geflohenen Trojaner. (Das Mosaik wird 1938 entdeckt, als ein Bauer eine Grube aushebt, um ein totes Schaf zu begraben.)

Allerdings ist die Pracht des Imperiums in Britannien stets bedroht: Rom unternimmt es in all den Jahrhunderten nie, die Inseln vollständig zu erobern.

Denn Irland ist so arm, dass sich kein Feldherr dafür interessiert. Und in Schottland leben die überaus kriegerischen Pikten, ein rätselhaftes Volk, das nur wenige archäologische Zeugnisse hinterlassen wird, darunter Ruinen von Festungen sowie Friedhöfe und Steine, in die rätselhafte Zeichen und Fabelwesen gekratzt sind.

Kein Kaiser macht sich je die Mühe, die schottischen Highlands zu erobern, denn das würde viele Soldaten und viel Geld kosten, und wozu? Das Land dort ist karg, es gibt keine Bodenschätze.

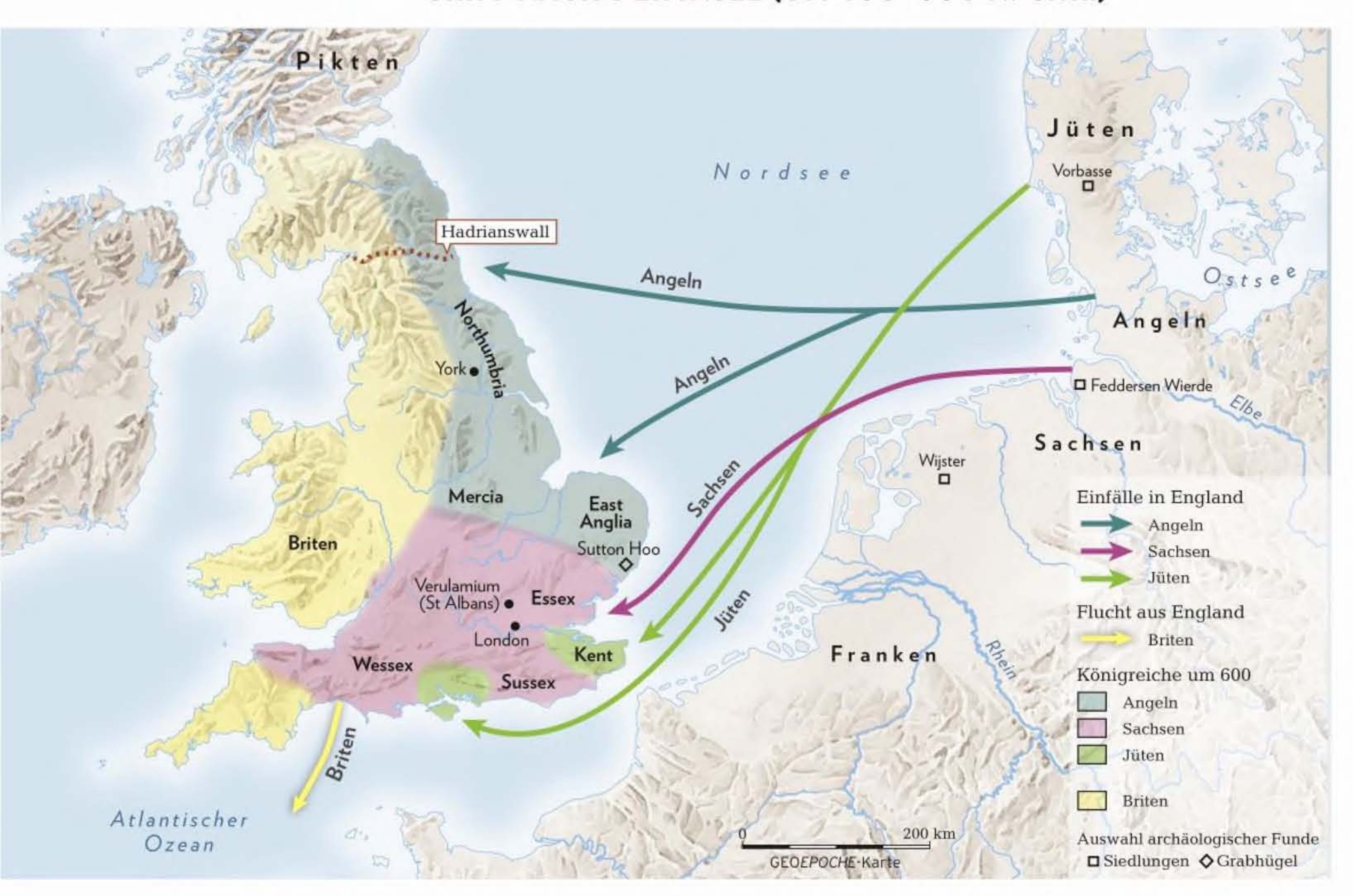
Doch diese Selbstbeschränkung wird Rom am Ende genau das kosten, was es eigentlich nicht hergeben wollte: Soldaten und Geld.

Denn die Pikten bleiben unzivilisiert, ihre Heimat ist ein idealer Rückzugsraum. Und je reicher die Provinz Britannia wird, desto größer der Anreiz für die Krieger aus Schottland, sie auszuplündern.

Kein goldener Reif, sondern die Verzierung eines Schwertgriffs: Vermutlich gehörte die Waffe einem angelsächsischen Krieger

* Das einzige erhaltene schriftliche Zeugnis aus jenen Jahren hat der um 570 verstorbene Mönch Gildas verfasst. Doch für heutige Leser ist die Schrift nur schwer zu interpretieren – schon weil Gildas weder genaue Daten noch exakte Orte der von ihm beschriebenen Ereignisse nennt. Rund 150 Jahre später verfasst der angelsächsische Gelehrte Beda eine Chronik der Dark Ages, die unter anderem von einer großen Invasion berichtet: Um das Jahr 450 hätten germanische Sachsen oder Angeln unter ihren Anführern Hengist und Horsa (Hengst und Pferd) die Insel eingenommen. Diese Darstellung prägte lange Zeit das Bild der angelsächsischen Eroberung, gilt heutigen Forschern aber als reine Legende.

GRIFF NACH DER INSEL (UM 400–600 N. CHR.)



Um das Jahr 400 ziehen die Römer ihre Legionen aus Britannien ab und überlassen die Region ihrem Schicksal. Was genau in der Folgezeit geschieht, ist bis heute umstritten. Sicher ist nur: Die germanischen Angeln, Sachsen und Jüten nutzen das Machtvakuum und siedeln sich im Laufe des 5. Jahrhunderts auf der Insel an. Ihre angestammte Heimat hingegen verödet. In blutigen Wirren erweitern die Invasoren ihr Herrschaftsgebiet immer weiter, einzig das heutige Wales und Cornwall erobern sie nicht. Viele Briten verlassen das Land und fliehen nach Gallien, etwa in die heutige Bretagne. Jahrhundertelang ringen Warlords um die Macht – bis sich um 600 mehrere stabile Königreiche etabliert haben

Also muss der römische Kaiser auf der Insel stets mehrere Legionen stationieren, die sich schließlich vor allem hinter dem 128 n. Chr. fertiggestellten Hadrianswall verschanzen.

Dieser Limes, ein turmbekrönter Grenzwall mit Militärlagern im Hinterland, riegelt die schmalste Stelle Nordenglands von den schottischen Highlands ab und schützt fortan die Provinz vor Überfällen.

Man muss sich das England jener Zeit als eine Art riesigen Garnisonsstandort vorstellen, versorgt durch die Ressourcen der reicheren Regionen des Imperiums. Rom pumpt viel mehr Geld nach Britannien hinein, als es aus der Provinz herausholt: Jahr um Jahr ankern Frachtsegler in den Häfen von London und anderen Städten, in deren Rümpfen Truhen voller Münzen sind, mit denen Bauern, Händler und Legionäre bezahlt werden. Dafür liefert die in Teilen äußerst fruchtbare Provinz Getreide an die römischen Armeen.

Hin und wieder verliert jemand ein Geldstück. Archäologen und Schatzsucher werden später Tausende Münzen bergen, in allen Regionen Englands, aus fast allen Zeiten des Kaiserreiches. Doch kein Geldstück stammt aus der Zeit nach 402 n. Chr. Noch jahrzehntelang werden im Imperium Romanum Münzen geschlagen, doch kaum eine erreicht mehr die Insel. Ganz Britannien, so scheint es, ist um das Jahr 400 schlagartig der Geldzufluss verweigert worden.

Zur gleichen Zeit verfallen die britischen Städte. Im antiken Verulamium (St Albans) etwa scheinen die Wohnhäuser kurz vor 400 aufgegeben zu werden und zu verfallen, ins leere Theater werfen die letzten Einwohner ihren Müll.

Schwertknäufe, ein verbogenes Kreuz (o. r.), ein Goldblech (l.), in das ein Bibelvers geritzt ist: Der 2009 gefundene »Schatz von Staffordshire« kündet vielleicht von den Raubzügen der Angelsachsen, die auch die Kirchen der Insel verheeren. Denn anders als die Briten sind die Eroberer keine Christen. Möglicherweise haben Krieger diese Kostbarkeiten als Opfer an ihre heidnischen Götter in der Erde vergraben



Der Ursprung der mehr als 3500 Einzelteile des Schatzes von Staffordshire – hier ein Schmuckblech in Form zweier Adler – lässt sich heute nicht mehr genau bestimmen. Zu verworren sind die Verhältnisse auf der Insel nach dem Abzug der Römer, zu undurchschaubar die Fehden der Eroberer. Sicher ist nur, dass der Hort in einem früheren angelsächsischen Machtzentrum gefunden wird: dem Reich von Mercia

Andernorts ein ähnliches Bild: Auf den Mauerresten mancher Ruinen liegt eine dünne Schicht schwarzer Asche – ein Zeichen dafür, dass das jeweilige Gebäude gebrannt hat.

Zwar sind in einer Welt, in der mit Holz geheizt und in den Küchen an offenen Feuern gekocht wird, Brände alltäglich. Selbst die Stadt Rom verwandelt sich immer wieder in ein flammendes Inferno. Doch in der Regel werden die Bauwerke anschließend wieder errichtet; über der Brandasche finden Archäologen später daher Schichten einer Neukonstruktion.

In England ab 400 aber nicht.

Und nirgendwo stoßen Forscher auf Indizien für Kriege, Angreifer oder Plünderungen: keine Pfeilspitzen etwa im Erdboden, keine Gebeine von Erschlagenen zwischen den Ruinen.

Viele weitere Gebäude sind zudem nicht niedergebrannt, sondern, das beweisen Relikte wie ein heruntergestürzter Dachstuhl, irgendwann einfach in sich zusammengefallen. Überdies lassen sich hier und da Reste hölzerner Hütten auf Mosaikböden nachweisen: Offenbar hat man nach 400 diese Behausungen in größere, leere Räume hineingebaut.

Und gelegentlich können Archäologen nachweisen, dass Monumente systematisch abgetragen worden sind: Im Verlauf des 5. Jahrhunderts werden beispielsweise in Wroxeter und Exeter die Steine von Basiliken – gewaltiger Markt- und Gerichtsgebäude – bis auf die Grundmauern fortgeschafft. Niemand weiß, wer diesen Abbruch organisiert hat.

Auch jenseits der britischen Städte zeigt sich überall das gleiche Bild:

• die Villen auf dem Land – aufgegeben bis auf ein paar Verschläge, die jemand in den Ruinen errichtet hat;

• die Forts am Hadrianswall – aufgegeben bis auf wenige Bastionen;

• die Äcker – ebenfalls aufgegeben, wie Wissenschaftler über Pollenanalysen in bestimmten Erdschichten herausfinden, die zeigen, dass auch die Getreidefelder veröden und an ihre Stelle wieder Wildkräuter und Bäume treten.

Kurz: Britanniens Kultur kommt um das Jahr 400 zu einem abrupten Halt, in der Stadt und auf dem Land, im Norden wie im Süden, bei Soldaten wie Zivilisten, unter Reichen wie Armen.

Die römische Zivilisation, die das Land knapp vier Jahrhunderte lang geprägt hat, verschwindet einfach.

Und nichts deutet darauf hin, dass eine feindliche Horde Städte und Villen verheert hat: Die Bauwerke vergehen in zufällig ausbrechenden Feuern oder verfallen oder werden als Steinbrüche genutzt. Die Militärlager werden nicht von Angreifern erstürmt, sondern von ihren Garnisonen verlassen. Es scheint, als sei das römische Britannien von sich aus von der Weltbühne abgetreten.

Die Römer überlassen die Insel ihrem Schicksal

Mit den Monumenten verschwindet auch die Gelehrsamkeit. Kein antiker Chronist überliefert, wann und warum und wie Britannien verfällt – und dieses um das Jahr 400 einsetzende Schweigen wird fast zwei Jahrhunderte lang währen.

Denn auch über die Jahrzehnte, die auf diesen Zusammenbruch folgen, berichtet so gut wie niemand.

Kaum ein Text ist überliefert, den Historiker auswerten könnten. Archäologen bergen nur wenige und meist rätselhafte Zeugnisse aus dem Boden.

Bei den Dark Ages stoßen Wissenschaftler an die Grenzen ihrer Kunst. Sie können bloß lückenhaft Daten, Ereignisse, Entwicklungen rekonstruieren, und die Ergebnisse sind oft umstritten und widersprüchlich.

Weshalb kollabiert um 400 n. Chr. die römische Zivilisation in England? Und was geschieht in den beiden darauffolgenden Jahrhunderten?

Forscher haben dazu in den letzten Jahren etliche Hypothesen aufgestellt. Keines ihrer Szenarien lässt sich beweisen, keines ist in sich widerspruchsfrei. Doch deuten manche neue Erkenntnisse in eine bestimmte Richtung. Und so kann man nun versuchen, jene Zeit zumindest in Ansätzen zu rekonstruieren.

Vielleicht war es so: Ende des 3. Jahrhunderts ziehen die Kaiser aus Rom fort, näher hin zu den zunehmend stärker umkämpften Außengrenzen des Imperiums. Seither wird das Reich meist von zwei Kaisern in Ost und West regiert, um es so effizienter zu verwalten. Im Osten blüht bald die Stadt Konstantinopel auf, die strategisch günstig liegt, um das Imperium Romanum von dort aus gegen Feinde vom Balkan oder aus Kleinasien zu verteidigen. Im Westen wird Trier zu einer Art kaiserlichem Hauptquartier im Ringen gegen Feinde.

Doch die Bedrohung durch die anbrandenden Germanenvölker im Westen wird immer größer: Im Jahr 381 verlässt der kaiserliche Hof Trier, zieht sich nach Südfrankreich, später nach Mailand und schließlich bis nach Ravenna zurück.

Und je kritischer die Lage an den Außengrenzen im Westen wird, desto gnadenloser ist der Machtkampf im Inneren: Etliche Feldherren putschen und erklären sich kurzerhand zu Herrschern.

Im Jahr 383 steigt ein hoher Offizier von Britannien aus in dieses mörderische Spiel ein: Magnus Maximus, ein Berufssoldat aus armer Familie, der sich bis zum Oberbefehlshaber aller Legionen auf der Insel hochgedient hat. Bald nachdem Gratian, der legitime weströmische Herrscher, seinen Hof in Trier verlassen hat, rufen Britanniens Legionen Maximus zum Kaiser aus.

Der Putschist segelt mit seinen Truppen nach Gallien, wird von Gratian zum Kampf gestellt und besiegt dessen Truppen; der Kaiser wird erschlagen. Bald kontrolliert Maximus auch Spanien und residiert in der alten Kaiserstadt Trier. Fünf Jahre lang darf er davon träumen, die ganze Macht des Imperiums an sich zu reißen. 388 fällt er in Italien ein, stellt sich dem oströmischen Herrscher Theodosius zur Entscheidungsschlacht

und wird von den siegreichen Soldaten seines Rivalen erschlagen wie ein Hund.

Heute wäre Maximus wohl nahezu vergessen, wenn es nicht seine Revolte gewesen wäre, die England vermutlich ins Verderben gestoßen hat.

Denn zum einen löst sein Staatsstreich auf der Insel einen Wirtschaftskollaps aus (oder beschleunigt ihn zumindest): Noch 383, im Jahr seines Putsches, haben Englands Bauern, Händler und Schiffer Zehntausende Legionäre mit Getreide versorgt – zwei Jahrzehnte später keinen mehr.

Zum anderen hat Maximus den Großteil der in Britannien stationierten Legionen mit auf den Kontinent genommen, um den Machtkampf im Weströmischen Reich zu gewinnen. Seine Soldaten sind inzwischen gefallen oder in die Armee des Siegers eingegliedert worden, und so stehen seit 383 keine regulären Truppen mehr in England.

Britannien muss Fremden wie eine offene Schatzkammer erscheinen. Man muss bloß noch eintreten und zugreifen. Völkerscharen des Nordens werden diese Chance ergreifen: die Sachsen.

In den römischen Chroniken tauchen die *saxoni* erstmals im 3. Jahrhundert auf. Im gleichen Jahrhundert werden auch Völker von den Geschichtsschreibern erwähnt, die man „Franken“, „Goten“ und „Alemannen“ nennt. Dies bedeutet allerdings nicht unbedingt, dass es sich hierbei um gänzlich neue Völker handelt. Denn zur gleichen Zeit verschwinden viele ältere Stammesbezeichnungen, die seit Caesars Zeiten gebräuchlich waren, aus den Berichten.

Offenbar ist es eher so, dass sich in Germanien nach und nach kleinere, schon Caesar bekannte Völkerschaften seit dem 3. Jahrhundert zu größeren Verbänden unter neuen Namen zusammenschließen. Warum? Wann genau? Und wie organisiert?

Niemand weiß es.

Sicher ist nur, dass sich die Angeln, die in Schleswig-Holstein leben, mit den Jüten (aus Dänemark) und den Sachsen (von der friesischen Küste) zu einer Konföderation vereinen. Möglich, dass die Sachsen in diesem Verbund dominieren, sodass die Römer die neue Gemeinschaft unter ihrem Namen kennen.

Archäologen haben in den Niederlanden, auf der deutschen Feddersen Wierde sowie in Dänemark mehrere Ortschaften dieser Sachsen ausgegraben: bäuerliche Siedlungen mit großen Gebäuden, halb Stall, halb Wohnhaus und offenbar nach sorgfältigen Plänen errichtet.

Vergebens bitten die Briten um Hilfe

Auf der Feddersen Wierde ist eine Ruine so eindrucksvoll, dass die Forscher sie als „Herrenhof“ bezeichnen – ein Indiz dafür, dass die Sachsen von Adeligen angeführt werden?

Auch Friedhöfe sind entdeckt und datiert worden, die Toten verraten, dass über Jahrhunderte die Bevölkerungszahl recht konstant gewesen sein muss. In Orten wie Feddersen Wierde werden vermutlich jeweils gut 200 Menschen gelebt haben, und sicherlich zählen Angeln, Sachsen und Jüten zusammen mindestens einige Tausend Köpfe.

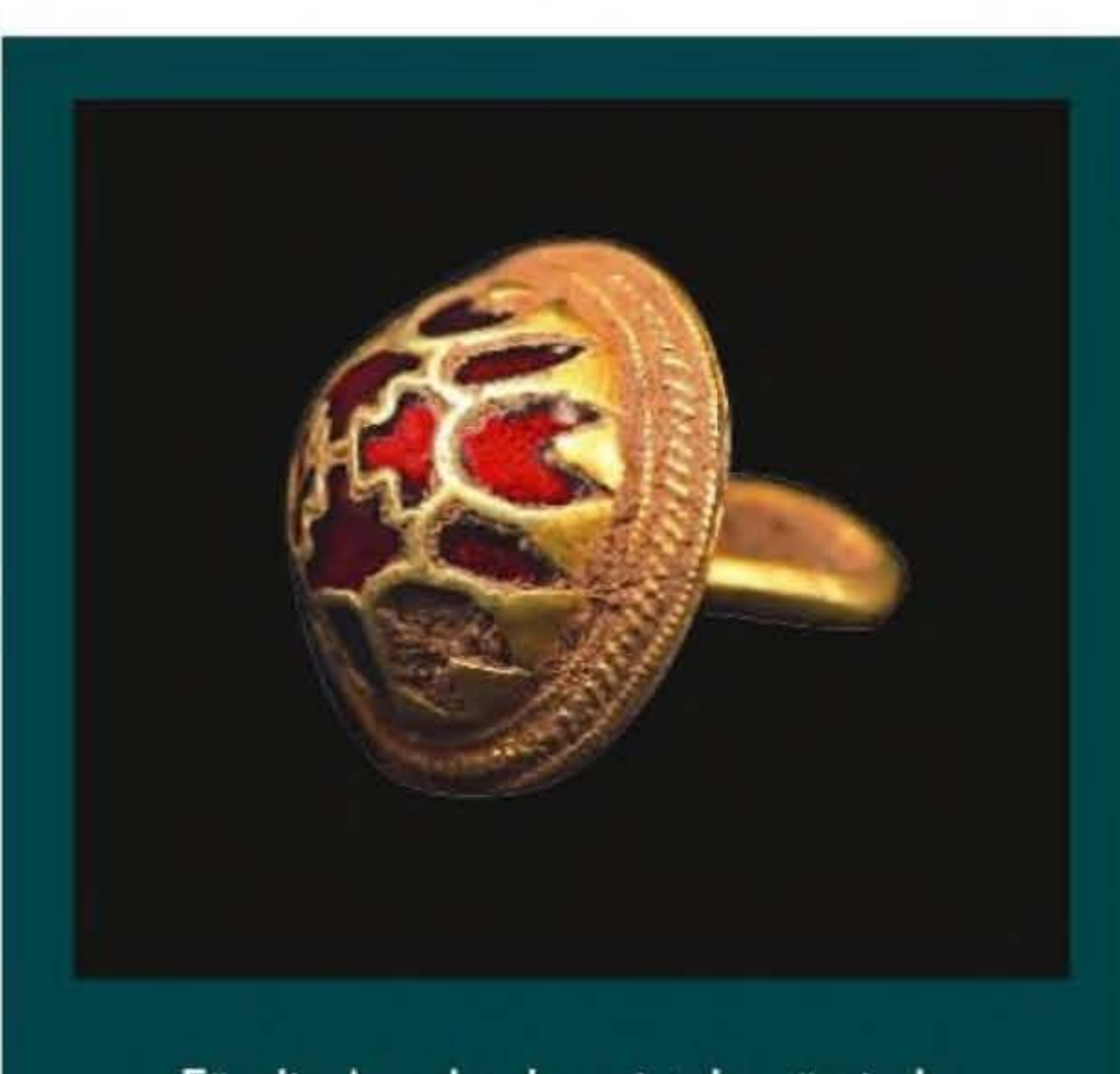
Das war eine große Gemeinschaft – aber doch keine, die Rom als Gegner erzittern ließe. Und warum auch? Auf einigen Friedhöfen haben sich metallene Gürtelschnallen erhalten, die Archäologen in ganz anderen Regionen finden: im Imperium Romanum.

Offenbar also haben Sachsen als Soldaten in den Legionen des Kaisers gedient. Und offenbar sind diese Söldner nach dem Ende ihrer Dienstzeit in die Heimat zurückgekehrt und waren so stolz auf ihre Militärkarriere, dass sie sich in römischer Uniform bestatten ließen.

Es mag verwegen sein, mithilfe von ein paar Gürtelschnallen die Geschichte der Dark Ages zu schreiben, aber manche Wissenschaftler haben dies in den vergangenen Jahren gewagt, so der britische Historiker Guy Halsall.

Ihm zufolge hat Magnus Maximus, der Putschist, selber die Sachsen nach England geholt – und zwar als Söldner. Die Männer aus dem Norden haben, das beweisen ja die Gräber, häufig in den Legionen gedient: Außerdem ist es im Imperium schon lange Brauch, germanische Kämpfer in Dienst zu stellen.

Was also tut der Usurpator? Er geht mit seinen Truppen auf den Kontinent in den Machtkampf, doch lässt er in seiner Abwesenheit Britannien nicht schutzlos zurück, sondern stationiert dort eilig angeworbene sächsische Krieger. Diese Söldner werden von Werbern des Maximus angelockt, sie werden mit römischen Münzen bezahlt, sie gelangen vielleicht sogar auf römischen Schiffen



Für die Angelsachsen ist das römische Britannien eine gewaltige Schatzkammer, deren Tür offen steht (Schmuckknopf)



Nach und nach schließen sich die germanischen Invasoren zu immer größeren Gruppen zusammen. Im Osten der Insel gründen Krieger vom Stamm der Angeln ein Herrschaftsgebiet, das sie »East Anglia« nennen. Um 600 ist dieses Reich bereits so mächtig, dass einer seiner Anführer in einem gewaltigen Schiffsgrab beigesetzt wird – mitsamt diesen prunkvollen Schulterstücken (Fund aus Sutton Hoo)



Als Archäologen im Jahr 1939 den Grabhügel von Sutton Hoo öffnen, stoßen sie auf die Überreste eines rund 30 Meter langen Schiffes, in dessen Innerem ein hoher Adeliger bestattet worden ist. Die Grabbeigaben, wie diese Gürtelschnalle, beweisen die hohe Kunstfertigkeit der Angelsachsen. Doch die Art der Bestattung deutet darauf hin, dass die Eroberer um 600 noch immer teilweise heidnischen Sitten folgen

über die Nordsee. Und sie werden auf strategische Positionen verteilt.

Tatsächlich finden sich viele der ältesten archäologischen Spuren der Sachsen in England auf einer Achse von Kent im Süden über York bis an den Hadrianswall – also dort, wo noch kurz zuvor Legionen stationiert waren.

Nach dem Scheitern von Maximus aber stehen diese Söldner plötzlich in der Fremde: ohne Geld, ohne Schiffe, um wieder in die Heimat zurückzusegeln. Doch müssen sie das überhaupt?

Die Sachsen leben ja in einer reichen, fast wehrlosen Region.

Boten werden nach Germanien entsandt, um Verstärkung zu holen. Und so greifen die Fremden von innen heraus in England an; zudem landet noch Verstärkung aus der Heimat an der Küste.

Die Ex-Söldner folgen dabei keinem Masterplan und erst recht keinem obersten König. Man muss sich dieses Ringen vielmehr als Kampf versprengter Soldatenhaufen unter selbst ernannten Warlords vorstellen, jeweils mit dem Ziel, ein Tal, ein altes Römerlager, einen wichtigen Hügel unter Kontrolle zu bringen.

Nun bricht überall das Chaos aus, allerorten entbrennen Kämpfe – es kommt zum Kollaps der Zivilisation.

Indizien? Der Feldherr Aëtius, der letzte große General Westroms, zieht 448 in Gallien ein, als ihn eine Gesandtschaft verzweifelter Briten erreicht: Er möge ihnen beistehen! Das bedeutet, dass auch noch zu dieser Zeit Kämpfe zwischen Briten und Sachsen toben, aber nicht entschieden sind. Aëtius jedoch hat viel zu wenige Soldaten unter seinem Kommando, um auch nur einen von ihnen auf die Insel zu schicken.

De facto gibt Rom damit das Land Britannien verloren, da sein oberster Feldherr keinen Versuch unternimmt, es zu verteidigen. Und auch die Briten scheinen begriffen zu haben, dass ihnen kein Kaiser helfen wird. Mehr noch: dass sie nicht länger zum Imperium gehören.

Viele von ihnen fliehen jedenfalls um die Mitte des 5. Jahrhunderts von der Insel nach Gallien, wo noch die letzten

Legionen kämpfen, wie ein Chronist berichtet. Eine Region, in der sie sich niederlassen, ist noch heute nach ihnen benannt: die Bretagne.

Zugleich, das zeigen archäologische Funde, verödet die ursprüngliche Heimat der Sachsen. Auf der Feddersen Wierde wird der Herrenhof aufgegeben, die wenigen Häuser, die im 5. Jahrhundert neu gebaut werden, sind kleiner, primitiver, die Ortschaft wirkt ungeplant. Andere Siedlungen werden ganz verlassen. Und auch hier verschwinden in manchen Erdschichten alle Pollen von Nutzpflanzen, die Felder liegen offenbar brach.

So mögen also um 450 viele Briten aus der Heimat fliehen, während in einer gegenläufigen Bewegung Angelsachsen auf die Insel strömen. (Denn wo sonst sollten die Einwohner von der Feddersen Wierde und ihre Nachbarn hingegangen sein? Man hat auf dem Kontinent jedenfalls bis heute keine Spuren neuerer Ansiedlungen gefunden.)

England versinkt nun in Jahrzehnten lokaler Fehden. Es kommt nicht zu einer einzigen, heroischen Schlacht der Briten gegen die Sachsen – vielmehr liefern sich kleine Gruppen endlose Scharmützel. Und oft genug sind manche sächsische und britische Horden sogar untereinander verbündet und bekämpfen andere sächsisch-britische Haufen.

Niemand, so scheint es, kümmert sich auf der Insel in dieser Zeit um den Rest Europas. Niemand schreibt Berichte für die Nachwelt, wahrscheinlich kann auch kaum noch jemand schreiben.

Niemand kümmert sich mehr um Gott und die Kirche. Niemand, so scheint es, reist noch übers Meer. Für die Zeitgenossen auf dem Kontinent – für die letzten Römer, für die germanischen Sieger, für den Papst und die Bischöfe – muss es so sein, als verschwinde das alte Britannien hinter einem Nebel.

Niemand im Rest Europas weiß, was auf der Insel geschieht. Doch es müssen sich Dramen abspielen: Denn als sich der Nebel nach Jahrzehnten endlich wieder lichtet, sieht England fundamental anders aus.

Im Jahr 1939 wird in Sutton Hoo bei Ipswich ein Grabhügel geöffnet. Dort ist um das Jahr 600 ein bedeutender Mann bestattet worden. Der Leichnam wurde in ein Boot gelegt und mit Hunderten Tonnen Erdreich bedeckt. Der Leib des Geehrten ist längst verwest, von dem fast 30 Meter langen Boot zeugen

Aus Warlords werden Könige

vor allem die Eisennieten, die seine Planken einst zusammenhielten.

Erhalten haben sich jedoch viele Grabbeigaben, etwa ein Helm, der mit Mustern verziert ist, wie sie auch in Germanien und Skandinavien populär waren, was vielleicht bedeutet, dass hier ein Mensch zur ewigen Ruhe gelegt wurde, der nicht der römischen Kirche folgte.

Auch das Schiff, in dem er liegt, spricht ja dafür: Symbolisiert es womöglich den heidnischen Glauben daran, dass ein Segler den Toten ins Jenseits bringt?

Sicher ist, dass eine Gemeinschaft, die einem einzigen Menschen so ein Grab errichten kann, ziemlich groß, stabil und wohlhabend gewesen sein muss; ein kleiner Kriegertrupp aus Briten oder Sachsen jedenfalls kann so etwas nicht geschaffen haben.

Wie viele Männer mögen ein 30 Meter langes Schiff von der Nordsee über den Fluss Deben gebracht und schließlich über Land gezerrt haben? (Und von wem und wo und zu welchem Zweck ist dieses Schiff überhaupt gebaut worden?) Wie viele Männer mögen Erde darübergeschaufelt haben? Wie lange wird am Monument gearbeitet worden sein? Monate? Jahre?

Es muss eine relativ mächtige Gruppe gewesen sein, groß genug für diese Arbeiten und selbstbewusst genug, um zu glauben, dass man hier einen Kultort für die Ewigkeit schafft – und nicht einen Platz, den man vielleicht



Männer zwischen zwei Bestien: Das Motiv, das auf diesem Deckel einer Geldbörse aus dem Grab von Sutton Hoo prangt, ähnelt skandinavischen Darstellungen. Vermutlich stehen die wilden Tiere für zwei Eigenschaften, die jeder Herrscher benötigt: Stärke und Mut

schon nächstes Jahr wieder an einen Rivalen verlieren könnte.

Um das Jahr 600 also scheint aus dem Chaos so etwas wie eine neue Ordnung zu erwachsen. Die Fürstentümer leisten sich Monumente wie Sutton Hoo, die Menschen verfügen über die Ressourcen, um sie zu errichten. All dies bedeutet, dass die Epoche der Warlords offensichtlich vorbei ist.

Indizien deuten darauf hin, dass in Sutton Hoo König Raedwald von East Anglia begraben sein könnte. Aus unzähligen Kleinfürstentümern haben sich inzwischen vermutlich größere Königreiche gebildet, die England unter sich aufgeteilt haben: neben East Anglia im Osten etwa Wessex im Süden und Westen, Mercia im Zentrum, Northumbria im Nordosten und Kent im Südosten.

Manche Reiche tragen im Namen noch Erinnerungen an ihre wohl turbulente Gründungsphase: East Anglia, die „östlichen Angeln“. Wessex, die „westlichen Sachsen“. Wie genau sie entstanden sind, ist ein Rätsel. Hatten sich die Warlords am Ende so sehr dezimiert, dass schließlich nur noch wenige übrig blieben? Oder sind die großen Reiche, womöglich friedlich, aus Bündnissen vieler kleiner Fürstentümer hervorgegangen?

Sicher ist nur, dass in dieser Zeit auch die Chronisten nach England zurückkehren. Es sind Geistliche, die von einem jener Monarchen selbst ins Land geholt werden: Æthelberht von Kent.

597 trifft der von Papst Gregor dem Großen entsandte Missionar Augustinus in England ein. Seine Reise ist der erste gut dokumentierte Kontakt zwischen der Insel und dem Rest Europas nach anderthalb Jahrhunderten Stille – seit jenem Jahr, in dem die Briten den weströmischen Feldherrn Aëtius vergebens um Hilfe gebeten haben.

Nach 200 Jahren lichtet sich die Finsternis

Erstaunlich nur: Wieder sind es die Insulaner, von denen die Initiative ausgeht. Es ist König Æthelberht, der den Papst bittet, einen Missionar zu schicken, der sein Volk zum Christentum führt.

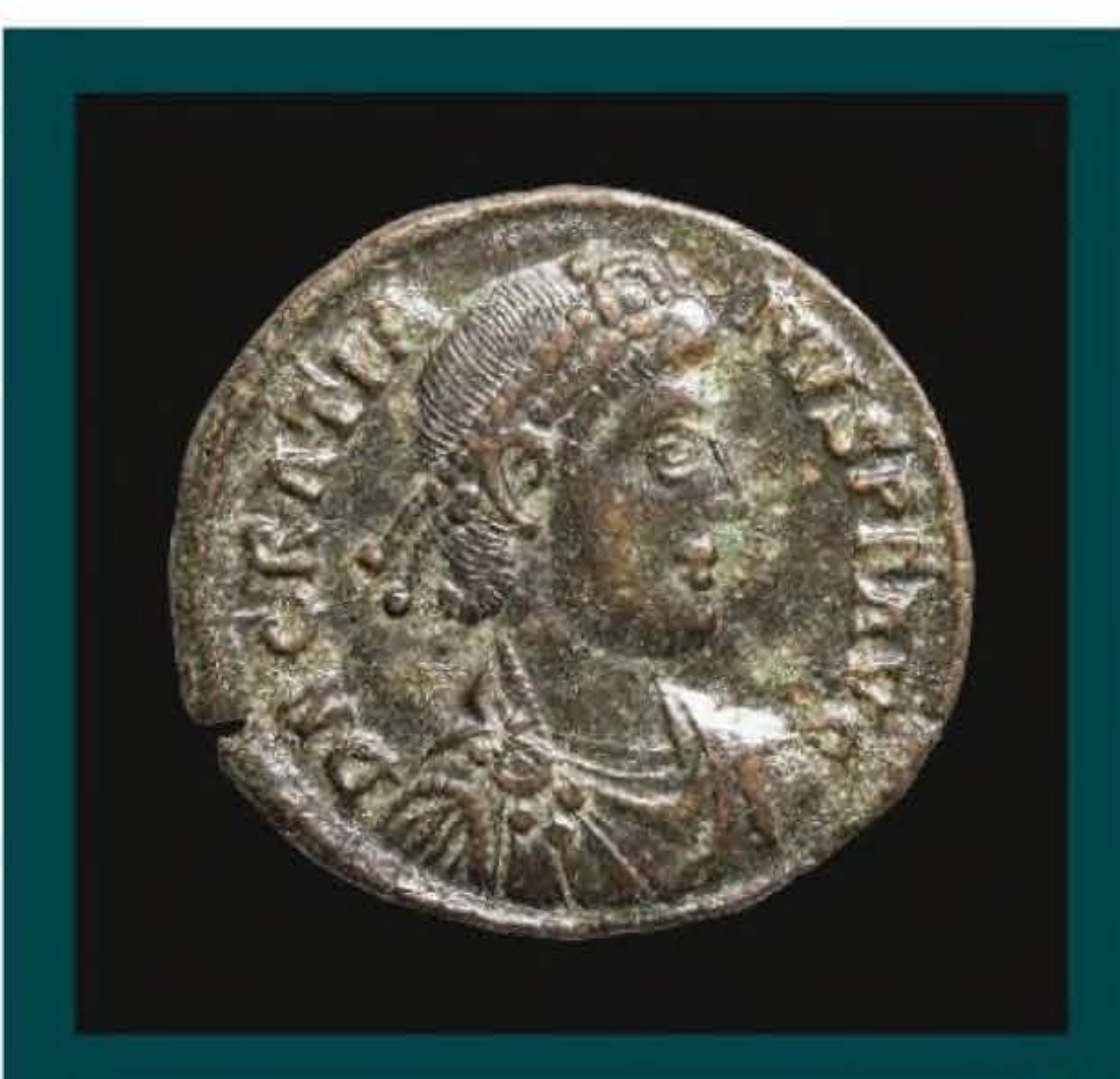
Wie hat er das getan? Vermutlich hat er einen Boten mit einem Brief geschickt. Das aber bedeutet, dass der König recht genaue Vorstellungen von Europa und vom Aufbau der Kirche gehabt haben muss – und dass er oder ein Höfling sehr wohl schreiben konnte.

597 tritt Æthelberht von Kent aus den Dark Ages auf die Bühne der Weltgeschichte – und er agiert gleich so wie die zeitgenössischen Franken-, Goten- oder Langobardenherrscher, die von den Chronisten niemals vergessen worden sind.

Warum wendet sich Æthelberht an Rom? Weil viele seiner Untertanen irgendwie doch Christen sind? Jedenfalls gelingt es Augustinus und seinen Nachfolgern, binnen weniger Jahrzehnte erst Kent zu christianisieren und dann ganz England. Ist dieser Erfolg vielleicht dadurch zu erklären, dass der Glaube nie ganz untergegangen ist? (Wie aber passt das zu dem Schiffsgrab von Sutton Hoo? Haben sich hier womöglich heidnische und christliche Elemente vermischt?)

Æthelberht mag zudem noch ein weiteres Motiv gehabt haben: Er hat einige Jahre zuvor Bertha geheiratet, eine Prinzessin aus dem fränkischen Königshaus – eine Christin.

Dass die Franken überhaupt eine Prinzessin nach England weggeben, beweist zudem, dass es auch schon vor 597 Kontakte zwischen ihnen und Kent gegeben haben muss, sie hätten eine der Ihren wohl kaum ins Unbekannte segeln lassen. Auch die ersten Münzen, die nach den Dark Ages in England geprägt werden, ahmen fränkische Vorbilder nach:





Grobe Gesichtszüge und ungelenke Lettern: Um das Jahr 600 beginnen die Angelsachsen, eigene Münzen zu prägen – doch den Geldstücken fehlt die Eleganz ihrer römischen Vorbilder aus dem 4. Jahrhundert (ganz oben)



Als die angelsächsischen Herrscher im Laufe des 7. Jahrhunderts Christen werden, endet die Epoche der weitgehenden Isolation. Fortan ist Britannien ein Teil des Abendlandes – verbunden durch Handelswege, die Religion und politische Allianzen. Im 11. Jahrhundert aber müssen sich die Eroberer von einst neuen Invasoren beugen: erst den Wikingern, dann den Normannen (Adler-Ornament aus Sutton Hoo)

Um 600 laufen *thrymsas* genannte Geldstücke um, ihr Name ist eine Verschleifung des lateinischen *tremissis* – so heißen die Münzen in Gallien. In manchen Ortschaften, Ipswich zum Beispiel, werden nun auch wieder Töpferwaren und andere Produkte des Kontinents gehandelt. Kurz: Politisch, religiös und kommerziell ist England um 600 im mittelalterlichen Europa angekommen.

So könnte es gewesen sein.

Oder hat es sich ganz anders zugetragen? Ist es noch viel brutaler, viel rücksichtsloser zugegangen? Um 400 spricht niemand auf der Insel Englisch, sechs bis sieben Generationen später ist es das vorherrschende Idiom der Insel geworden. Noch zweimal haben im Mittelalter Fremde England unterworfen, die Wikinger und die Normannen. Doch niemals konnten sich Dänisch oder Normannisch/Französisch als Sprache des ganzen Volks durchsetzen. Warum dann also Englisch? Vielleicht weil die Angreifer fast alle Briten, die nicht rechtzeitig in die Bretagne oder in die Highlands flohen, niedermetzelten, sodass am Ende kaum noch jemand blieb, der die alte Sprache beherrschte?

Verbirgt sich im großen Schweigen womöglich das Schweigen über einen großen Mord, wie britische Geschichtsschreiber lange vermutet haben? Gegen diese These spricht, das weder archäologische Funde noch neuere DNS-Untersuchungen sie stützen.

Werden wir also je genau erfahren, was in den Dark Ages geschah? Liegt irgendwo ein Fürstengrab, dessen Schatz das Rätsel erhellen könnte? Verbirgt sich in den Ruinen einer römischen Villa eine Spur, die darauf hindeutet, wohin die Besitzer verschwunden sind? Ruht in irgendeiner vergessenen Bibliothek die Handschrift eines Chronisten, der jene Epoche entwirrte?

Möglich ist das schon, wahrscheinlich ist es nicht. Viel wahrscheinlicher ist, dass niemals mehr Licht fallen wird auf jene zwei Jahrhunderte, in denen es dunkel wurde in Britannien. ⬢

GEO*EPOCHE-Autor* **Cay Rademacher,** *Jg. 1965, hatte im Studium der Alten Geschichte nur gelegentlich mit Britannien und seinem rätselhaften Ende zu tun – obwohl doch der Kollaps einer Kultur höchste Aufmerksamkeit verdient hätte.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Guy Halsall, *„Worlds of Arthur. Facts and Fictions of the Dark Ages"*, Oxford University Press: bringt auf bewundernswert klare Weise, soweit das möglich ist, Licht in die dunkelsten beiden Jahrhunderte englischer Geschichte. Helena Hamerow (Hg.), *„The Oxford Handbook of Anglo-Saxon Archaeology"*, Oxford University Press: ein umfangreicher Überblick fast aller Funde aus den Dark Ages.

VON DER ELBE AN DIE ADRIA

Es ist der letzte Zug der Völkerwanderung: 568 erscheinen die Langobarden unter ihrem König Alboin in Italien und erobern in kurzer Zeit große Teile der Apenninen-Halbinsel. Fast 200 Jahre währt die Herrschaft jenes Stammes, der einst nahe der Nordsee siedelte

Text: SIMONE BERNARD; Karte: CHRISTIAN KUHLMANN

Im Frühjahr 568, rund 80 Jahre nach der Eroberung Italiens durch die Ostgoten (siehe Seite 118), drängen erneut Abertausende germanische Krieger über die Ausläufer der Alpen ins Land. Es sind Kämpfer des Langobardenkönigs Alboin, der in Italien Reichtümer und eine neue Heimat für seinen Stamm gewinnen will.

Lange Zeit haben die Langobarden zuvor im heutigen Norddeutschland gelebt. Antike Historiker erwähnen die Völkerschar (deren Name „Langbärte" sich von der wilden Barttracht ihrer Krieger herleitet) erstmals kurz nach der Zeitenwende als kleine, am Unterlauf der Elbe siedelnde Gruppe von Viehhaltern. Die Männer gelten als besonders gute Kämpfer und leisten häufig Kriegsdienst für andere germanische Fürsten.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. wandern etliche Langobarden nach Süden – zumindest dringen im Jahr 167 Krieger des Stammes über die Donau ins Römische Reich ein. Danach verlieren sich ihre Spuren, bis die Langbärte um 490 wieder auszumachen sind: Chronisten berichten, dass sie sich in dieser Zeit im heutigen Niederösterreich ansiedeln.

Die Gruppe lässt sich schließlich südlich der Donau im heutigen Ungarn nieder, wo sie schon bald in schwere Kämpfe mit den Gepiden verwickelt ist, einem benachbarten germanischen Stamm. Im Jahr 567 gelingt König Alboin der entscheidende Sieg: Er tötet eigenhändig den Gepidenkönig, erzwingt seine Heirat mit dessen Tochter – und wendet sich anschließend gen Italien.

Alboin führt einen Zug von rund 30 000 Kriegern und deren Familien auf die Apenninen-Halbinsel: insgesamt wohl 100 000 Menschen, unter die sich auch Bulgaren, Gepiden und einige Tausend Sachsen gemischt haben.

Offenbar erscheint Italien dem Langobardenkönig als leichte Beute. Das einstige Herzland des Imperium Romanum steht seit 552 wieder unter römischer Herrschaft: In einem fast 20-jährigen Krieg hat es der oströmische Kaiser Justinian I. von den Ostgoten zurückerobert.

Doch das Land, über das nun ein Statthalter Konstantinopels regiert, liegt darnieder: Städte, das Ackerland, Straßen und Wasserleitungen sind im Verlauf der Kämpfe mit den Ostgoten verwüstet und zerstört worden. Pestausbrüche und Hungersnöte haben unzählige Opfer gefordert. Zudem setzen Rebellionen vereinzelter Gotengruppen sowie Einfälle der Franken und Alemannen dem neuen Regime zu.

Und so können die Langobarden nahezu widerstandslos binnen zwei Jahren die nördliche Po-Ebene erobern; einzig die Stadt Pavia ergibt sich erst nach längerer Belagerung.

Es ist das letzte Mal, dass ein germanischer Verband Gebiete des ehemaligen Weströmischen Reichs besetzt: Mit dieser Invasion endet die Ära der Völkerwanderung.

Alboin, der sich um 570 zum Herrscher über Italien ausrufen lässt, gelingt es jedoch nicht, die gesamte Apenninen-Halbinsel zu unterwerfen.

Sein Heer zerfällt bald nach der Ankunft in einzelne Verbände, deren Anführer nun eigenmächtig weitere Gebiete erobern.

Bis zu Alboins Tod im Jahr 572 entstehen auf diese Weise mehr als 30 eigenständige langobardische Herzogtümer, die sich rings um die Städte in der Lombardei, der Toskana und in weiten Teilen Süditaliens erstrecken.

Als jedoch 584 ein Einmarsch der Franken droht, ernennen die Herrscher des Nordens wieder einen gemeinsamen Regenten – und wehren den Angriff unter dessen Oberbefehl erfolgreich ab. Nun entsteht in der dortigen Region ein dauerhaftes Reich, dessen Könige in Pavia residieren, während die Fürsten des Südens weitgehend unabhängig bleiben.

Alle Versuche Ostroms, die Langobarden wieder aus Italien zu vertreiben, scheitern. Gut 200 Jahre herrschen sie fortan, von Konstantinopel schließlich offiziell anerkannt, über die heutige Lombardei, die Toskana und große Gebiete Süditaliens – bis Europas neuer mächtiger Mann, der Frankenkönig Karl der Große, weite Teile ihres Territoriums im Jahr 774 erobert. ●

DAS REICH DER LANGOBARDEN



167 n. Chr. dringen die Langobarden von der Elbe aus erstmals ins Römische Reich ein. Um 490 siedeln sie in Österreich, bald darauf in Ungarn. Erst in Italien, wo sie 568 einfallen, finden sie eine dauerhafte Heimat: Fast 200 Jahre lang herrschen sie über einen Großteil der Halbinsel. Doch nördlich der Alpen ist eine neue Großmacht aufgestiegen, die die Langobarden schließlich unterwirft: das Frankenreich



KAMPF UM DAS



Der Streit um den westlichen Teil des Römischen Reiches gipfelt 493 in einem Duell Mann gegen Mann: Der ostgotische König Theoderich erschlägt seinen Kontrahenten Odoaker. Die eigens für diesen Text angefertigten Illustrationen sind vom Stil der Mosaiken inspiriert, die zur Zeit Theoderichs in Italien entstanden

ERBE ROMS

Im Taumel der Völkerwanderung erstirbt das weströmische Kaisertum. Zwei Germanen ringen anschließend in Italien erbittert um das Erbe des Imperium Romanum. Der Ostgote Theoderich triumphiert – und formt ein neues Reich, das überraschend die alten Glanzzeiten wiederbelebt

Text: JENS-RAINER BERG
Illustrationen: TIM WEHRMANN



So weit ist es also gekommen: Zwei germanische Barbaren aus dem Osten streiten sich um das Erbe Roms. Mitten im Herzen des einstigen Weltreichs, das sich immer für seine verfeinerte Zivilisation gefeiert hat, gehen sie aufeinander los, und es fließt Blut. Viel Blut.

In der italienischen Kaiserstadt Ravenna, in einem ehemaligen Palast der Imperatoren hebt Theoderich vom Stamm der Amaler am 15. März des Jahres 493 sein Schwert. Theoderich ist Gote, ein langhaariger, unerbittlicher Kriegerkönig. Ihm gegenüber: Odoaker, ein germanischer Skire, auch er ein gestählter Kämpfer.

Theoderich holt aus – und spaltet, so berichten es die Chronisten, mit einem einzigen, mächtigen Schlag den Körper seines Gegners, hinab bis zur Hüfte. „Nicht einmal Knochen scheint das Scheusal im Leib zu haben", schickt er seinem Hieb abschätzig hinterher.

Brutal und gnadenlos ist die Tat. Und intrigant dazu. Denn eigentlich sollten beide gemeinsam regieren. Fast vier Jahre lang haben die zwei Kontrahenten zuvor um Italien gekämpft, das frühere römische Kernland; nach mehreren Feldschlachten hat Theoderich Odoaker zwei Jahre lang in Ravenna belagert – bis der Kompromiss der Doppelherrschaft gefunden wurde.

Doch keine drei Wochen später bittet Theoderich seinen Rivalen zu einem Mahl in den Kaiserpalast. Kaum ist Odoaker eingetreten, halten ihn Kämpfer des Gastgebers an den Händen fest. Als kein anderer aus Theoderichs Gefolge den Mord ausführen will, der insgeheim wohl schon seit Beginn der vermeintlichen Einigung geplant war, greift Theoderich kurzerhand selbst zur Waffe.

Odoaker stirbt vor seinen Füßen. Und kurz darauf kommen noch viel mehr Menschen ums Leben: Theoderichs Männer bringen alle Gefolgsleute des Skiren um, die sie ergreifen können, töten Odoakers Bruder mit Pfeilen, die sie in die Kirche schießen, in der er sich verschanzt hat, ergreifen seine Frau und lassen sie qualvoll verhungern.

Damit ist der Streit der beiden Germanenführer um das Vermächtnis Roms entschieden, und er hinterlässt einen dichten Schleier von Blutrot. Einer Farbe, ganz ähnlich jener, die als Purpur jahrhundertelang die römischen Kaiser in Italien trugen. Nun aber wird Theoderich mit seinen gotischen Scharen eine neue Herrschaft errichten.

Und doch: Auch ein anderer Blick auf das Geschehen ist möglich. Denn zugleich haben hier zwei hochdekorierte römische Bürger gegeneinander

Spätestens seit dem Jahr 450 ist das römische Italien schwer umkämpft: durch Überfälle von außen wie durch Machtkonflikte im Inneren (Streitaxt)

gekämpft. Odoaker war früher Elitesoldat in der Garde des weströmischen Kaisers, ein hoher Militär auf vertrauensvollem Posten. Und Theoderich hat in seiner Jugend zehn Jahre am Hof des oströmischen Imperators in Konstantinopel zugebracht, hat dort Geometrie und Rhetorik gelernt, Griechisch und wahrscheinlich auch Latein.

Längst ist ja in dieser Krisenzeit des Imperiums nicht mehr klar, was Innen ist und was Außen, was römisch und was barbarisch – haben die Identitäten und die Machtverhältnisse ihre Eindeutigkeit verloren.

Und so verwundert es nicht, dass gerade der Gote Theoderich, der langmähnige Barbar, der mit seinem Mord an Odoaker die Macht in Italien übernimmt, in den kommenden Jahrzehnten so etwas wird wie der bessere, der erfolgreichere Kaiser – ohne freilich je den Imperatorentitel zu tragen.



ROMULUS
(475–476 n. Chr.)

Wegen Westroms Instabilität wechseln die Kaiser häufig. Der letzte ist fast noch Kind, Marionette seines Vaters, eines Offiziers. Er regiert nicht mal ein Jahr (Bildnis von Romulus auf Goldmünze)

Denn im Prinzip ist das römische Kaisertum im Westen bereits einige Jahre zuvor untergegangen. Spätestens seit Mitte des 5. Jahrhunderts waren die obersten Herrscher, die von Italien aus über die westliche Hälfte des geteilten Imperium Romanum geboten, politisch massiv geschwächt. In großen Teilen ihres offiziellen Territoriums hatten inzwischen Germanen die Macht an sich gebracht: Westgoten in Südfrankreich, Vandalen in Nordafrika, Franken und Burgunder im Norden und Südosten Frankreichs, in Belgien und der Schweiz.

So war vom einstigen weströmischen Imperium am Ende nur noch ein Rumpfgebiet übrig geblieben, zu dem neben Italien etwa Dalmatien und Österreich gehörten. Mehrfach attackierten feindliche Truppen das weströmische Herzland. 452 fiel der Hunne Attila im Norden ein. Drei Jahre später plünderten die Vandalen die Stadt Rom.

Fast noch fataler wirkten sich jedoch die innenpolitischen Kämpfe aus: Tief verfeindete Parteien und Lager in der römischen Elite verzehrten sich in bürgerkriegsähnlichem Streit. Kaiser wurden in Putschen hinweggefegt oder ermordet.

In den 20 Jahren nach dem Einfall der Vandalen amtierten neun verschiedene Regenten an der Spitze des Weströmischen Reichs, immer wieder unterbrochen durch monatelange Phasen, in denen gar kein Kaiser den Thron besetzte. Die tatsächliche Macht war in dieser Zeit ohnehin längst auf die Heermeister übergegangen, die höchsten Offiziere des Reichs. Sie kontrollierten viele der Herrscher wie Marionetten.

Im Jahr 475 hob einer dieser Heermeister seinen minderjährigen Sohn Romulus auf den Thron – passendes Symbol für die inzwischen erreichte Unmündigkeit des ehrwürdigen Amtes.

Romulus wurde der letzte Kaiser.

Denn der Heermeister verdarb es sich mit seiner Machtbasis. Er verweigerte seinen Soldaten – mittlerweile zum großen Teil germanische Kämpfer, die als Söldner im Dienst des Imperiums standen – den von ihnen geforderten höheren Lohn. Die Soldaten rebellierten daraufhin, angeführt von einem 43-jährigen Offizier aus ihren Reihen, einem aus dem heutigen östlichen Ungarn stammenden Germanen vom Stamm der Skiren, der im römischen Militär Karriere gemacht hatte: Odoaker.

Bei den entscheidenden Gefechten fiel der Heermeister, Odoaker triumphierte.

Wenig später, im September 476, setzte der Sieger auch den jugendlichen Kaiser Romulus ab – ernannte aber keinen Nachfolger. Vielmehr sandte Odoaker Mantel, Zepter und Diadem, die kaiserlichen Insignien, an den Hof des oströmischen Imperators nach Konstantinopel. Er brauchte sie nicht mehr, denn er hatte sich von seinen Truppen zuvor zum *rex Italiae* ausrufen lassen, zum König über Italien.

Ein historischer Moment: Ein Barbar putscht sich im Herzen des Westreichs mit einem neuen Herrschertitel an die Macht und legt das Amt des Imperators einfach still (für immer, wie sich herausstellen wird). Damit hört das weströmische Kaisertum auf zu existieren, mehr als 500 Jahre nachdem Augustus zum ersten Imperator emporgestiegen ist.

Wahrscheinlich erkennt Odoaker, dass der Kaisertitel überflüssig geworden ist, diese Rolle durch ihre Schwäche sogar destabilisierend wirkt. Doch er ist klug genug, keinen Bruch mit dem weiterhin amtierenden oströmischen Kaiser Zenon in Konstantinopel zu wagen.

Und so unterstellt er sich dessen Schirmherrschaft, auch wenn er in Italien fortan durchaus eigenmächtig regieren will. Zu groß ist das politische Gewicht des Ostherrschers, um sich von ihm zu lösen, sich ihm gar entgegenzustellen.

Deshalb lässt Odoaker eine Gesandtschaft an den Bosporus reisen, die den Segen des Imperators einholen soll.

Zenon laviert, als die Diplomaten eintreffen. Er kann die Machtübernahme in Italien nicht einfach so hinnehmen (nicht zuletzt weil es in Dalmatien immer noch einen Römer gibt, der berechtigte Ansprüche auf das westliche Kaiseramt erhebt). Also erkennt Zenon Odoaker *offiziell* nicht an. Aber er gibt



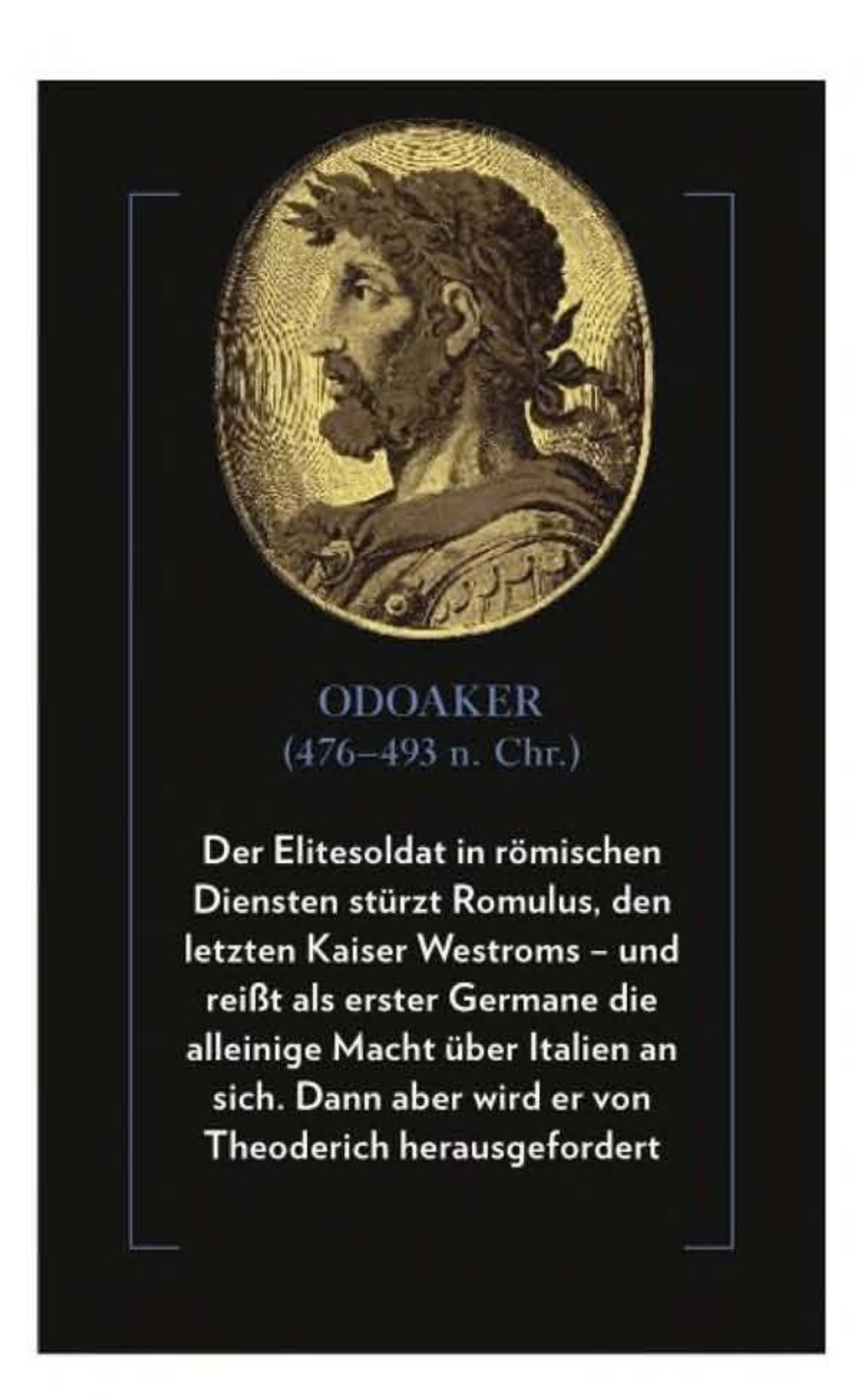


Vom Balkan aus ziehen Theoderich und seine Ostgoten 488/89 nach Italien, um das reiche Land zu erobern. Gut 100 000 Menschen begeben sich mit Pferden und Ochsenkarren auf den 1500 Kilometer langen Weg: Frauen, Kinder, Bauern – und vor allem Krieger

den Gesandten dennoch zu verstehen, dass er ihn bis auf Weiteres *de facto* als neuen Herrscher akzeptiert.

Zenon traut Odoaker nicht, aber er will vor allem Zeit gewinnen. Er hat zu viele Probleme daheim, um sich um die Vorgänge im Westen zu kümmern.

Denn nicht nur Intrigen am eigenen Hof setzen ihm zu: Seit einiger Zeit muss er sich auch mit einem aufstrebenden Germanen auseinandersetzen – einem Kämpfer, der schließlich Odoaker zum Verhängnis werden wird.



ODOAKER
(476–493 n. Chr.)

Der Elitesoldat in römischen Diensten stürzt Romulus, den letzten Kaiser Westroms – und reißt als erster Germane die alleinige Macht über Italien an sich. Dann aber wird er von Theoderich herausgefordert

Zwei große gotische Kriegergruppen ziehen in diesen Jahren durch den Balkan, der überwiegend zum Herrschaftsbereich Ostroms zählt. Die Vorfahren dieser Kämpfer sind ursprünglich, wie viele andere Germanen, durch den Vorstoß der Hunnen in das Reichsgebiet gedrängt worden. Beide Gruppen zählen zu jenem Teil der gotischen Völkerschaft, den Chronisten später „Ostgoten" nennen werden (andere Trupps, die schon bald weiter in Richtung Mitteleuropa ziehen, werden als „Westgoten" bezeichnet; siehe Seite 42).

Weil die Ostgoten militärisch schlagkräftig sind, hat sich inzwischen ein heikles Wechselspiel mit dem Kaiser von Konstantinopel ergeben: Mal kämpfen sie – für Geld oder Land – als Verbündete des Imperators gegen dessen innere und äußere Feinde, mal bedrohen sie ihrerseits den Herrscher, um Vorteile für sich herauszuschlagen.

Anführer der einen Gruppe ist der gotische Fürstensohn Theoderich aus dem einst in Ungarn siedelnden Geschlecht der Amaler, im Jahr 474 als etwa 21-Jähriger zum König aufgestiegen, gelobt für seinen Machtinstinkt und überdurchschnittlichen Kampfesmut.

Theoderich kann schon früh auf ein bewegtes Leben zurückschauen: Bereits mit acht Jahren kommt er nach Konstantinopel und lebt dort (was zu jener Zeit durchaus üblich ist) ein Jahrzehnt lang als Geisel, als menschliches Pfand für eine Allianz der Goten mit dem oströmischen Kaiserhaus.

Nach der Rückkehr zu seinem Stamm dient Theoderich mit seinen eigenen Truppen als hoher Offizier für den Kaiser in Konstantinopel und kämpft in dessen Auftrag unter anderem gegen die andere Gruppe der Ostgoten; dann aber verliert er seine römischen Ehren wieder, weil er auf Reichsgebiet geplündert hat – gewinnt die imperiale Position und Wertschätzung bald darauf allerdings ein zweites Mal.

Doch als Theoderich den Anführer der zweiten Gotengruppe tötet, beide Scharen unter seiner Herrschaft vereinigt und so seine Anhängerschaft mit einem Schlag verdoppelt, wird er für Konstantinopel zur unkontrollierbaren Größe.

Theoderichs Verband ist nunmehr mit gut 20 000 Kriegern eine der größten Streitmächte der gesamten germanischen Welt.

Für Kaiser Zenon ist es brandgefährlich, eine solche Macht mit unklarer Loyalität in seiner Nähe zu haben.

Daher unterbreitet er Theoderich im Jahr 488 einen Plan. Der Gotenkönig soll mit seinem Gefolge nach Italien ziehen und Odoaker angreifen. Falls es ihm gelingt, dessen Reich zu erobern, wird der Ostkaiser ihn dort als neuen Herrscher anerkennen, als seinen Stellvertreter im Westen.

Zenon treibt höchstwahrscheinlich ein perfides Kalkül. Er hofft vermutlich, dass sich zwei für ihn bedrohliche Barbaren gegenseitig zermürben, vielleicht sogar vernichten.

Immer stärker nämlich misstraut Zenon auch Odoaker, der in Italien einigermaßen erfolgreich regiert. Er fürchtet, dass sich der Skire irgendwann gegen Konstantinopel wenden könnte; schon gibt es Gerüchte, Odoaker paktiere mit einem Rebellenführer im Ostreich.

Theoderich, der selbstbewusst und stark genug ist, frei zu entscheiden, muss seinerseits einen Reiz an dem Angebot finden.

Italien, das historische Herz des Imperiums, gilt immer noch als bedeutendes, prestigeträchtiges Territorium. Zudem ist die Region trotz der vielen Kämpfe in den Jahrzehnten zuvor weiterhin sehr wohlhabend – zumal verglichen mit jenen zerklüfteten, kargen Gegenden des Balkans, in denen sich Theoderich in letzter Zeit oft bewegt hat. Überdies hat der Gote erst vor Kurzem seine Gefolgschaft vergrößert; militärische Erfolge in Italien könnten seine Stellung als König festigen.

Und so nimmt der Barbarenherrscher den Vorschlag tatsächlich an. Und begibt sich auf sein bislang gewagtestes Unternehmen.

Spätsommer 488. Fast 1500 Kilometer liegen vor ihm, als Theoderich im Ort Novae nahe der Donau, in einer Region des heutigen Bulgarien, das Signal zum Aufbruch gibt.

Es schallt über eine gewaltige Menschenmenge, die sich an diesem Tag versammelt hat: Krieger, Frauen, Kinder, wahrscheinlich auch Sklaven und bewaffnete Bauern, insgesamt gut 100 000 Menschen, die nun mit ihrem Anführer gen Westen ziehen. (Vermutlich nehmen Theoderich und seine Mannen ihre Familien mit, weil sie nicht nur eine mili-





Trotz schneller erster Siege für Theoderichs Krieger dauern die Kämpfe um Italien mehrere Jahre, ausgetragen auch mit Lanzen. Lange Zeit belagern die Ostgoten Odoaker und dessen Hof in Ravenna

tärische Expedition antreten, sondern dauerhaft in Italien siedeln wollen. Überdies wäre es gefährlich, die Angehörigen schutzlos zurückzulassen.)

Einige Goten sind zu Pferd unterwegs, viele zu Fuß. Auf mehrere Tausend Ochsenkarren haben die Menschen ihren Besitz geladen, Kleider, Werkzeuge und Waffen, wahrscheinlich auch Saatgut für später. Nach den Kämpfen.

Unterwegs versorgen sie sich mit Lebensmitteln. Sie erlegen Tiere in den Wäldern, rauben Siedlungen und Höfe aus, leeren öffentliche Kornspeicher – mit oder ohne Erlaubnis der Verantwortlichen. Gut 85 Tonnen Getreide braucht der Zug pro Tag.

Theoderich nutzt, wo immer es möglich ist, die befestigten, rund sechs Meter breiten Römerstraßen, zunächst nahe der Donau. Kilometerlang schlängelt sich die gigantische Wandergemeinschaft auf den steinernen Wegen durch die Landschaft.

Es sind nicht nur Ostgoten, die mit Theoderich gehen. Bald schließen sich auch Germanen vom Volk der Rugier an, die zuvor einen Kampf gegen Truppen Odoakers ausgefochten und verloren hatten. Selbst einige Römer begleiten den Zug – Abenteurer aus den Provinzen des Ostreichs, die auf Beute hoffen.

Und auch innerhalb der Goten gibt es deutliche Unterschiede, zwischen Gruppen verschiedener Herkunft, zwischen Kämpfern mit unterschiedlichem sozialen Status. Die höchste Anerkennung genießen die freien Krieger.

Nur langsam kommt diese gemischte Streitmacht voran, die Nahrung ist knapp. Mit Mühe gelingt es den ausgezehrten Kämpfern, im Osten Kroatiens eine Attacke der Gepiden abzuwehren, die nach der Hunnenzeit zur Vormacht in der Ungarischen Tiefebene aufgestiegen sind. Nicht weit vom Ort des Gefechts lagert der Zug den Winter über und kann sich dort stärken.

Im Sommer 489 erreicht Theoderich endlich Italien – und trifft schon bald auf die Truppen Odoakers, der von Boten über den Vormarsch des Invasionszuges informiert worden ist.

Am 28. August stehen sich die beiden Lager am Fluss Isonzo in Venetien

gegenüber, doch Theoderich umgeht die Mannen des Gegners und dringt ohne größere Kämpfe weiter ins Land vor.

Etwas später entbrennt bei Verona dann die erste richtige Schlacht. Theoderich treibt Odoakers Soldaten nach anfänglichen Schwierigkeiten in ein Flusstal, wo viele von ihnen ertrinken. Ihr Anführer muss fliehen.

Und doch: Es wird ein langes, äußerst verlustreiches Ringen, bis der Krieg entschieden ist. Die vielen befestigten Städte Norditaliens helfen Odoaker und seinen Truppen, sich zu verteidigen – es sind schwer einnehmbare Stützpunkte, die Theoderich auf seinem Vormarsch erst erobern muss.

Schließlich kann der Ostgote den Gegner dennoch in der Küstenstadt Ravenna einkreisen; zunächst aber halten die Verteidiger aus, weil Schiffe sie von See aus versorgen.

Als es Theoderich im Sommer 492 auch noch gelingt, die Wasserseite zu blockieren, wird die Not in Ravennas Mauern schnell dramatisch. Der Bischof der Stadt greift ein – und tatsächlich kann er nach all den Jahren des Kampfes einen Vertrag zwischen den beiden Gegnern vermitteln, eine scheinbare Einigung.

Es ist jene Übereinkunft über eine gemeinsame Regentschaft, die Theoderich binnen nicht einmal drei Wochen so blutig aufkündigen wird.

Nach seinem Mord an Odoaker ist Theoderich am Ziel. Er hat das mit dem Ostkaiser vereinbarte Unternehmen erfolgreich abgeschlossen. Er ist Herr über Italien und wird von seinen Truppen zum dortigen König ausgerufen. Als erster germanischer Anführer hat er die Apenninen-Halbinsel tatsächlich erobert – nicht lediglich überfallen oder ausgeplündert. Und wird ihr nun seinen Willen auferlegen.

Doch die radikalste Wandlung muss Theoderich an sich selbst vollziehen. Aus einem germanischen Kriegerkönig muss der Gebieter eines spätantiken Reiches werden.

Sein gesamtes Leben als Erwachsener hat der etwa 40-Jährige bislang als ruheloser Kämpfer verbracht. Hat im Modus der Gewalt seinen Vorteil gesucht; hat einen vergleichsweise kleinen Verband von Menschen angeführt, mit denen er vielfach verwandtschaftlich verbunden war; ist nie mehr als Monate oder wenige Jahre an einem Ort geblieben; hat gleichsam vom Sattel aus regiert.

Wie anders dagegen nun die Lage: Er tritt die Herrschaft über Italien an – ein festes, weitgespanntes Territorium mit mehreren Millionen Einwohnern, einen hochentwickelten Staat mit komplexen Institutionen, mit Provinzverwaltungen, Richtern und Räten, mit politischen Strukturen, die seit vielen Jahrhunderten gewachsen sind.

Es bleibt letztlich ebenso erstaunlich wie unerklärlich, wie gut Theoderich dieser Wechsel in den folgenden Monaten gelingt.

Sicher helfen ihm dabei die Jahre am Hof in Konstantinopel, die ihn mit den römischen Herrschaftsmechanismen vertraut gemacht haben, aber auch mit der Lebensweise und den Ansichten der Oberschicht im Imperium. Und möglicherweise hat er als Kriegerkönig nicht nur Geschick im Schwertkampf erlangt, sondern auch – im Umgang mit den germanischen Großen – Talent in Kommunikation und Diplomatie.

Dennoch ist die Weitsicht seiner Politik in den folgenden Jahren bemerkenswert.

Die mit Abstand dringendste Aufgabe für den neuen Herrscher ist die Ansiedlung seines Stammes, der Ostgoten.

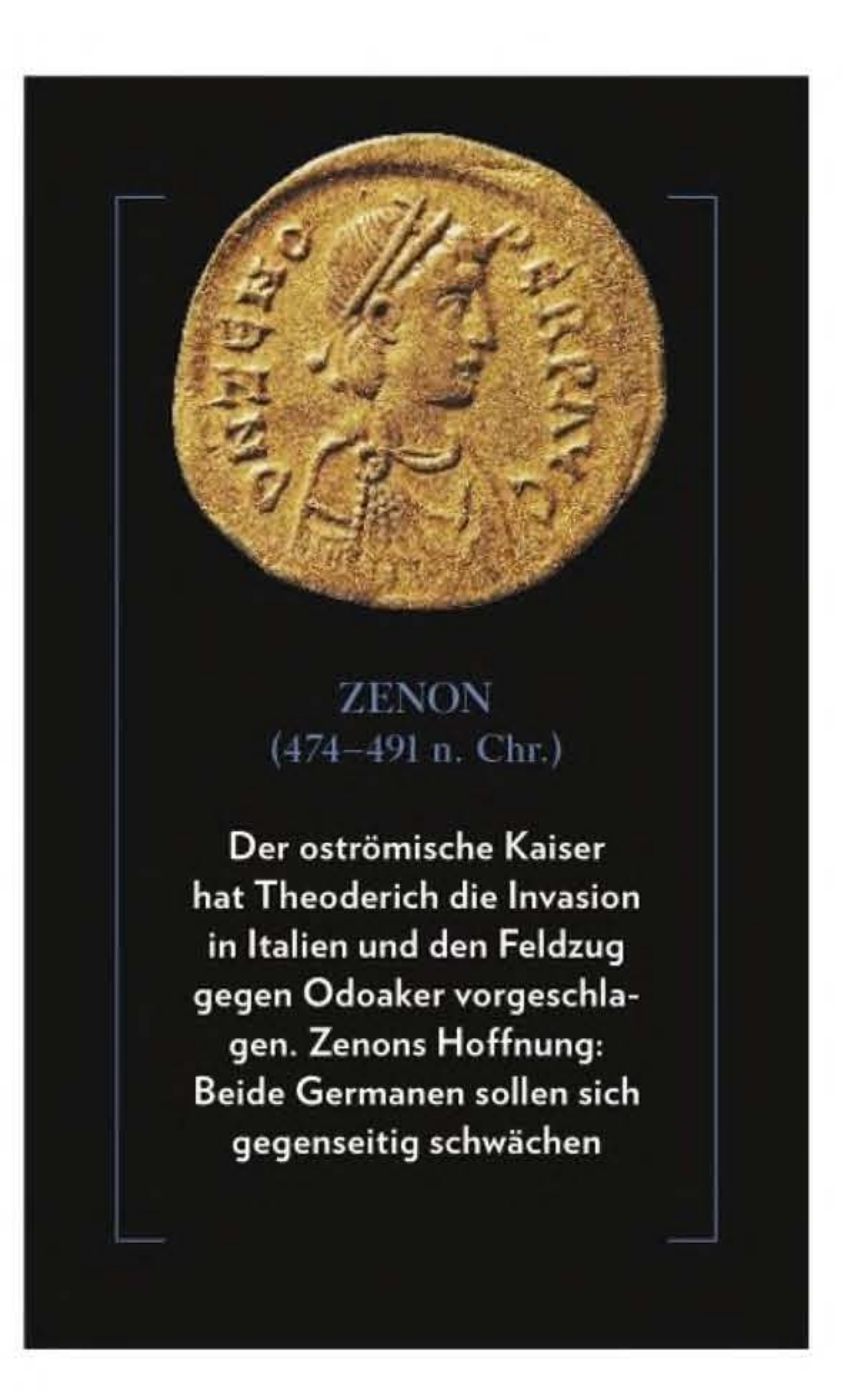
Was soll mit den Menschen geschehen, die als Eroberer nach Italien gekommen sind? Wie soll er mit jenen 20 000 Kriegern und ihren Familien umgehen, die nach dem Sieg ungeduldig eine Belohnung, eine Art Beute, erwarten, Privilegien, materielle Vorteile. Die sich, nach den Jahren der Wanderschaft, nun dauerhaft niederlassen wollen.

Mit dieser heiklen Angelegenheit betraut der neue König einen jungen römischen Verwaltungsexperten namens Petrus Marcellinus Felix Liberius, der sich als äußerst fähig erweist. Liberius versorgt die Neuankömmlinge entweder mit Ländereien, die sie selbst als Gutsbesitzer verwalten oder bewirtschaften lassen können, oder lässt ihnen feste Anteile an den staatlichen Steuereinnahmen zukommen.

Die Kunst von Liberius besteht darin, das neu vergebene Land zu großen Teilen aus dem staatlichen Besitz zu nehmen sowie vom Erbe Odoakers und jener seiner Gefolgsleute, die in den Kämpfen ebenfalls gefallen sind.

Auf diese Weise gelingt es Liberius schließlich, dass fast ein Drittel des italienischen Grundbesitzes an die Eroberer geht, ohne dass die römischen Eliten allzu schmerzhafte Einbußen erdulden müssen, sich beklagen oder gar rebellieren.

Die meisten Gefolgsleute Theoderichs lassen sich im Norden und in der Mitte Italiens nieder, vor allem in der fruchtbaren Po-Ebene und an der Adriaküste. Die Krieger müssen ihrem König aber weiterhin zur Verfügung stehen: Sie stellen den Kern



ZENON
(474–491 n. Chr.)

Der oströmische Kaiser hat Theoderich die Invasion in Italien und den Feldzug gegen Odoaker vorgeschlagen. Zenons Hoffnung: Beide Germanen sollen sich gegenseitig schwächen



Nach seiner Machtübernahme in Italien wandelt sich Theoderich zum Politiker: Er sucht den Ausgleich mit der römischen Elite und heiratet (oben) eine Schwester des mächtigen fränkischen Königs Chlodwig

der neuen Armee des Landes, haben sich zuverlässig zusammenzufinden, wenn Angreifer abgewehrt werden müssen oder Feldzüge beginnen sollen.

Als neuer König nutzt Theoderich den alten Staat sowie die bestehende römische Verwaltung. Wahrscheinlich weiß der Gote, dass er bei einem Verhältnis von 100 000 Eroberern zu fünf Millionen Eroberten nur schwerlich dauerhaft gegen die Unterworfenen regieren kann.

Also sucht er die Umarmung. Er belässt beispielsweise römische Experten an den Spitzen der Provinzen und Städte sowie in den vielzähligen anderen Verwaltungsämtern – und gewährt dem Senat in Rom, in dem seit Jahrhunderten Vertreter der einflussreichsten Familien des Landes sitzen, auch weiterhin große Machtbefugnis bei Entscheidungen über viele alltägliche Fragen der Herrschaftsorganisation.

Sich selbst umgibt er mit einem Rat aus Ostgoten, erhält aber auch einen Großteil der alten höfischen Ämter und besetzt sie weiterhin mit Römern.

Theoderich ist Christ, folgt aber wie die meisten Goten einer besonderen Glaubensform, dem Arianismus, dessen Anhänger eine andere Vorstellung vom Heiland haben als die Katholiken jener Zeit: Christus und Gottvater gelten diesen Gläubigen – das ist die wichtigste Besonderheit – nicht als wesensgleich, sondern nur als wesensähnlich. Jesus ist Gott also untergeordnet.

Im Osten war der Arianismus (der auf den 336 verstorbenen alexandrinischen Priester Arius zurückgeht) vorübergehend sogar die Religion des Kaisers, weshalb bereits im 4. Jahrhundert auch zahlreiche damals mit Ostrom verbündete Goten diesen Glauben angenommen hatten. Mittlerweile haben die katholischen Kleriker in Ost und West den Arianismus aber als Fehllehre verdammt.

Theoderich jedoch, der in Italien nun über eine mehrheitlich katholische Bevölkerung herrscht, verhält sich großzügig. Anders als andere germanische Könige propagiert er religiöse Toleranz. Pflegt bewusst gute Beziehungen zum obersten katholischen Bischof des Westens, dem Papst in Rom, akzeptiert es sogar, dass seine arianische Mutter zur Katholikin wird.

Für den Goten ist all das vor allem: Machtpolitik. Denn sein Respekt gegenüber den alten, bestehenden Kräften mehrt deren Unterstützung für seine Herrschaft.

Dass die Römer ihm schnell ihre Loyalität schenken, liegt aber sicher auch an seinem ursprünglichen Auftrag: Schließlich hat er Italien ja auf Geheiß des römischen Ostkaisers erobert.

Doch dessen Anerkennung bleibt lange aus. Schon früh hat Theoderich eine Gesandtschaft in den Osten geschickt, um seine Herrschaft in Italien legitimieren zu lassen – ohne Ergebnis. Dann stirbt Zenon, und sein Nachfolger Anastasius fühlt sich nicht automatisch an die Vereinbarungen gebunden.

Erst eine dritte diplomatische Mission erreicht 497, vier Jahre nach Theoderichs Machtübernahme, endlich das Erhoffte: Anastasius beglaubigt den Goten als König in Italien, überstellt nun sogar die kaiserlichen Insignien wieder in den Westen, jene hochsymbolischen Gegenstände, die Odoaker einst nach Osten geschickt hatte.

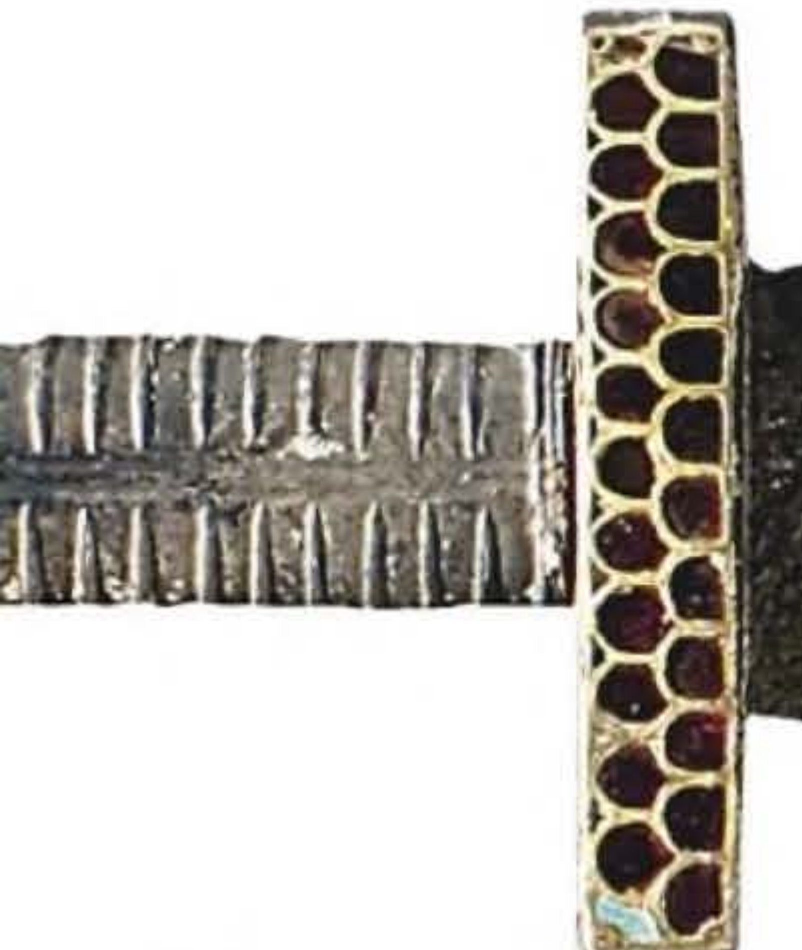
Was nun folgt, zeugt von der politischen Begabung Theoderichs. Er brilliert in der schillernden Kunst der selbstbewussten Unterwerfung, der bescheidenen Dominanz. Kurz: Es gelingt ihm, Kaiser zu werden, ohne Kaiser zu sein.

Zunächst unterstellt sich Theoderich voll und ganz dem amtierenden Imperator im Osten; nie etwa maßt er sich an, die kaiserlichen Insignien zu tragen, also Purpurgewand, Zepter und Diadem.

Doch schon in seinen formvollendeten Briefen an den Hof von Konstantinopel scheint aus der Ehrerbietung schnell die eigene Erhöhung hervor: „Ihr seid der heilbringende Schutz der ganzen Welt, unsere Herrschaft ist nur die Nachahmung der Euren", schreibt er an Anastasius. Und fügt dann an: „Je mehr wir Euch folgen, umso mehr zeichnen wir uns vor den anderen Völkern aus."

Zwar lässt Theoderich, anders als bei den früheren Westkaisern üblich, keine Münzen mit seinem Antlitz prägen, verfügt keine Gesetze, sondern gibt nur Verordnungen heraus, verwendet in seinen Schreiben nicht die rot leuchtende kaiserliche Purpurtinte.

Doch so wie die einstigen Imperatoren spricht er als oberster Richter des Landes Recht, ernennt die Senatoren,



residiert bewusst vor allem in der Cäsaren-Metropole Ravenna.

Er gibt – auch das eine traditionelle kaiserliche Regung – gleich mehrere neue Großbauten in Auftrag, darunter einen repräsentativen Palast in seiner Hauptstadt, reich mit Mosaiken verzierte Kirchen sowie zahlreiche Befestigungsanlagen, und benennt mit Theodoricopolis sogar eine Stadt nach sich (deren Lage heute aber niemand mehr kennt). Zudem verfügt er in ebenfalls antiker Herrschermanier eine jährliche Spende von 1050 Tonnen Getreide an die Einwohner Roms.

Seit seiner Jugend ist er ja versiert in imperialen Umgangsformen, und so verhält er sich auch bei öffentlichen Anlässen ganz und gar kaiserlich, zieht wie nach altem Protokoll in Feldherrnmantel und Schuppenpanzer zum Besuch in Rom ein, hebt die rechte Hand zur Ansprache.



THEODERICH
(493–526 n. Chr.)

Der Ostgote wird zu einem der bedeutendsten Herrscher der Spätantike. Ihm gelingt eine Verbindung von germanischer und römischer Kultur. Zudem erschafft Theoderich ein ambitioniertes Bündnissystem

Er lässt sogar typisch römische Zirkusspiele organisieren, auch wenn er selber wenig Sinn für diese Art von Zeitvertreib hegt.

Ausdrücklich beruft sich Theoderich auf den römischen Charakter seiner Herrschaft, auf die *romanitas*, lobt auch das römische Recht, welches das „barbarische Chaos“, wie er in einem Brief schreibt, beseitige und unter dem Goten wie Römer gut leben könnten.

Der König lässt sich gern wie die alten Herrscher als *princeps* oder *dominus* anreden – und ist sicher nicht verstimmt, als ihn ein bedeutender Senator in einer Inschrift tatsächlich als *augustus* bezeichnet, als „Kaiser“. Offiziell würde er diesen Titel natürlich nie akzeptieren. Immer bleibt er unter jener Schwelle, die politische Anmaßung bedeuten würde und letztlich nur Probleme mit sich brächte.

Doch es ist eine bewusste Strategie Theoderichs, mit der Aura des Kaiserlichen zu spielen und dabei von ihr zu profitieren. So sucht der ehemalige gotische Kriegerkönig, zusätzlichen Glanz zu schöpfen, ein Mehr an Legitimität.

Tatsächlich verleiht das fein austarierte Verhalten seiner Herrschaft offenbar Kraft. Die römischen Untertanen sind zufrieden mit ihm, hören es gern, wenn sich dieser geborene Barbar dem Erbe der Imperatoren verpflichtet, freuen sich, dass er diesem Vermächtnis sogar einen neuen Schimmer verleiht. Und offenbar schafft es Theoderich, auch seine gotischen Gefolgsleute nicht zu befremden.

Der Herrscher stellt sicher, dass die Germanen, etwa durch den gotischen Hofrat, spürbaren Einfluss auf die politischen Geschicke, die Regierungsentscheidungen haben. Gerade in Regionen, in denen besonders viele Eroberer siedeln, setzt er zudem eigene gotische Verwalter ein, die parallel zu den römischen arbeiten.

Die meisten Ostgoten schätzen ohnehin den größeren Wohlstand Italiens, das geordnetere, zivilisierte Dasein hier. Für sie ist es erstrebenswert, nach römischer Art zu leben, mit mehr Muße, die ihnen der stetige Ertrag ihres Besitzes ermöglicht.

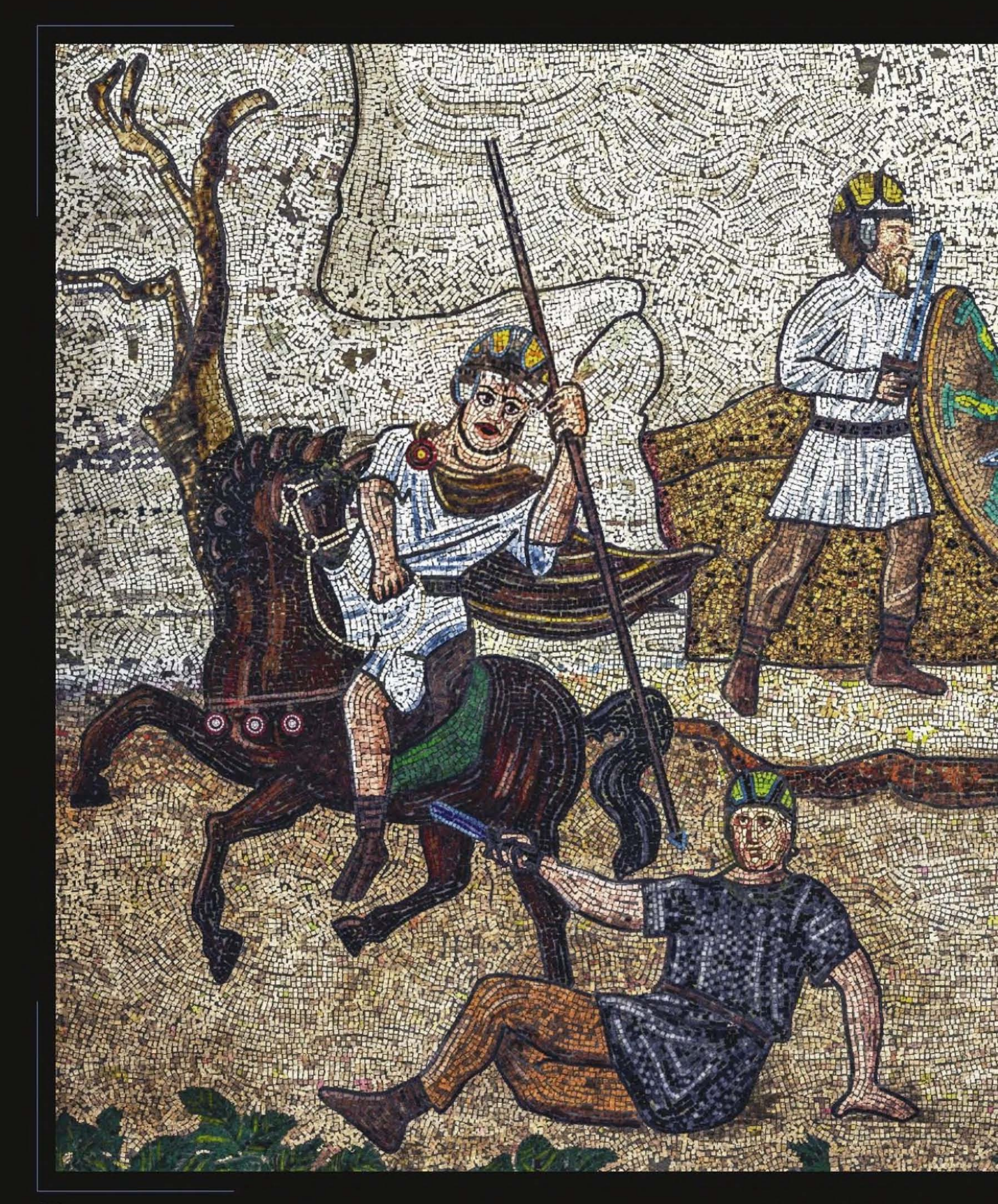
Ein armseliger Römer ahme einen Goten nach, ein tüchtiger Gote dagegen einen Römer, erklärt Theoderich.

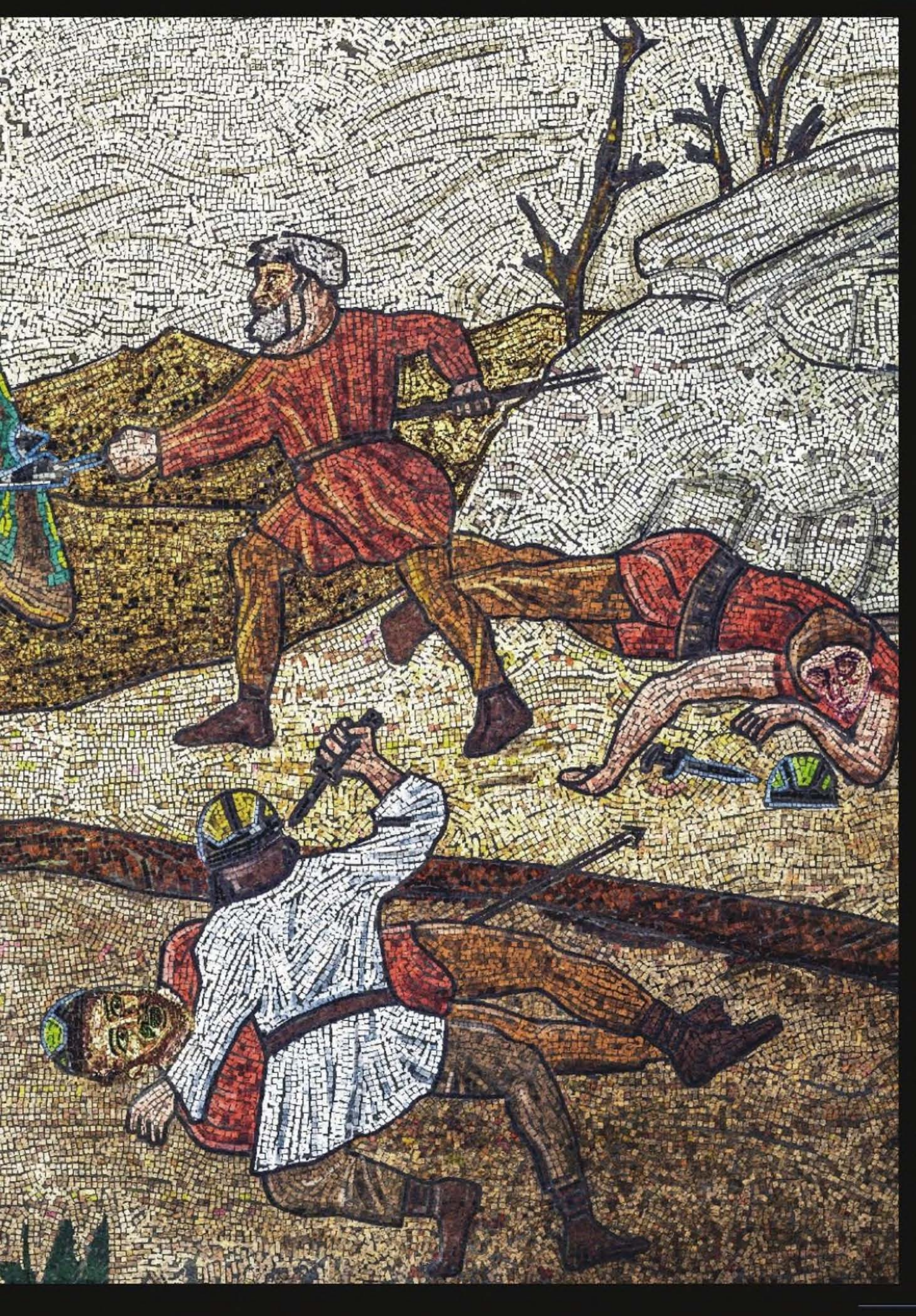
Viele seiner Gefolgsleute lernen Latein, die Sprache der Einheimischen und der Verwaltungsbeamten. Der König fordert die Ostgoten dazu auf, alte Bräuche abzulegen, etwa wie die Römer auf Grabbeigaben zu verzichten.

Bald gibt es die ersten Ehen zwischen gotischen Männern und römischen



Die Krieger, die mit Theoderich Italien erobert haben, erhalten als Belohnung Landgüter und Anteile an den Steuereinnahmen. Sie müssen nun das Land sichern (Schwert, 5. Jh.)





Theoderich versucht, den Westen Europas friedlich zu dominieren. Doch als die mit ihm verbündeten Westgoten vom fränkischen König angegriffen werden, zieht er in den Krieg – und dehnt nach mehreren Siegen seine Herrschaft weiter aus



Expansion: Nach Gebietsgewinnen gegen die Franken greift Theoderich nach dem Königtum der Westgoten in Spanien. 511 wird er zum Gebieter über ein unter ihm vereintes gesamtgotisches Reich (Schildbuckel, 6. Jh.)

Frauen. Die eigenen Kinder und Enkel lässt Theoderich gleich kulturübergreifend erziehen: Sie lernen Griechisch, Latein und Gotisch. Archäologen werden später Schwierigkeiten haben, die Anwesen wohlhabender Römer und Goten aus dieser Zeit zu unterscheiden.

Der Erfolg im Innern gibt Theoderich schon bald Gelegenheit, den Blick nach außen zu wenden. Das ist zum einen für ihn überlebensnotwendig, denn die Ereignisse der vergangenen Jahrzehnte haben bewiesen, wie anfällig die Apenninen-Halbinsel für Überfälle durch fremde Mächte ist.

Zum anderen ist es Theoderich vermutlich wichtig, seine neue Bedeutung als Fast-Kaiser auch jenseits Italiens angemessen zur Geltung zu bringen.

Aggressiv oder expansiv geht er jedoch nicht vor. Er setzt auch hier auf Kooperation. Das heißt vor allem: Er organisiert Hochzeiten. Und er beginnt mit sich selbst.

Bereits kurz nach seiner Machtübernahme hat er die Schwester des fränkischen Königs Chlodwig geheiratet, dessen Machtbereich sich über den Norden Frankreichs sowie Teile Belgiens, der Niederlande und Deutschlands erstreckt.

Seine Tochter Theodegotho vermittelt er um 495 als Gattin an den Herrscher der Westgoten in Spanien und Südwestfrankeich, deren Schwester Ostrogotho an den Thronfolger der Burgunder, die an der Rhône siedeln.

Im Jahr 500 kann er schließlich die Ehe seiner Schwester Amalafrida mit dem in Nordafrika herrschenden Vandalenkönig bekannt geben. Als Mitgift werden 1000 gotische Leibwächter, 5000 normale Kämpfer sowie eine Hafenstadt auf Sizilien vereinbart.

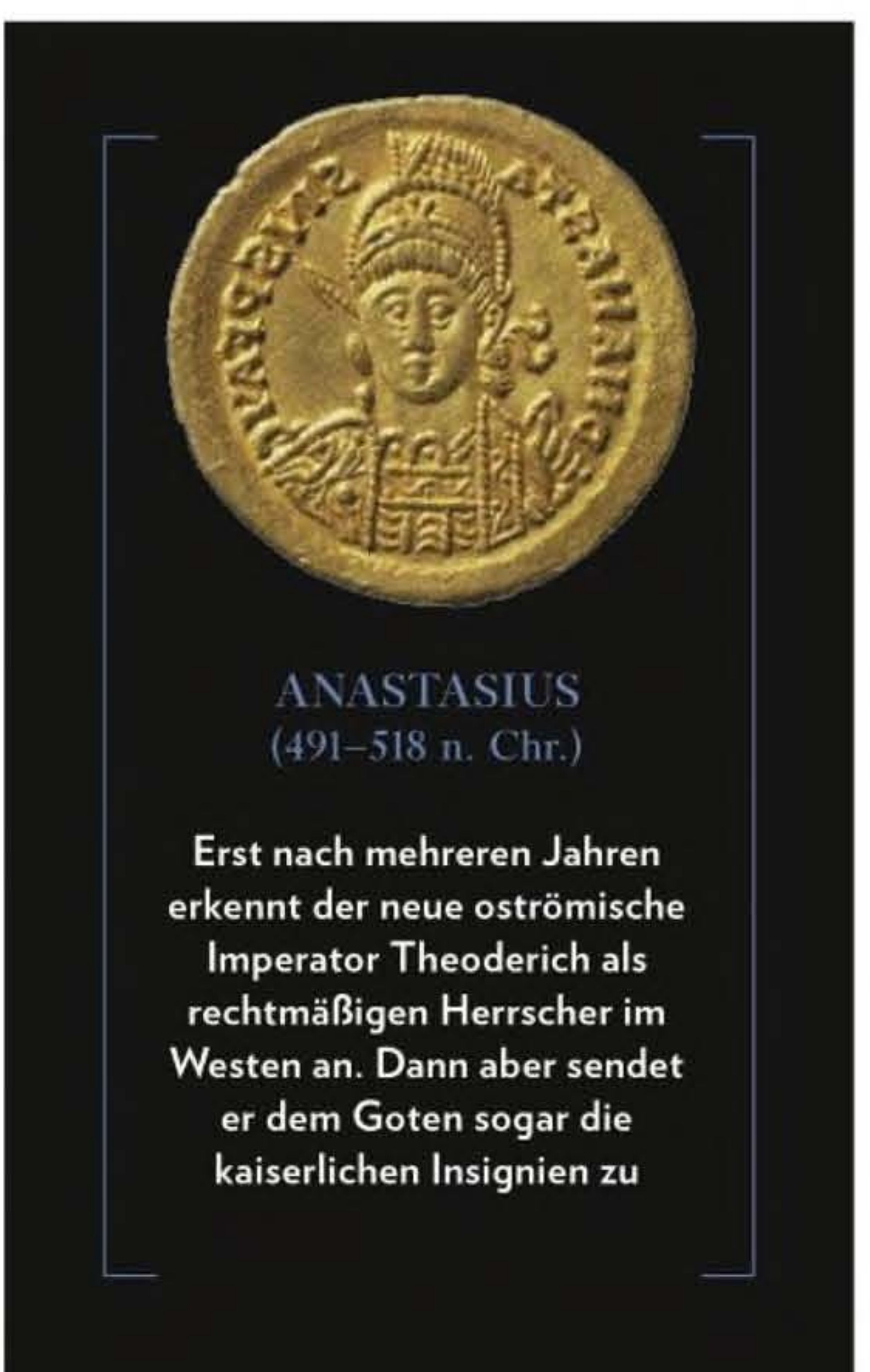
Es ist eine Familie der Könige, die Theoderich durch seine Heiratspolitik erschafft – erstmals in der europäischen

Geschichte. Die Rolle, die er für sich in diesem verwandtschaftlichen Bündnisgeflecht vorgesehen hat, ist klar: die des *pater familias*. Jüngere Herrscher, wie den Westgoten oder Chlodwig, nennt er seine „Söhne", betont stets seine große Lebenserfahrung und die Würde seiner Herkunft.

Mit milder Arroganz lässt er den neuen Verwandten die Segnungen römischer Zivilisation und Kultur zukommen.

Nach Burgund etwa schickt er eine kunstvolle, in Italien gefertigte Wasseruhr, die die Stunden zählt und helfen solle, die „Ordnung des Lebens" in dem barbarischen Land herzustellen, wie es im Begleitschreiben heißt.

Trotz solcher Überheblichkeiten erscheinen die von Theoderich geschlossenen Allianzen im Vergleich zu den blutigen Kämpfen der Generationen zuvor wie ein Wunder der Realpolitik. Allerdings: Schon bei ihrer ersten Prüfung scheitert seine Strategie.



ANASTASIUS
(491–518 n. Chr.)

Erst nach mehreren Jahren erkennt der neue oströmische Imperator Theoderich als rechtmäßigen Herrscher im Westen an. Dann aber sendet er dem Goten sogar die kaiserlichen Insignien zu

Um das Jahr 500 attackiert der Franke Chlodwig die Alemannen und kontrolliert fortan einen Teil ihres Siedlungsgebiets vor allem im heutigen Baden-Württemberg (siehe Seite 60). Besorgt darüber, dass der Angreifer nun in Richtung Italien vordringen könnte, mahnt ihn Theoderich zur Mäßigung. Und im Sinne seiner Familie der Könige zu Frieden und Gewaltlosigkeit.

Tatsächlich hält Chlodwig gegenüber den Alemannen inne, greift aber wenige Jahre später die Westgoten an. Deren König, Theoderichs Schwiegersohn, fällt, seine Kämpfer müssen sich in Richtung Spanien zurückziehen.

Nun endlich interveniert der Herrscher in Ravenna: Im Juni 508 mobilisiert er alle gotischen Krieger in Italien und lässt sie nach Westen ziehen. In mehreren Gefechten nehmen die Kämpfer den Franken und den mit ihnen inzwischen verbündeten Burgundern einige der eroberten Gebiete wieder ab. Ein Teil des westgotischen Reiches steht nun unter Theoderichs Oberhoheit.

Und vielleicht hat er Gefallen an den Gebietszuwächsen gewonnen, vielleicht wird ihm aber auch allmählich klar, dass eine friedliche Bündnispolitik langfristig keinen Erfolg erbringt – jedenfalls greift er nun nach dem gesamten Westgotenreich: Theoderich entsendet einen General nach Spanien, der mit militärischem Druck die Thronfolge seines verstorbenen Schwiegersohns in seinem Sinne beeinflussen soll. Im Jahr 511 übernimmt der Machthaber in Ravenna tatsächlich auch das westgotische Königsamt – offiziell als Vormund für seinen minderjährigen Enkel.

Theoderich verhält sich in vielem wie ein römischer Kaiser, kleidet sich beispielsweise wie die Imperatoren und trägt ähnlich prachtvollen Schmuck. Ihren Titel maßt er sich jedoch nie offiziell an (Gewandspange, 4. Jh.)



Theoderich ist nun Herrscher aller Goten. Schon beschwören die Propagandisten am Hof in Ravenna die Einheit der Volksfamilie. Doch die Gemeinsamkeiten der beiden Gruppen – deren Wege sich mehr als 100 Jahre zuvor im Donaugebiet getrennt haben – sind gering. Tatsächlich wohl empfinden viele Westgoten den ostgotischen König als Fremdherrscher.

Dennoch: Theoderich steht auf dem Gipfel seiner Macht. Er gebietet nun über ein Reich, das sich von Spanien über Südfrankreich und Italien bis auf den westlichen Balkan dehnt (wo seine Truppen in der Zwischenzeit ebenfalls Gebiete eingenommen haben). Zudem übt er starken diplomatischen Einfluss auf die Vandalen aus, ebenso auf die Thüringer, deren König nun der Gatte von Theoderichs Nichte ist.

Abermals hat er seine Politik verändert: Aus dem sicherheitsbewussten Schöpfer von Bündnissen ist ein expansionseifriger Machtpolitiker geworden, ein wahrhaft imperialer Herrscher, der nun fast die Hälfte des alten Weströmischen Reiches unter sich vereinigt und sich auch sonst der Tradition der Imperatoren verschrieben hat. Der im römischen Stil regiert, baut, lebt.

35 Jahre nach der Absetzung des letzten Kaisers Romulus scheint Westrom de facto wiederbelebt.

In einer Korrespondenz mit dem Imperator in Konstantinopel erklärt Theoderich denn auch ganz konsequent sein eigenes und das Oströmische Reich zu jenen zwei „Staaten, die unter den früheren Kaisern immer als ein Körper betrachtet wurden".

Es sei wichtig, dass es zwischen diesen beiden Herrschaften keine Unstimmigkeiten gebe, denn „das Römische Imperium soll nur einen Willen haben".



Rund 15 Jahre lang ist Theoderich der mächtigste Mann Westeuropas, sein Imperium erstreckt sich von Spanien bis zum Balkan. Doch nach seinem Tod 526 zerfällt das Reich. Was bleibt, ist sein Mausoleum bei Ravenna (oben)

Näher kann man als geborener Barbar dem Wesen des römischen Kaisertums nicht kommen.



Und doch zerfällt aller Glanz und alle Größe. Nicht sofort – dann aber stetig, blutig und anscheinend unausweichlich.

Ein gutes Jahrzehnt noch blüht Theoderichs Herrschaft, in Wohlstand und weitgehendem Frieden. Um 524 jedoch zeigen sich die ersten Risse.

Der König, inzwischen gut 70 Jahre alt, bemüht sich darum, einen geeigneten Nachfolger für sich zu finden. Er hat keinen eigenen Sohn, und der Gatte seiner jüngsten Tochter, der ihn stattdessen beerben sollte, ist im Jahr 522 gestorben.

In dieser ungewissen Zeit nimmt einer der Senatoren Roms Kontakt zum oströmischen Kaiser auf, vermutlich unter anderem, um hinter dem Rücken Theoderichs über dessen Thronfolge zu beraten.

Der Gote erfährt über einen Kurier von der Korrespondenz und wertet sie als Hochverrat.

Noch empörter ist er darüber, dass einer seiner höchsten römischen Beamten (der von dem Briefwechsel wohl schon früh erfahren, ihn aber nicht gemeldet hat) den Senator sogar noch in Schutz nimmt.

Theoderich reagiert hart: Er lässt beide Honoratioren in den Kerker werfen; wenig später wird der hohe Beamte verurteilt und mit dem Beil hingerichtet.

Der Schwiegervater des Gehenkten, der sich um dessen Ehrenrettung bemüht, wird auf Theoderichs Befehl ebenfalls getötet.

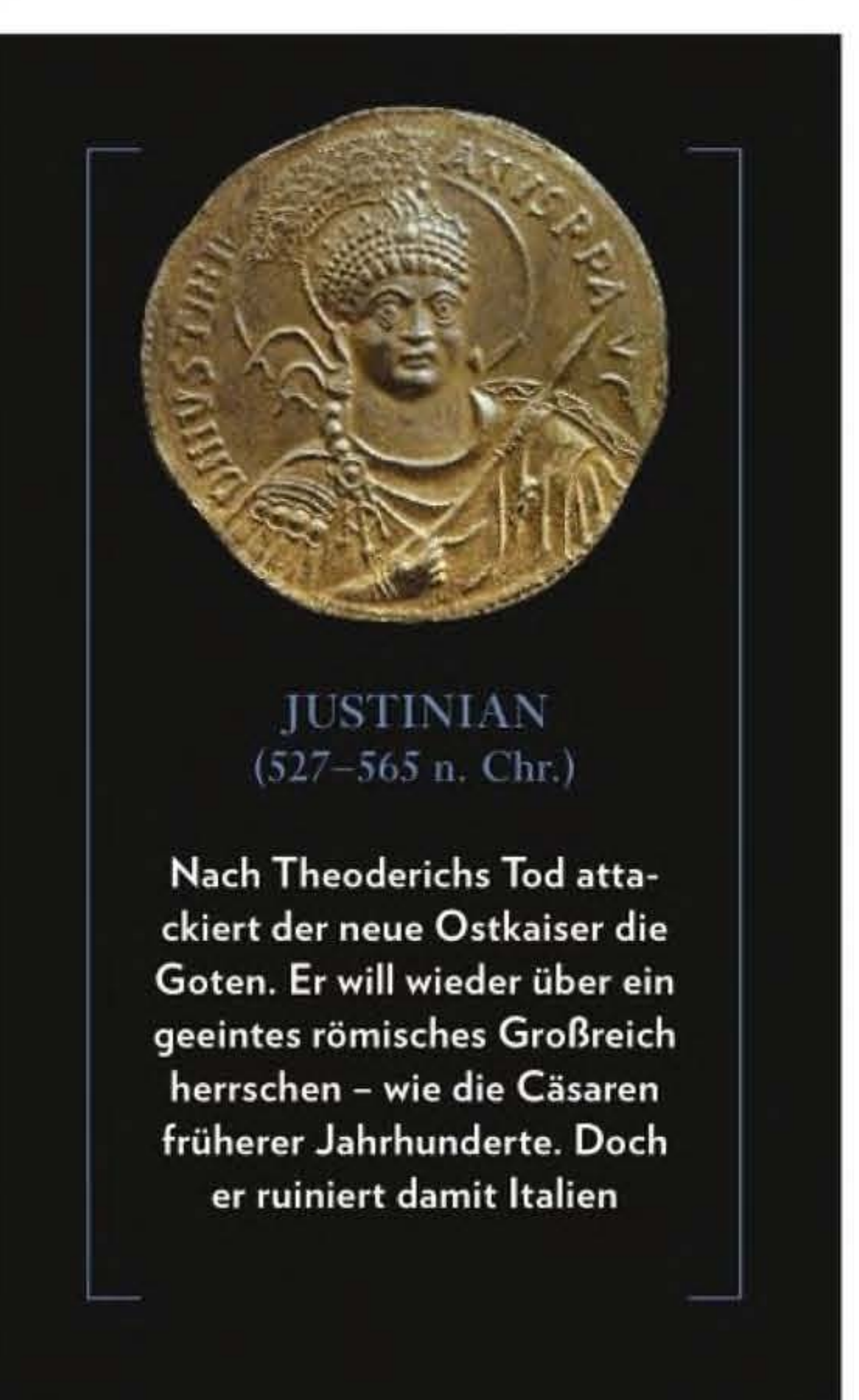
Unter den einflussreichen römischen Familien nimmt die Opposition gegen die Herrschaft der Goten zu.

Getragen wird der Widerstand wohl vor allem von frommen Katholiken, die sich daran stören, dass ein Arianer an der Spitze des Staates steht. Und da sich der Papst und die Kirche des Ostreichs nach jahrzehntelangem Zwist vor Kurzem wieder ausgesöhnt haben, ist Konstantinopel plötzlich ein wichtiger Partner für die katholischen Kritiker.

Nun zeigt sich, dass Theoderichs Strategie des Ausgleichs nicht alle Widersprüche zwischen Goten und Römern beseitigen konnte. Jetzt brechen diese Gegensätze hervor.

Denn umgekehrt klagen auch immer mehr hochstehende Goten, der Herrscher habe zu viele Zugeständnisse an die Römer gemacht, sich zu sehr ihrer Lebensweise angenähert. Habe etwa die kriegerischen Tugenden einer übertriebenen Bildungsbeflissenheit geopfert.

Überdies droht nun noch Ungemach von draußen: Der neue König der Vandalen in Nordafrika wendet sich von Theoderich ab und Konstantinopel zu.



JUSTINIAN
(527–565 n. Chr.)

Nach Theoderichs Tod attackiert der neue Ostkaiser die Goten. Er will wieder über ein geeintes römisches Großreich herrschen – wie die Cäsaren früherer Jahrhunderte. Doch er ruiniert damit Italien

Als Theoderichs Schwester, die Witwe des verstorbenen Vandalenherrschers, von Schergen des neuen Regimes gefangen genommen und – unter dem Vorwurf, einen Umsturz geplant zu haben – getötet wird, sinnt der Gote auf Vergeltung.

Zu Beginn des Jahres 526 ordnet er an, schnellstmöglich eine gewaltige Flotte von 1000 Schiffen zu bauen, um das Vandalenreich zu attackieren.

Doch zu einem Großangriff kommt es nicht mehr. Im August erkrankt Theoderich schwer (woran, ist heute nicht mehr bekannt). Es gelingt ihm noch, seinen Enkel als Nachfolger zu bestimmen. Von einer Runde aus hochrangigen Goten und einigen Römern lässt er sich diese Entscheidung bestätigen.

Seinen gotischen Landsleuten gibt er bei dieser Gelegenheit wohl noch einmal sein altes Credo der Verständigung mit auf den Weg: Sie sollen den Senat und das römische Volk lieben.

Kurz darauf, am 30. August 526, stirbt Theoderich.

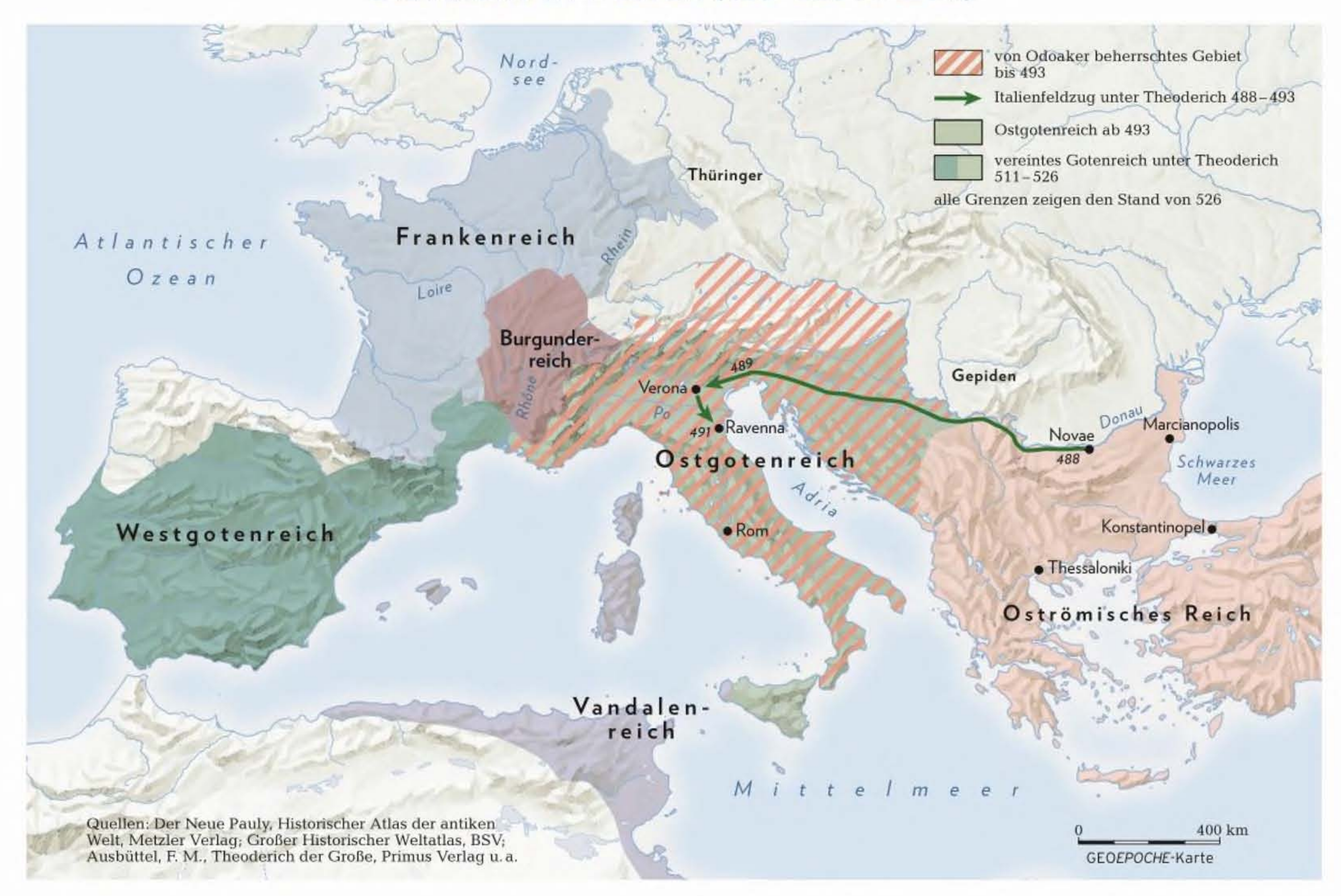
Bereits zu Lebzeiten hat sich der Herrscher ein Mausoleum errichten lassen. Handwerker, eigens aus Kleinasien angeworben, haben den zylindrischen Bau nordöstlich von Ravenna erschaffen, sein zehneckiges Erdgeschoss, die Etage darüber mit der runden Kammer, in der Theoderich nun bestattet wird: in einem steinernen Sarkophag aus rötlichem Porphyr – eine letzte Referenz an die Purpurfarbe der Imperatoren.

Rund 14 Meter beträgt der Durchmesser des Monuments, 16 Meter erheben sich seine Mauern über den Boden. Ein gewaltiger kuppelförmiger Stein schließt es nach oben hin ab.

Den 230 Tonnen schweren Kalksteinblock haben 700 Arbeiter mit einer komplizierten Flaschenzugkonstruktion an seinen Platz befördert.

Eigensinnig wie sein Erbauer wirkt das Mausoleum – anders als alle sonstigen Bauwerke jener Zeit, weder typisch römisch noch

DIE MACHT IM WESTEN (488–526 N. CHR.)



Während Ostrom als Reich weitgehend intakt bleibt, zersplittert der westliche Teil des Imperiums im 5. Jahrhundert in mehrere germanische Staaten, darunter die Reiche der Franken und der Burgunder. Theoderich zieht mit den Ostgoten 488/89 vom Balkan nach Italien, besiegt dort die Truppen des Germanen Odoaker, der kurz zuvor den letzten römischen Kaiser gestürzt hat, und erschafft ein Reich der Ostgoten. Anschließend schließt er Bündnisse mit den Franken, Vandalen, Burgundern und Westgoten, erringt über das Westgotenreich gar die Oberhoheit. Nach seinem Tod verschiebt sich die Macht erneut: Erst erobern Ostroms Truppen große Teile des Gotenreichs (siehe Karte Seite 156), später erheben sich die Franken zur neuen Vormacht in Westeuropa (siehe Karte Seite 158)

erkennbar gotisch. Zudem: wuchtig, wehrhaft, im Prinzip unzerstörbar.

Und so ist es der Zukunft ein ganz und gar unpassendes Symbol. Denn das Erbe Theoderichs zerbirst nach dessen Tod; dramatisch zerfällt die Welt um den festen Monolithen seines Mausoleums.

Als Erstes, ja eigentlich sofort, zerbricht die Einheit Ravennas mit dem Reich der Westgoten, die ja vor allem an Theoderich gebunden war. In Italien führt zunächst seine Tochter die Regierung für den erst zehnjährigen Thronfolger, doch sie kann nicht verhindern, dass die Kluft zwischen traditionalistischen Goten und selbstbewussten Römern sich weiter vergrößert.

Die wirkliche Katastrophe aber kommt von Osten. Dort herrscht seit 527 Kaiser Justinian, der sich vorgenommen hat, den Westen wieder unter seine Kontrolle zu bringen. Im Jahr 534 unterwirft der oströmische Herrscher das Vandalenreich, zwei Jahre später fällt er von Norden und Süden her in Italien ein (siehe Karte Seite 156).

Es folgt ein fast 20-jähriges, brutales Ringen. 540 verliert Theoderichs Herrschergeschlecht endgültig die Macht. Trotzdem schlagen die Goten abermals zurück. Immer neue Kämpfe gipfeln in zwei Entscheidungsschlachten, die das Gotenheer 552 verliert.

Zwei Jahre später lässt Justinian den Hof in Italien auflösen und errichtet eine neue Verwaltung, die fortan von Konstantinopel aus gesteuert wird. Westrom

existiert nun wirklich nicht mehr. Der Ostkaiser gebietet dafür noch einmal über ein römisches Großreich, das von Syrien bis nach Südspanien reicht und in dem sich die Dimensionen einstiger Glanzzeiten spiegeln.

Italien aber ist verheert, durch den langen Krieg, durch Plünderungen und Massaker auf beiden Seiten schwer gezeichnet. Und auch Ostrom kann die Apenninen-Halbinsel nicht lange halten.

Im Jahr 568 marschiert ein großer Verband der Langobarden in Italien ein. Die Germanen, die ursprünglich aus der Elbregion stammen, erobern weite Teile des Landes und errichten eine eigene Herrschaft (siehe Seite 116).

Italien zersplittert danach; Gebietsfetzen im Norden, um Rom sowie der äußerste Süden des Landes gehören weiterhin zum Einflussbereich des Ostherrschers, die übrigen Regionen werden nun von den Langobarden kontrolliert. Roms alte senatorische Elite hat ihren Einfluss verloren, die gotische Kriegerschicht ist dezimiert.

Von dem Abstieg Italiens und der Ostgoten profitiert indes eine andere germanische Macht. Die Franken, Theoderichs einstige Konkurrenten, haben ihr Territorium über fast ganz Frankreich, Belgien, die Schweiz und Teile Deutschlands ausgeweitet. Sie sind die neue Vormacht in Europa (siehe Seite 142).

So bleibt am Ende ein großes Paradox: Der Barbar Theoderich, der als bedeutendster Gote aller Zeiten 33 Jahre in Italien herrschte, hat Westrom zu einer letzten Blüte geführt. Und jene Kaiserlichen aus dem Osten, die sich Römer nennen, haben es durch ihre Invasion endgültig zerstört. ⬢

Jens-Rainer Berg, *Jg. 1973, ist Redakteur im Team von* GEO*EPOCHE.* **Tim Wehrmann,** *Jg. 1974, ist Illustrator in Hamburg.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Frank Ausbüttel, *„Theoderich der Große"*, Primus: solide Biografie über den gotischen Herrscher, die aufgrund der schwierigen Faktenlage allerdings mehr referiert als erzählt. Henning Börm, *„Westrom: Von Honorius bis Justinian"*, Kohlhammer: souveräner Überblick zum Ende des westlichen Imperiums.

GEO**EPOCHE**

Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Eva Mitschke; Tatjana Lorenz
Freie Mitarbeit Layout: Inés Allica, Andreas Blum,
Laura Büssenschütt, Michèle Hofmann, Dorothee Holthöfer,
Uwe Fischer, Carsten Lerch, Uwe Müller, Michaela Stevens
Freie Mitarbeit Illustration: Andreas Book,
Tim Wehrmann, Timo Zett
KONZEPT DIESER AUSGABE: Insa Bethke
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Fries,
Gesa Gottschalk, Joachim Telgenbüscher
Freie Mitarbeit: Johannes Schneider
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher
Freie Mitarbeit: Dr. Henning Albrecht, Simone Bernard,
Reymer Klüver, Sebastian Kretz, Dr. Mathias Mesenhöller,
Johannes Strempel
BILDREDAKTION: Christian Gargerle,
Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Andi Kunze, Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer,
Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Tobias Hamelmann,
Dr. Dirk Hempel, Svenja Muche
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Matthias Friedrich
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
Freie Mitarbeit: Christian Kuhlmann
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Freie Mitarbeit: Antje Poeschmann
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

HONORARE: Petra Schmidt
REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Helen Oqueka
Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anastasia Mattern,
Dr. Verena Mogl, Thomas Rost
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer
PUBLISHER: Alexander Schwerin
PUBLISHING MANAGER: Anne Gülck
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Heiko Hager, G + J Media Sales
DIRECTOR BRAND SOLUTIONS:
Daniela Krebs (verantwortlich für den Inhalt der Beilagen),
Tel. 040 / 37 03 55 17
MARKETING: Kristin Niggl
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),
Oliver Fehling

Es gilt die jeweils aktuelle Anzeigen-Preisliste.
Infos hierzu unter: www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00445-9; 978-3-652-00439-8
(Heft mit DVD), ISSN-Nr. 1861-6097

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 032280000, BLZ 200 700 00
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung
von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 94,50 € (D), 105,90 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 32,40 € (D), mit DVD: 56,70 € (D)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für
GEO*EPOCHE* Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: +49/40/42236427 **Telefax:** +49/40/42236427
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

TITEL: akg-images
EDITORIAL: Lucas Wahl für GEO*EPOCHE*: u.
INHALT: Mit freundlicher Genehmigung von The Creative Assembly (UK)/SEGA Europe Ltd.: 4 l. o.; Timo Zett für GEO*EPOCHE*: 4 l. m.; Stephen Morrison/dpa Picture-Alliance: 4 l. u. (oberes Motiv); Guillot/CDA/akg-images: 4 l. u. (unteres Motiv); eyevine: 4 r. o., Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*: m. u.; Granger/Interfoto: r. u.
EUROPAS NEUE HERRSCHER: Christian Kuhlmann für GEO*EPOCHE*: 6, 7 (2)
BARBAREN GEGEN ROM: De Agostini Picture Lib./akg-images: 8/9; Pictures From History/akg-images: 10; Erich Lessing/akg-images: 12; Guillot/CDA/akg-images: 13; The Trustees of the British Museum/bpk-images: 14/15; Cameraphoto/akg-images: 16/17; Stephen Morrison/dpa Picture-Alliance: 18/19 u.; Hendrik Zwietasch, Landesmuseum Württemberg, Stuttgart: 19 o.; Raphael Gaillarde/Gamma-Rapho/Getty Images: 20/21; Michel Urtado/RMN-Musée de Cluny/bpk-images: 22; Marie-Lan Nguyen: 23; White Images/Scala Archives: 24/25; Courtesy of the Ministero Beni e Att. Culturali/Scala Archives: 26/27
EIN VOLK AUF DER FLUCHT: Timo Zett für GEO*EPOCHE*: 28–41; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 40
TRIUMPH DER BARBAREN: Granger/Interfoto, koloriert von Andreas Boock: 42/43; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 45; akg-images: 46, akg-images, koloriert von Andreas Boock: 51; Fine Art Images: 49; LWL-MKuK/Artothek: 50; New-York Historical Society: 52/53; RIA Nowosti/akg-images: 54; fine-art-images/culture-images: 56; United Archives/culture-images: 57
AUFSTIEG EINER GROSSMACHT: Christian Kuhlmann für GEO*EPOCHE*: 59
DER KÖNIG VOM BERGE: Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*: 60–69; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 70
BIS ANS ENDE DER WELT: akg-images: 72/73, 76/77, 83; Granger/Interfoto: 74, 78, 80, 82; Sammlung Rauch/Interfoto: 75; Heritage Images/ullstein bild: 79; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 81
EIN STAMM, ZWEI REICHE: Christian Kuhlmann für GEO*EPOCHE*: 85
DIE GEISSEL GOTTES: Mit Unterstützung von Guenther Shadow und freundlicher Genehmigung von The Creative Assembly (UK)/SEGA Europe Ltd.: 86/87, 89, 90, 93, 94/95, 95, 96/97, 98, 99, 100, 103 ; Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 91; Hermann Buresch/bpk-images: 101 l.; akg-images: 101 r.; Ruth Schacht/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk-images: 102
ZEIT DER FINSTERNIS: eyevine: 104; Photoshot/intertopic: 106, 108 (2); Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 107; Caters News Agency/Bulls Press: 110; The Trustees of the British Museum/bpk-images: 111, 113; Universal Images Group/Getty Images: 112; Heinz-Joachim Krenzer: 114 o.; ddp images/United Archives: 114 u.; De Agostini Picture Lib./akg-images: 115
VON DER ELBE AN DIE ADRIA: Christian Kuhlmann für GEO*EPOCHE*: 117
KAMPF UM DAS ERBE ROMS: Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*: 118/119, 122/123, 127, 134/135, 138; The Trustees of the British Museum/bpk-images: 120; Bridgeman Art Library: 121, 137 o.; Universal Images Group/Getty Images: 124; A Dagli Orti/DEA/Prisma: 125; De Agostini Picture Lib./akg-images: 126, 136; Hermann Historica/Interfoto: 128/129; Museo Nazionale Romano: 129 o.; KHM, Wien: 137 u.; Granger/Interfoto: 139, Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 140
UNRUHE NACH DEM STURM: Volker-H. Schneider/Kupferstichkabinett, SMB/bpk-images: 142; Bridgeman Art Library: 143
ÄRA DES UMBRUCHS: Christian Kuhlmann für GEO*EPOCHE*: 144–159
VORSCHAU: „Photographs by Robert Capa © 2001 by Cornell Capa"/Magnum Photos/Agentur Focus: 164; Walter Sanders/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 165 l. o., 165 r. u.; Nat Farbman/The LIFE Picture Collection/Getty Images: 165 l. u., Wilhelm Dreesen/Vintage Germany: 165 r. o.; Slg. Bernd Nasner/Vintage Germany: 165 r. u.

Die Unruhe nach dem Sturm

Während das Oströmische Reich erstaunlich unbeschadet durch die Zeit der Völkerwanderung gelangt, dauert es Hunderte von Jahren, bis sich Europas Westen von Zerstörung, Instabilität und Kulturverlust erholt und eine neue, dauerhafte Ordnung entsteht: das Kaisertum des Abendlandes

Von INSA BETHKE

Fast ein halbes Jahrtausend lang haben die römischen Kaiser die Geschichte Europas geprägt. Die Macht der Imperatoren reichte von Britannien im Norden bis nach Afrika im Süden, von Spanien bis ans Schwarze Meer. Es war ein gewaltiges Vielvölkerreich, dessen Zivilisation Menschen aus aller Welt anlockte.

Zwar wurde das Imperium immer wieder von inneren Wirren und außenpolitischen Konflikten erschüttert, doch wurde ihm keine Krise zum Verhängnis – bis Roms Machthaber im Jahr 376 n. Chr. ihre Donaugrenze für die vor den Hunnen flüchtenden Goten öffneten, bei der Integration der Germanen jedoch kläglich versagten.

Die folgende, von Chaos und Gewalt geprägte Ära, in der die Goten und andere germanische Heeres- und Stammesverbände durch das Römische Reich zogen, in der die Fremden Allianzen mit und gegen Rom schmiedeten, in der neue Reiche gegründet wurden und vergingen, überstand die Weltmacht nicht: Genau 100 Jahre nach dem Grenzübertritt der Goten setzte ein Militärführer germanischer Herkunft den letzten Kaiser des Weströmischen Reiches kurzerhand ab.

Ende des 5. Jahrhunderts befand sich fast das gesamte Gebiet des einstigen westlichen Reichsteils in fremden Händen. Zwar erhoben die Kaiser in Konstantinopel Ansprüche darauf, zwar gelang es dem oströmischen Imperator Justinian nach 532 sogar, den Germanen einige Regionen zu entreißen – etwa Nordafrika den Vandalen und Italien den Ostgoten. Doch es sollte Jahrhunderte dauern, bis im Abendland neue, stabile Machtstrukturen entstehen.

Um das Jahr 600, gut drei Jahrzehnte nach dem Ende der Völkerwanderung, sind ihre Folgen weithin sichtbar: Auf der Iberischen Halbinsel haben die Westgoten ein Reich errichtet. Über den Großteil Galliens und einige germanische Gebiete herrschen die Franken. In Britannien existieren nun mehrere angelsächsische Königreiche. Und die aus Ungarn eingefallenen Langobarden haben weite Teile Italiens in ihre Gewalt gebracht.

Nirgendwo zeichnet sich die Zeitenwende so deutlich ab wie hier, im einstigen Zentrum der römischen Zivilisation. Denn nach jahrelangen Kämpfen zwischen den Goten und Armeen des oströmischen Kaisers gleicht Italien einer Trümmerlandschaft.

In Rom leben vielleicht noch 90 000 Menschen – 200 Jahre zuvor waren es noch fast 800 000. Mietshäuser und Villen verfallen, Statuen und Kolonnaden bröckeln. In den Gewölben des Kolosseums haben sich Familien nieder-

Nicht nur Roms Bauwerke (o.) verfallen: In Westeuropa nehmen Handel und Geldwirtschaft nach der Völkerwanderung ab, schrumpfen die Städte, schwinden Pracht und Bildung

gelassen, denen die Gänge als Viehställe dienen.

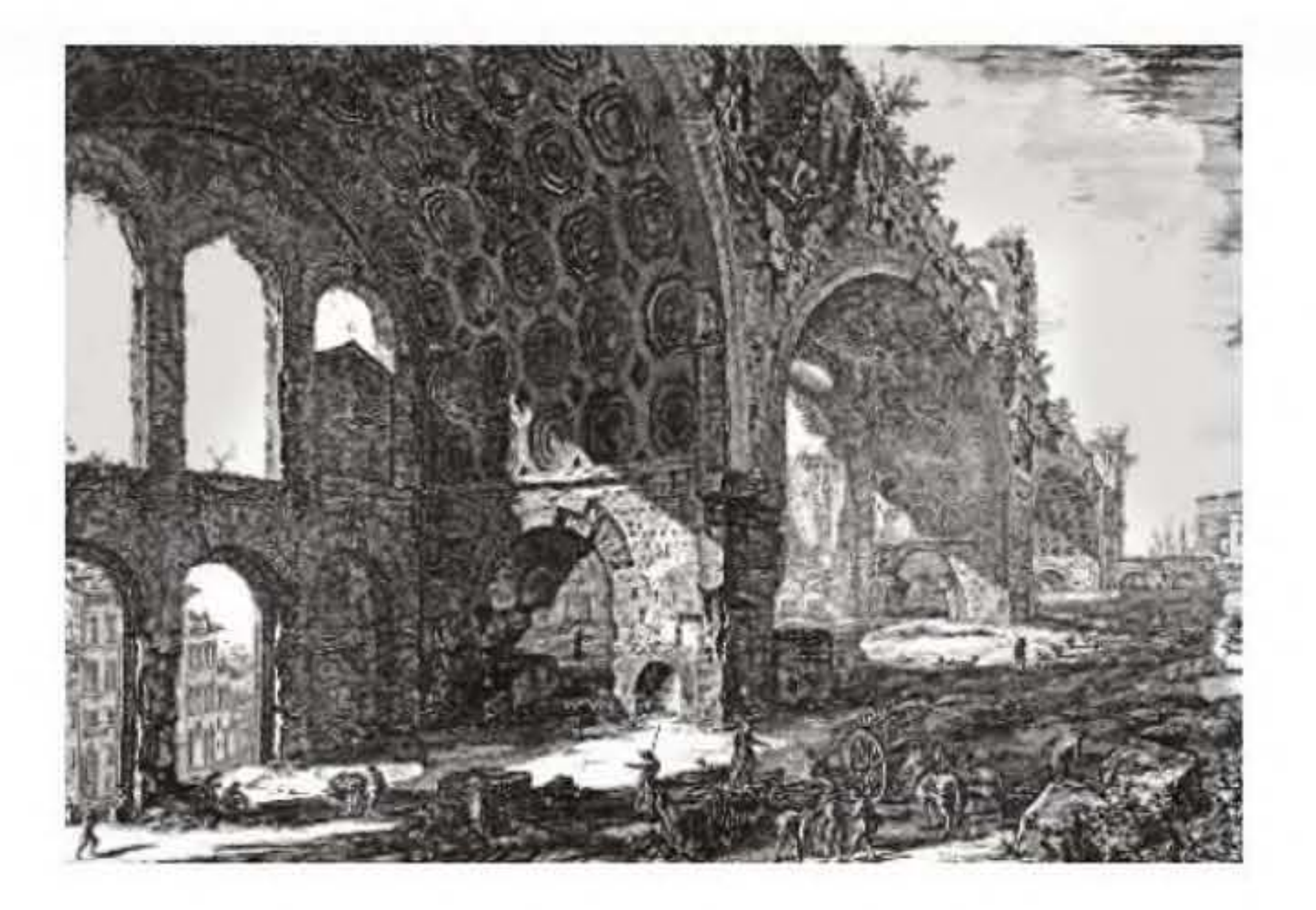
Auch aus anderen Regionen des einstigen Westreiches sind Glanz und Leben gewichen, auch dort verkommen Straßen und Aquädukte. Trier, Mainz und Köln, einst bedeutende Metropolen, schrumpfen auf die Größe von Kleinstädten. Und London ist eine Ansammlung von Ruinen.

Die Gutshöfe in den Provinzen, einst ökonomische Zentren, deren Besitzer auf ihren Feldern und Weinbergen viele Arbeiter und Sklaven beschäftigten, werden nicht mehr bewirtschaftet. Allgemeinbildende Schulen wie in römischer Zeit, in denen viele Bürger ihre Kinder in Fächern wie Grammatik und Rechnen unterrichten ließen, gibt es nicht mehr: Die neuen Herren pflegen diese Tradition nicht weiter. Einzig angehende Kleriker erhalten in kirchlichen Instituten noch eine schulische Ausbildung.

Das antike Kulturgut gerät weitgehend in Vergessenheit: Geistlichen und weltlichen Herren gelten die Worte der Bibel und der alten Kirchenväter nun mehr als die Schriften der Philosophen; nur in Klöstern verwahren Mönche noch Reste der römischen Gelehrsamkeit.

Die meisten Menschen leben von der Hand in den Mund, produzieren auf ihrem Acker, in ihrer Werkstatt gerade so viel, wie sie für sich selbst oder zum Tausch brauchen. Der Fernhandel zwischen Städten und Provinzen erlahmt mehr und mehr, und so verliert auch die Geldwirtschaft massiv an Bedeutung.

Kurz: Die technischen, kulturellen und ökonomischen Errungenschaften, die über Jahrhunderte die römische Zivilisation strahlen ließen, gehen in großen Teilen des einstigen Westreiches nun verloren.



Die in den Wirren verheerte Stadt Rom – hier die Reste einer Basilika – verliert neun von zehn Einwohnern. Das einstige Herz des Imperiums wird zu einem Provinzort

Ganz anders die Situation im östlichen Mittelmeerraum. Dort besteht die antike Zivilisation noch lange Zeit fort, denn dieser Teil des römischen Imperiums hat die Wirren der Völkerwanderung besser verkraftet – vor allem deshalb, weil es den Kaisern dort im 5. Jahrhundert gelungen ist, ihren Reichsteil zu festigen. Das liegt an mehreren Faktoren.

Zum einen ist die Stadt Konstantinopel durch starke Mauern geschützt. Während Rom gleich mehrmals geplündert wird, gelingt es keinem feindlichen Heer im 4. und 5. Jahrhundert, die Kapitale des Ostens einzunehmen.

Die Mauern von Konstantinopel schirmen darüber hinaus auch Kleinasien, Syrien und Ägypten ab, die reichsten Provinzen Ostroms.

Zum anderen sind die Machtverhältnisse im Oströmischen Reich stabiler als im von Bürgerkriegen erschütterten Westen, wo die Kaiser im 5. Jahrhundert ihre Macht zunehmend an ihre Heermeister verlieren. Eine klare dynastische Erbfolgeregelung sorgt in Konstantinopel für Stabilität; zudem können die Herrscher nach dem Abzug der Hunnen im Jahr 450 (denen sie gewaltige Tribute zahlen mussten) ihre Finanzen konsolidieren. Anders als den weströmischen Machthabern bleiben ihnen also genügend Mittel, um auch unter dem Druck fremder Heere ihre politische und militärische Stärke zu bewahren.

Und schließlich haben die oströmischen Kaiser schlicht – Glück.

Denn genau in jenen Jahrzehnten, in denen Germanen ins Imperium drängen, bleiben sie von ihren ärgsten Feinden im Osten verschont: den Persern. Zwar flammt der Konflikt immer wieder auf, doch beschränken sich die Kämpfe meist auf ferne Grenzregionen. Konstantinopel muss also nicht wie der Westen einen dauernden Mehrfrontenkrieg führen.

Auch nach dem Untergang des Weströmischen Reiches kommt Europa nicht zur Ruhe. Denn an seinen Grenzen tauchen schon bald erneut fremde Angreifer auf.

Bereits um das Jahr 550 stehen die Slawen, deren Vorfahren möglicherweise aus Regionen nördlich der Karpaten stammen, an der unteren Donau und drängen nun auf den Balkan sowie nach Ost- und Mitteleuropa.

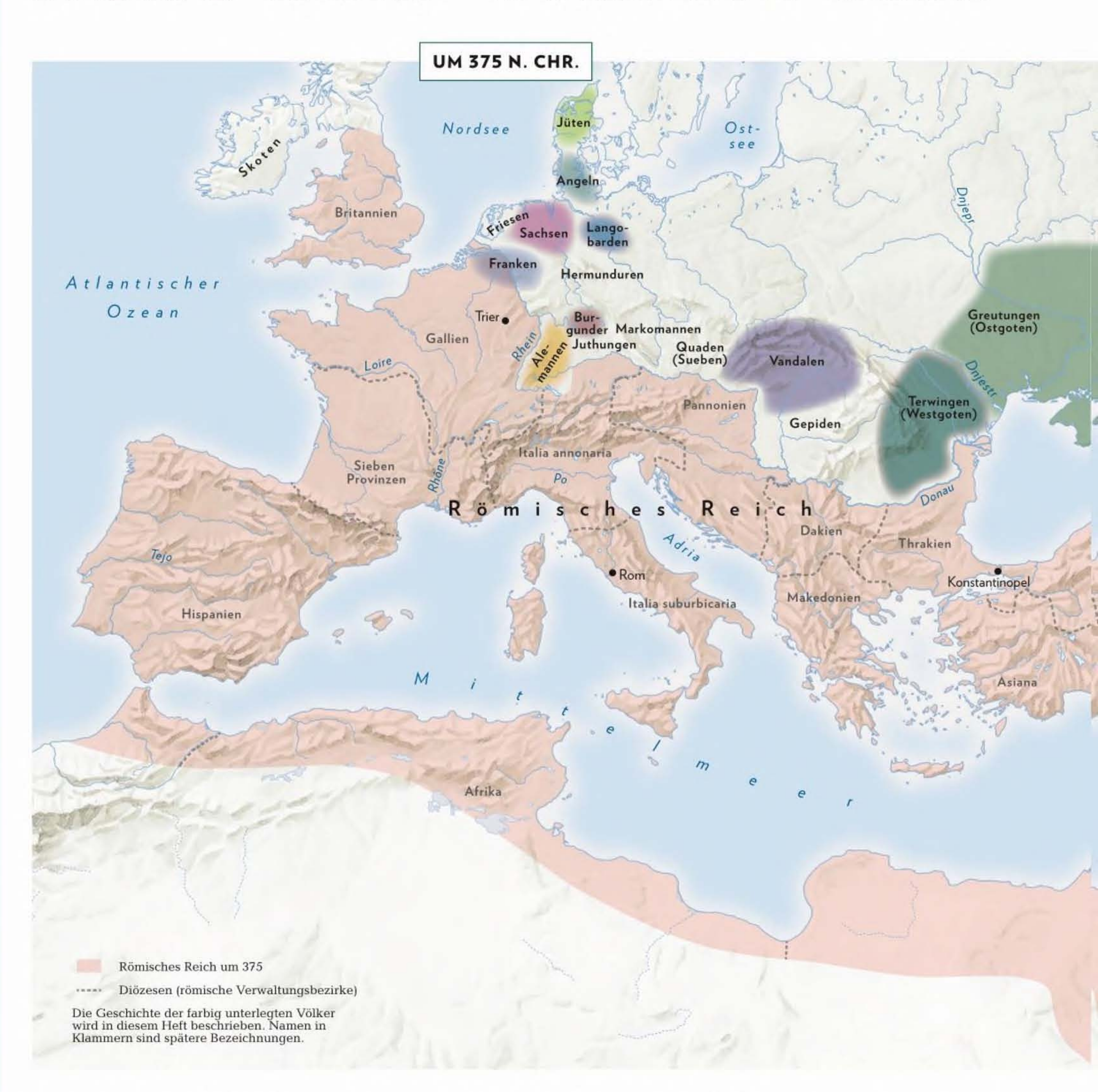
Im Jahr 711 fallen Araber und mit ihnen verbündete Berberstämme von Nordafrika aus auf der Iberischen Halbinsel ein. Binnen kürzester Zeit zerschlagen die Invasoren das Reich der Westgoten, überqueren die Pyrenäen und greifen die Franken an, die inzwischen ein Gebiet von der Nordsee bis zum Mittelmeer, vom Atlantik bis zum Oberlauf der Donau beherrschen.

Dem fränkischen Herrscher Karl Martell gelingt es im Jahr 732 zwar, die Araber zurück auf die Iberische Halbinsel zu drängen. Doch erst sein Enkel etabliert eine Ordnung auf dem Kontinent, die von Dauer sein wird: Karl der Große erobert weite Gebiete der Langobarden in Italien, unterwirft die zwischen Rhein und Elbe siedelnden Sachsen und sichert seine Grenzen an Elbe und Saale gegen die Slawen.

Und schließlich erhebt er sich, mit einem gewagten Griff in die Vergangenheit, auch ideell zum neuen Herrn des Kontinents: Am Weihnachtstag des Jahres 800 lässt sich der Frankenkönig in jener Stadt, aus der einst das Imperium erwuchs, durch den Papst zum „Kaiser der Römer" krönen.

Aber nicht nur dem Titel nach tritt Karl der Große das Erbe der antiken Cäsaren an. Er lässt auch die Schriften des Altertums sammeln und vervielfältigen, gründet zahlreiche Schulen, systematisiert die Volksrechte in seinem Reich, um es straff regieren zu können, errichtet Kirchen, Klöster und neue Bistümer – und führt Europa so in eine neue Zeit: die des abendländischen Kaisertums. ●

ÄRA DES UMBRUCHS



Um 375 erstreckt sich das Römische Reich vom Atlantik bis nach Ägypten. Die germanischen Stämme, die nordöstlich seiner Grenzen siedeln, sind scheinbar keine existenzielle Gefahr für das mächtige Imperium. Doch plötzlich ziehen aus der eurasischen Steppe die Hunnen plündernd gen Westen. Um ihnen zu entkommen, dringen viele Zehntausend Germanen auf Roms Herrschaftsgebiet vor – ein Ereignis, das Europas Geschichte prägen wird

Mit der Flucht der Goten vor den Hunnen beginnt 376 n. Chr. das Zeitalter der Völkerwanderung – jene fast 200 Jahre währende Epoche zwischen Antike und Mittelalter, in der germanische Stämme zu den Erben einer Weltmacht werden —— Text: OLAF MISCHER, Karten: CHRISTIAN KUHLMANN



Quellen für diese und folgende Karten: Großer Historischer Weltatlas, BSV; Putzger Historischer Weltatlas, Cornelsen; Großer Atlas zur Weltgeschichte, Westermann; Knaut, M./Quast, D., Die Völkerwanderung, Theiss; Stickler, T., Die Hunnen, C.H.Beck; Kelly, C., Attila the Hun, Vintage Random House u.a.

Das Römische Reich ist schon lange vor dem Beginn der Völkerwanderung Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. in Bedrängnis. Vor allem am Rhein dringen Germanen auf das Gebiet des Imperiums, angezogen von dessen Wohlstand.

Um seine Verteidigungsfähigkeit zu erhöhen, wird das Römische Reich seit 286 n. Chr. häufig von zwei Kaisern geführt, der eine ist für die östlichen, der andere für die westlichen Regionen zuständig. Die Stadt Rom ist nicht mehr die Residenz der Imperatoren; die herrschen nun oft von Städten aus, die näher an den umkämpften Grenzen liegen, so Trier und Konstantinopel.

Zwar sehen die Römer in den Germanen nur primitive Barbaren, die weder Städte gebaut noch Dichter und Philosophen hervorgebracht haben. Doch tatsächlich sind sie vielfach auf deren Hilfe angewiesen. Vor allem bei der Landesverteidigung: als Legionäre oder als Verbündete (Burgunder etwa kämpfen an der Seite Roms gegen die Alemannen).

Obwohl viele Bewohner des barbaricum ähnliche Sprachen sprechen und den gleichen Göttern opfern, sehen sie sich nicht als ein Volk. Vielmehr leben sie in oft miteinander verfeindeten Stämmen, Heerscharen oder in teils mächtigen Königreichen.

So regiert beispielweise ein Herrscher namens Ermanarich über riesige Territorien am Ufer des Dnjepr im Gebiet der heutigen Ukraine. Der König führt die gotischen Greutungen an („Ostgoten"); das wahrscheinlich von der Weichselmündung stammende Volk ist vermutlich ab Mitte des 2. Jahrhunderts in diese Region gezogen und siedelt nun östlich des Gebiets der Terwingen („Westgoten").

Um das Jahr 375 werden Ermanarichs Gebiete zum Ziel eines Angriffs der Hunnen: von Reiterkriegern eines aus Zentralasien stammenden Nomadenvolks, die in den Jahren zuvor bereits Teile Osteuropas verheert haben. Dies löst die Völkerwanderung aus.

375

Asowsches Meer. Nach mehreren Niederlagen gegen die Hunnen begeht der ostgotische König Ermanarich rituellen Selbstmord – das soll die Götter wohlgesinnt stimmen. Doch gegen die asiatischen Kämpfer haben die Germanen keine Chance. So unterwirft sich der größte Teil der etwa 150 000 Ostgoten kurz darauf den Invasoren. Sie leben in ihren Siedlungen unter der Oberherrschaft der Hunnen und sind ihnen fortan zur Waffenhilfe verpflichtet. Ein kleinerer Teil leistet indes noch Widerstand.

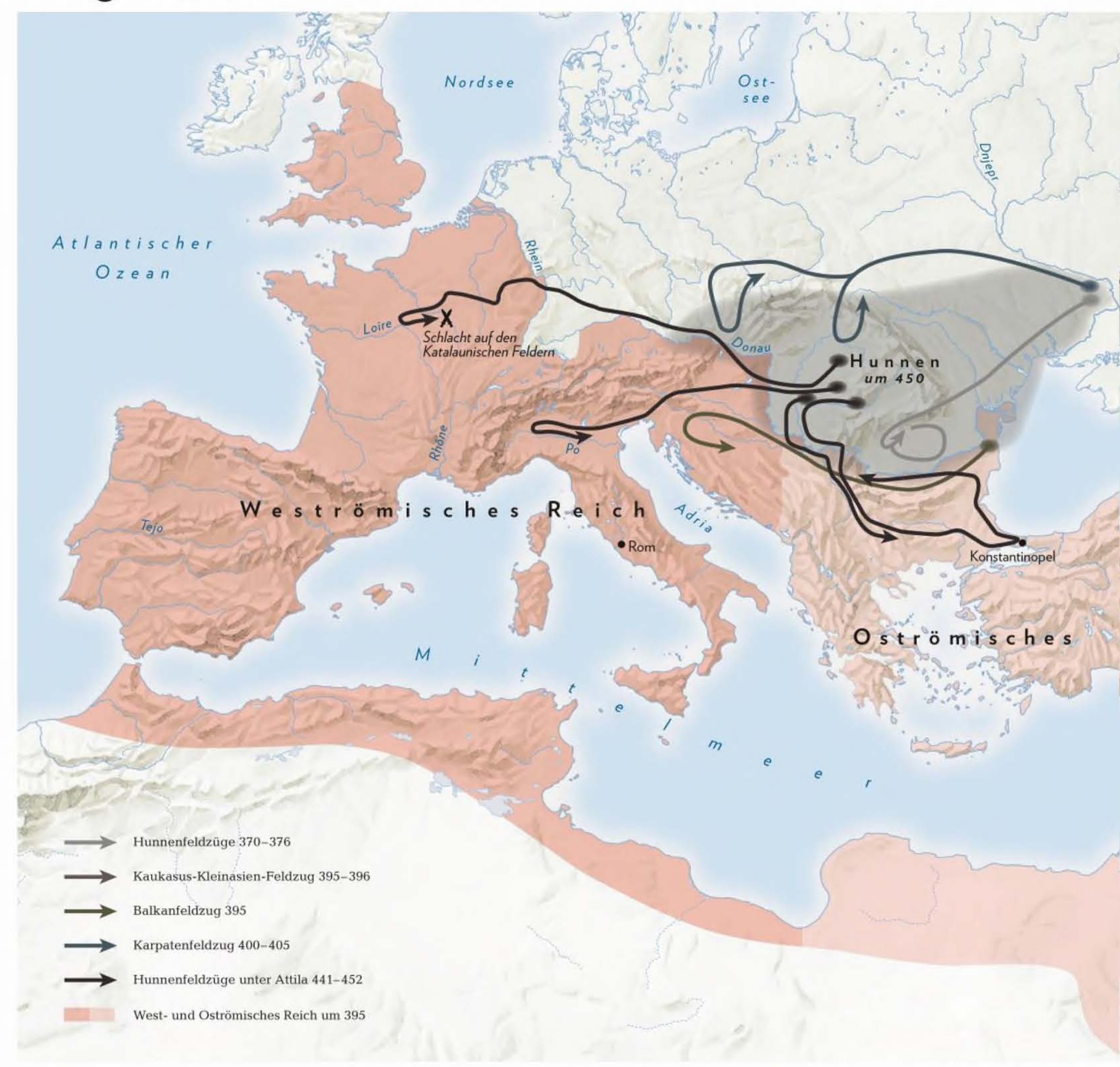
Donauregion. Kaiser Valentinian I., Herrscher über den Westen des Römischen Reiches, stirbt am 17. November an einem Schlaganfall. Sein Teilreich wird nun von seinem 16-jährigen Sohn Gratian regiert (der sich die Kaiserwürde mit seinem jüngeren Bruder Valentinian II. teilt). Im Osten herrscht Valens, der Bruder des verstorbenen Imperators.

376

Donaudelta. Nach Angriffen der Hunnen spalten sich die Westgoten, die auf dem Gebiet des heutigen Rumänien und Moldawien siedeln. Während eine kleinere Gruppe nach Norden in Richtung Siebenbürgen flieht, folgt die Mehrheit dem Heerführer Fritigern, einem ehemaligen Verbündeten von Kaiser Valens, nach Süden zur Donau, um im Römischen Reich Zuflucht zu suchen. Etwa zur gleichen Zeit fliehen auch die ostgotischen Widerstandskämpfer zur römischen Grenze.

Östlicher Balkan. Valens gewährt Fritigerns Westgoten Asyl in Thrakien (im heutigen Bulgarien). Dort, so hofft er, werden deren Krieger seine Legionen bei der Sicherung der Reichsgrenze gegen andere Germanen und Hunnen unterstützen. Rund 90 000 Flüchtlinge ziehen ins Reich, darunter auch Ostgoten, denen Valens die Einreise untersagt hat; doch Roms Militärmacht

Angriff der Reiterscharen



Die Züge der aus der eurasischen Steppe stammenden Hunnen lassen sich in mehrere Phasen einteilen: Erst lösen sie um 375 mit ihren Attacken auf die Goten die Völkerwanderung aus, dann setzen sie sich nördlich der Donau und des Schwarzen Meeres fest, fallen von dort 395 in die Balkanprovinzen ein und attackieren, über den Kaukasus ziehend, das Oströmische Reich in Kleinasien. Unter König Attila greifen sie neben dem Balkan schließlich auch Gebiete tief im Westen des Imperiums an. 451 kommt es auf den Katalaunischen Feldern in Gallien zu einem Entscheidungskampf mit Westrom – den die Reiterkrieger verlieren. Nach einem ebenfalls erfolglosen Einfall in Italien und Attilas Tod im Jahr 453 vergeht die Macht der Hunnen sehr schnell



ist nicht groß genug, um die Invasion zu verhindern. In den Jahrzehnten darauf folgen weitere Germanenstämme.

377

Balkan. Unter Fritigerns Führung erheben sich Tausende westgotische Flüchtlinge gegen Rom, denn sie hungern: Eigene Felder konnten sie noch nicht bestellen, und korrupte römische Beamte horten Lebensmittel in bewachten Speichern. Nun ziehen sie plündernd auf Konstantinopel zu, die Hauptstadt im Ostteil des Reichs und Residenz von Kaiser Valens. Ihnen schließen sich Ostgoten, entflohene Gefangene, Sklaven und Bergleute an.

378

Kleinasien. 25 000 römische Kämpfer treffen nahe der Stadt Adrianopel (heute Edirne) auf die Goten unter Fritigern. In der Schlacht töten die Germanen zwei Drittel der römischen Soldaten, einen Großteil der Offiziere sowie den Kaiser. Nach dem Sieg belagern Fritigerns Kämpfer Adrianopel. Als sie die stark befestigte Stadt nicht einnehmen können, fallen sie über den Süden des Balkans und Nordgriechenland her.

379

Donaugebiet. Kaiser Gratian, der ältere der beiden Brüder, die gemeinsam von Trier aus den westlichen Teil des Römischen Reiches beherrschen, ernennt den hochrangigen Offizier Theodosius zum Kaiser für den Ostteil des Imperiums, dessen Thron nach dem Tod von Valens verwaist ist. Theodosius stellt eine Armee auf und drängt die West- und Ostgoten unter Fritigern wieder in den Südosten des Balkans zurück.

380

Donaugebiet. Die Ostgoten spalten sich von den Westgoten ab und dringen in Pannonien (Westungarn) auf das Gebiet des Imperium Romanum vor. Doch die Angreifer werden von römischen Truppen unter Gratian besiegt und müssen sich wahrscheinlich verpflichten, dem Reich künftig Hilfstruppen zu stellen; im Gegenzug dürfen sie in der Region siedeln.

382

Untere Donau. Nach dem Vorbild des Vertrags zwischen Gratian und den Ostgoten schließen die Westgoten Frieden mit Kaiser Theodosius: Sie erhalten Siedlungsland in Thrakien und Dakien gegen die Bewachung der dortigen Reichsgrenze.

383

Britannien. Im Frühjahr lässt sich Magnus Maximus, Oberbefehlshaber der römischen Truppen in den britannischen Provinzen, von seinen Soldaten zum Kaiser proklamieren. Anschließend setzt er mit einem Großteil der Armee nach Gallien über, um seinen Machtanspruch zumindest in einem Teil des weströmischen Territoriums durchzusetzen. Die Gelegenheit für einen Staatsstreich ist günstig: Gratian und Valentinian II. residieren mittlerweile nicht mehr in Trier, sondern fernab von Gallien in Mailand. Zur Verteidigung Britanniens hat der Rebell zuvor unter anderem germanische Sachsen angeworben.

Gallien. Im Spätsommer besiegt Maximus loyale römische Truppen bei Lyon und lässt den herbeigeeilten Gratian töten. Valentinian II. muss sich der Übermacht des Putschisten beugen: Er erkennt dessen Herrschaft über Gallien, Britannien, später auch über die römischen Provinzen auf der Iberischen Halbinsel an.

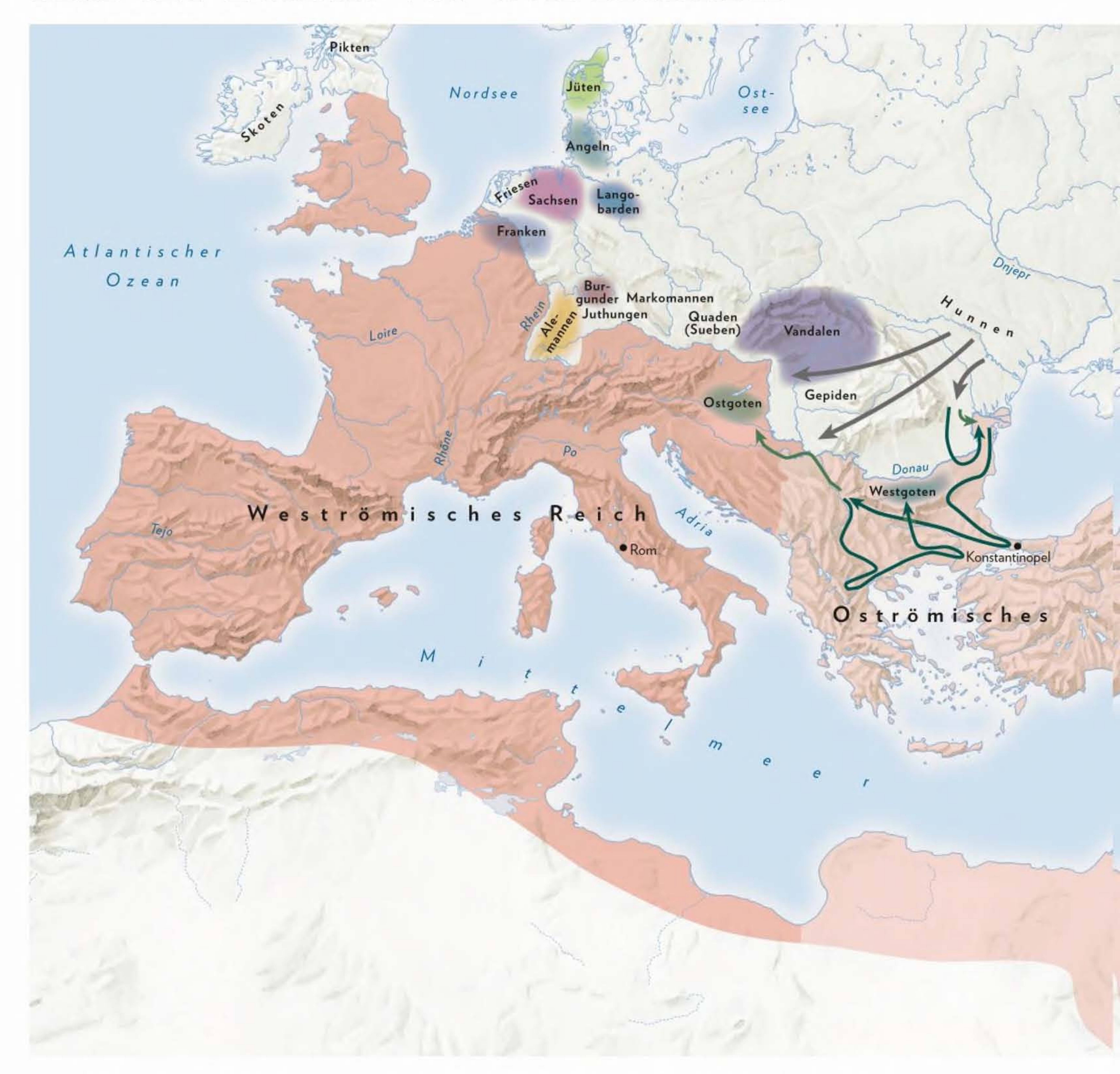
387

Italien. Magnus Maximus dringt mit seinen Truppen auf die Apenninen-Halbinsel vor, unterliegt jedoch einem Heer, das der oströmische Herrscher Theodosius zur Unterstützung Valentinians II. entsandt hat. Im Jahr darauf wird Maximus hingerichtet; seine Soldaten werden in die Armee des Siegers aufgenommen. Nach Britannien kehrt keiner von ihnen zurück.

392

Gallien. Valentinian II. wird erhängt in seinem Palast in Vienne aufgefunden; ob er ermordet wurde oder sich selbst das Leben nahm, ist ungeklärt. Da Theodosius zögert, einen neuen Herrscher auszurufen, proklamieren Militärführer einen Hofbeamten zum Kaiser. Erst zwei Jahre später gelingt es Theodosius, gemeinsam mit dem in seinen Diensten kämpfenden westgotischen Heerführer Alarich, den Usurpator zu besiegen.

Auf der Flucht vor den Hunnen



Zunächst treiben die Hunnen Ost- und Westgoten aus ihren Siedlungsgebieten nördlich der unteren Donau und des Schwarzen Meeres über die römische Grenze. Südlich des Stroms vereinigen sich die beiden gotischen Stämme kurzzeitig, vernichten nahe der Stadt Adrianopel im Jahr 378 ein großes oströmisches Heer, töten in der Schlacht auch den Kaiser Valens. Dessen Nachfolger schließt Frieden mit den Eindringlingen und gewährt ihnen Siedlungsland. Zudem dürfen die Goten ihre eigenen Führer behalten. Sie leben fortan nahezu gleichberechtigt innerhalb des Römischen Reiches – und zeigen den anderen germanischen Stämmen, dass das scheinbar unbezwingbare Imperium (das sich im Jahr 395 endgültig in einen West- und einen Ostteil spalten wird) verwundbar ist



Nun regiert Theodosius im Westen wie im Osten des Römischen Reiches als Alleinherrscher.

395

Mailand. Theodosius stirbt in Mailand, der Residenzstadt des Westkaisers. Das Reich vererbt er seinen Söhnen: Der 18-jährige Arcadius wird Kaiser im Osten, der zehnjährige Honorius im Westen. Von nun an ist das Imperium endgültig in eine westliche und eine östliche Reichshälfte geteilt.

Da Honorius noch minderjährig ist, regiert der Heermeister Flavius Stilicho zunächst in seinem Namen (und versucht, auch die Regierungsgeschäfte in Konstantinopel zu beeinflussen). Der Sohn eines Germanen und einer Römerin ist zudem Oberbefehlshaber der west- wie der oströmischen Truppen.

Konstantinopel. Weil Arcadius den Westgoten unter anderem Hilfsgelder vorenthält, die Theodosius fest zugesagt hatte, führt Alarich seine Männer von der unteren Donau aus gegen Ostrom. Als sich ihnen römische Legionäre in den Weg stellen, ziehen die Westgoten nach Griechenland, wo sie Piräus plündern sowie Korinth, Megara, Argos und Sparta verwüsten, um den Kaiser unter Druck zu setzen.

Konstantinopel. Arcadius entzieht Stilicho das Kommando über die oströmischen Truppen, um dessen Einfluss auf die Politik Konstantinopels zu unterbinden. Stilicho herrscht allerdings weiterhin anstelle des minderjährigen Honorius im Westteil des Reiches und bleibt dort auch Heermeister. Arcadius ernennt Alarich zum Heermeister für Illyrien (westliche Balkanhalbinsel), um den Rebellen so einzubinden. Die Westgoten dürfen zudem nun in Nordwestgriechenland siedeln.

um 400

Ungarn/Slowakei. Die germanischen Vandalen an der Theiß verlassen – möglicherweise aus Furcht von den Hunnen – ihre Siedlungen an den Ufern des Stroms. Auf der Flucht verbünden sie sich mit ebenfalls aus ihren Siedlungen an der Donau geflohene Sueben.

401

Italien. Alarich, inzwischen von den Westgoten zum König erhoben, führt seinen Verband (wohl 100 000 Menschen) von Griechenland in Richtung Apenninen-Halbinsel. Sehr wahrscheinlich ist der Gote nach einer Intrige germanischer Offiziere bei Kaiser Arcadius in Ungnade gefallen und sucht nun ein neues Siedlungsgebiet im Westen. Anfang 402 stehen die Germanen vor Mailand. Dort werden sie von Stilichos Truppen vertrieben; nach weiteren Niederlagen ziehen sich die Westgoten wieder nach Griechenland zurück.

404

Ravenna. Stilicho, der noch immer im Namen von Honorius regiert, ernennt seinen früheren Feind Alarich zum Heermeister, um ihn als Verbündeten zu gewinnen.

405

Italien. Etwa 20 000 Ostgoten aus dem Herrschaftsgebiet der Hunnen (das von der unteren Donau bis zu Oder und Weichsel reicht sowie bis an Roms Reichsgrenze im Westen und das Schwarze Meer im Osten) dringen über die Alpen vor. Angesichts der Bedrohung zieht Stilicho Grenztruppen aus dem Rheingebiet ab.

406

Italien. Mit Unterstützung des Hunnenführers Uldin besiegt Stilicho die ostgotischen Invasoren. Der Fürst hat bereits zuvor gegen gotische Marodeure gekämpft – gut möglich, dass er sich durch sein Entgegenkommen künftig römischer Waffenhilfe versichern will.

Balkan. Alarich verlegt seine Streitkräfte nach Epirus (im heutigen Albanien), um im Auftrag Stilichos von dort aus oströmische Gebiete auf dem Balkan zu erobern.

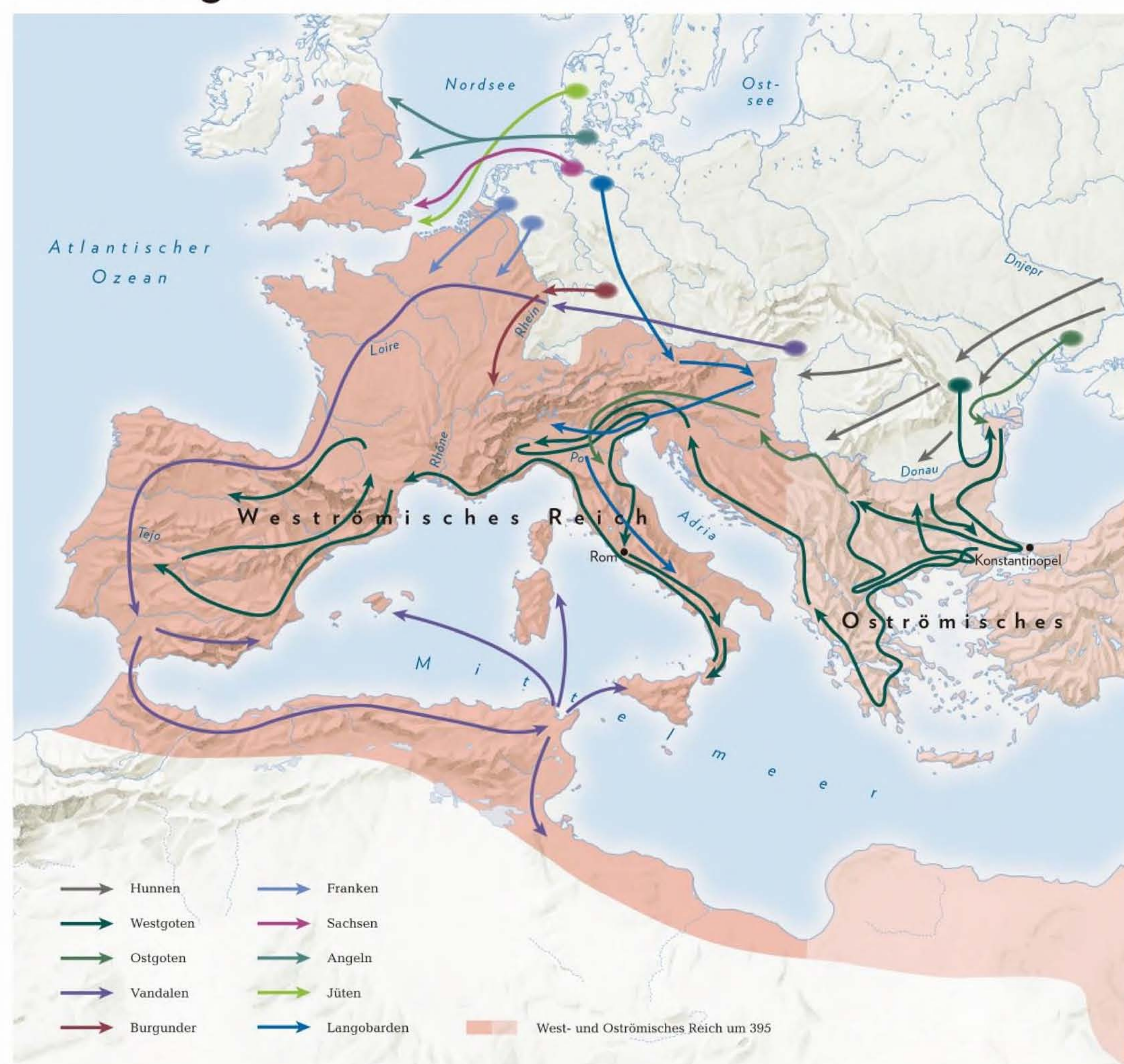
406/7

Gallien. Die um 400 aufgebrochenen Vandalen und Sueben sowie andere Stämme dringen zum Jahresende zwischen Mainz und Worms fast ohne Gegenwehr über den Rhein ins Römische Reich ein – zu gering ist die Zahl der Grenztruppen. Die Eindringlinge verwüsten zahllose Städte Galliens.

407

Gallien. Die Burgunder, die zuvor wohl in der Main-Region siedelten, folgen den Vandalen über den Rhein ins Imperium. In den

Der lange Marsch der Völker



Als die Völkerwanderung 376 beginnt, ist zunächst der östliche Teil des Römischen Reiches betroffen. Tausende Goten überqueren die Donau und ziehen plündernd über den Balkan – auch in Richtung Konstantinopel. Die wohlhabende Stadt aber ist zu gut geschützt, und die reichen Provinzen im Orient, etwa Kleinasien oder Ägypten, sind für die Invasoren ohnehin unerreichbar. Schon bald richtet sich die Wucht der Angriffe nun auch anderer Germanenstämme gegen die westliche Hälfte des Imperiums: Vandalen und Burgunder überwinden die Rheingrenze; Angeln, Sachsen sowie Jüten greifen nach Britannien; und die Westgoten attackieren sogar Rom. Am Ende ist der Westteil des Imperium Romanum untergegangen. Ostrom aber wird noch fast ein weiteres Jahrtausend überleben



Jahren darauf errichten sie zwischen Mainz und Worms ein eigenes Reich – wahrscheinlich mit Erlaubnis der Römer, für die sie in der Region fortan die Grenze schützen.

Gallien. Legionäre aus Britannien vermögen den Zug der Barbaren nicht zu stoppen: Die Soldaten haben auf eigene Faust die Insel verlassen, einen ihrer Offiziere zum Kaiser erklärt und okkupieren nun weite Teile Galliens. Erst fünf Jahre später können römische Truppen die Meuterei beenden.

Ravenna. Stilicho befiehlt Alarich, die Vorbereitungen für den Balkan-Feldzug einzustellen. Angesichts der Übergriffe römischer Legionäre sowie germanischer Stammesverbände scheut er den Kampf mit Ostrom.

408

Ostalpen. Alarich zieht nach Noricum im heutigen Österreich, um von Stilicho Entschädigung für die aufgegebene Eroberung Illyriens zu verlangen.

Konstantinopel. Kaiser Arcadius stirbt. Sein Bruder Honorius, der mittlerweile erwachsen ist und über Westrom herrscht, lässt Stilicho hinrichten, da er argwöhnt, der Heerführer wolle die Macht im Oströmischen Reich an sich reißen. Daraufhin laufen Gefolgsleute Stilichos sowie gotische Legionäre zu Alarich über, mehr als 10 000 Mann. Währenddessen wird in Konstantinopel Theodosius II., der Sohn des Verstorbenen, zum Kaiser erhoben.

Italien. Da die Römer ihn nicht entschädigt haben (und Honorius ihm zudem das Amt des Heermeisters entzogen hat), überquert Alarich von Österreich aus die Alpen und besetzt mit seinen Truppen den Hafen von Portus bei Rom, wo große Mengen afrikanischen Getreides lagern. Angesichts einer drohenden Hungersnot in Rom lässt der Senat dem König unter anderem 5000 Pfund Gold und 30 000 Pfund Silber übergeben. Zudem verlangt der Gote nun auch neues Siedlungsland – doch das tritt der Kaiser ihm nicht ab. Deshalb bleibt Alarich in Italien.

409–411

Iberische Halbinsel. Die nach Gallien eingewanderten Vandalen und Sueben ziehen über die Pyrenäen, weil sie sich in der umkämpften Region nicht mehr ernähren können. Drei Jahre lang plündern und verwüsten sie, versklaven die Bevölkerung und kämpfen gegen Römer. Schließlich erobern sie die meisten der iberorömischen Provinzen und teilen sie mit Genehmigung der Römer unter sich auf: Die Vandalen siedeln im Süden und im Norden, die Sueben begründen ein Königreich im Nordwesten.

410

Italien. Da ihm Honorius weiterhin Siedlungsland verweigert, überfällt Alarich Rom – die erste Eroberung der Stadt durch fremde Truppen seit 800 Jahren. Drei Tage lang plündern die Goten, dann ziehen sie mit ihren Geiseln (darunter Galla Placidia, die Schwester des Kaisers) nach Unteritalien. Von dort aus will Alarich ins weströmische Afrika übersetzen, um Italien von der Getreidezufuhr abzuschneiden. Doch als er an einem Fieber stirbt, führt sein Nachfolger, König Athaulf, die Goten nach Gallien.

414

Gallien. Athaulf heiratet Galla Placidia nach römischer Sitte – zum Zeichen, dass sich seine Gefolgsleute im Imperium integrieren wollen. Als er im Jahr darauf einem Mordanschlag gotischer Gegner zum Opfer fällt, lässt sein Nachfolger Placidia zu ihrem Bruder nach Italien ziehen und schafft so die Voraussetzung für eine endgültige Einigung mit Kaiser Honorius: Die Westgoten bekommen Siedlungsland in Gallien, wenn sie im Gegenzug auf der Iberischen Halbinsel Vandalen und Sueben bekämpfen.

418

Spanien. Unter dem Ansturm der Westgoten bricht das südliche Vandalenreich zusammen. Die Überlebenden fliehen zu ihren Stammesgenossen nach Nordspanien. Die Westgoten siedeln sich im südfranzösischen Aquitanien an. Damit endet ihre 40-jährige Wanderung. Honorius sieht in den Westgoten unter König Theoderich I. nun seine Untertanen. Doch Theoderich und seine Nachfolger herrschen in dem nun entstehenden „Tolosanischen Reich“ bald autonom.

Die Nachfolger Roms



Das weströmische Kaisertum hört 476 auf zu existieren: In jenem Jahr meutern die Soldaten Roms in Italien. Ihr germanischer Anführer, der Offizier Odoaker, setzt den jugendlichen Kaiser Romulus ab, schickt die kaiserlichen Insignien nach Konstantinopel und macht sich selbst zum König in Italien. Zu seinem Reich gehört bald auch das Gebiet jenseits der Alpen bis zur oberen Donau sowie das heutige Kroatien und Bosnien. Schon zuvor haben germanische Völker in anderen Teilen des westlichen Imperiums eigene Reiche gegründet: die Vandalen in Nordafrika, die Westgoten auf der Iberischen Halbinsel und in Gallien. Dort siedeln in der Gegend um den Genfer See auch die Burgunder sowie – im Gebiet zwischen Nordsee und Rhein – die Franken, die einst als Grenzschützer ins Imperium geholt worden sind



419

Spanien. Die Vandalen versuchen, die Sueben zu unterwerfen, werden aber zurückgeschlagen. In den Jahren darauf attackieren die Sueben mehrfach die Vandalen.

um 420

Ungarn. Der hunnische Fürst Ruga beginnt, die Stämme der Reiterkrieger unter seiner Herrschaft zu einen. Immer wieder brechen die Kämpfer zu Raubzügen ins Römische Reich auf.

423

Ravenna. Als Honorius in Ravenna (seit 402 Residenzstadt) kinderlos stirbt, kommt es zum Thronstreit: Zwar hat der Verstorbene seinen unmündigen Neffen als Valentinian III. zum Nachfolger bestimmt, doch die weströmische Aristokratie erkennt den Thronfolger nicht an. Erst als der oströmische Kaiser (ein Vetter Valentinians III.) ein Expeditionsheer nach Italien entsendet, bricht der Widerstand gegen den Thronerben zusammen. Für ihn regiert nun seine Mutter Galla Placidia.

424

Ungarn. Die Hunnen unterwerfen die Gepiden im Nordosten Ungarns. Auch andere Gruppen in der Region machen sie zu Vasallen. Zudem überfallen sie oft Grenzregionen des Imperium Romanum.

425

Balearen. Die Vandalen plündern die Inselgruppe. Es sind ihre ersten Raubzüge mit Schiffen.

Gallien. Im Auftrag der Regentin Galla Placidia nimmt der Offizier Aëtius den Krieg gegen die Westgoten wieder auf – unter anderem, weil sie die römische Verwaltungsmetropole Arles bestürmen, um so Zugang zum Mittelmeer zu erlangen. Doch Aëtius drängt die Angreifer bald zurück.

428

Spanien. Geiserich, König der Vandalen, schließt mit den Westgoten im Tolosanischen Reich ein Bündnis und verheiratet seinen ältesten Sohn Hunerich mit einer Tochter Theoderichs I., des westgotischen Herrschers.

429

Gibraltar. Rund 80 000 Vandalen und Verbündete überqueren die Meerenge nach Nordafrika. Sie hoffen, in den fruchtbaren Regionen der römischen Provinzen vor Attacken etwa der Sueben sicher zu sein.

431

Nordafrika. Nach mehreren gewonnenen Schlachten gegen römische Truppen nehmen die Vandalen Teile der Diözese Afrika ein. Geiserich macht die Küstenstadt Hippo Regius zu seiner Residenz.

Konstantinopel. Der oströmische Kaiser verpflichtet sich, jährlich 350 Pfund Gold an den Hunnenkönig Ruga zu übergeben, um weitere Beutezüge abzuwenden. Solche Zahlungen leisten die Römer auch an ihre persischen und afrikanischen Nachbarn sowie an Germanen, weil die Schutzgelder geringer sind als die Kosten für Krieg und verstärkten Grenzschutz.

434

Ungarn. Als Ruga stirbt, übernehmen seine Neffen Attila und Bleda die Herrschaft über die Hunnen. Die Brüder handeln einen neuen Schutzgeldvertrag mit Ostrom aus, der doppelt so viel Gold einbringt.

435

Nordafrika. Da die Römer die Vandalen nicht besiegen können, schließen sie einen Friedensvertrag mit ihnen: Geiserichs Gefolgsleute dürfen nun offiziell in Afrika siedeln. Fortan betrachtet der Kaiser sie als seine Untertanen.

Gallien. Die Burgunder dehnen ihr Gebiet in Richtung Mosel aus, werden aber von Legionären vertrieben. Im Jahr darauf vernichten hunnische Truppen im Auftrag Roms die burgundischen Truppen. Die Überlebenden werden um 443 am Rand jener Region Galliens angesiedelt, die bis heute ihren Namen trägt: Burgund.

439

Nordafrika. Trotz des Friedensvertrags mit Rom erobern die Vandalen den größten Teil der afrikanischen Diözese. Geiserich ist jetzt endgültig Herrscher eines Territorialstaates.

Iberische Halbinsel. Die Sueben erobern gegen römischen Widerstand ein Reich, das sich über Portugal und weite Teile Südspaniens erstreckt.

442

Italien. Da Geiserich kein Getreide nach Rom liefert

Am Wendepunkt



Nach seinem Sieg über Odoaker im Jahr 493 etabliert der aus der Balkanregion stammende Theoderich die Ostgoten als eine neue Macht in der Mitte Europas. Er herrscht über ein Reich, das sich zu beiden Seiten der Adria erstreckt. Ab 511 ist er zudem in Personalunion auch Gebieter über das Westgotenreich in Spanien – und damit der bis dahin mächtigste germanische König in Europa. Doch auch die Franken haben ihren Machtbereich inzwischen deutlich erweitert. Und als Theoderich im Jahr 526 stirbt, hat das Ostgotenreich seinen Höhepunkt bereits überschritten. Zudem wird der oströmische Kaiser noch einmal versuchen, das Territorium der westlichen Reichshälfte zurückzugewinnen und die Germanen zu vertreiben



und eine Hungersnot droht, erkennt Kaiser Valentinian III. ihn als Herrscher an. Zugleich verlobt er seine Tochter mit Geiserichs Sohn; fortan exportieren die Vandalen wieder Getreide nach Rom.

445

Ungarn. Attila ermordet seinen Bruder, um allein zu herrschen. Er bricht den mit Ostrom geschlossenen Vertrag und plündert nun immer wieder dessen Gebiete auf dem Balkan.

450

Konstantinopel. Der oströmische Kaiser stellt alle Zahlungen an die Hunnen ein – und Attila nimmt dies hin. Sehr wahrscheinlich ahnt er, dass er die stark befestigte Stadt nicht einnehmen kann.

um 450

Britannien. Nachdem viele Sachsen, Angeln und Jüten von ihrer Heimat an der Nordseeküste nach Britannien übergesetzt haben, fliehen große Teile der dort siedelnden kelto-römischen Bevölkerung aufs Festland. Die Eroberer gründen mehrere Königreiche.

Gallien. Während der Wirren im Weströmischen Reich haben sich fränkische Stämme, die einst östlich des Rheins siedelten, im Norden Galliens niedergelassen.

451

Gallien. Hunnenkönig Attila greift das durch innere Kämpfe und Konflikte mit Germanen geschwächte Weströmische Reich an, plündert Metz und belagert Orléans. Doch der römische Heermeister Aëtius besiegt die Hunnen im Sommer. Attila kehrt nach Ungarn zurück und stirbt 453 – wohl eines natürlichen Todes. Seine Söhne teilen das Hunnenreich unter sich auf.

454

Rom. Kaiser Valentinian III. ermordet eigenhändig seinen Heermeister Aëtius, weil er fürchtet, der wolle ihn entmachten.

Ungarn. Der Hunnenfürst Ellak, der mächtigste unter Attilas Nachfolgern, kommt in einer Schlacht gegen die Gepiden ums Leben. Mit ihm bleiben 30 000 Soldaten auf dem Schlachtfeld; zahlreiche Hunnen fliehen mit ihren Familien ins Oströmische Reich, wo ihnen der Kaiser Siedlungsgebiete zuweist. Die Gepiden übernehmen das Kernland der Hunnen in Ungarn. Zug um Zug dehnen sie ihre Herrschaft aus. Daraufhin fliehen die Ostgoten aus Siebenbürgen sowie die Rugier von nördlich der Donau nach Österreich.

454

Weströmisches Reich. Das seit Langem politisch instabile Kaiserreich stürzt in seine größte Krise:

16. 3. Gefolgsleute des Feldherrn Aëtius ermorden Kaiser Valentinian III. aus Rache. In den folgenden 20 Jahren werden neun, meist schwache Monarchen das Westreich regieren – und oft ist der Thron monatelang vakant (während in Ostrom Kaiser Leo I. von 457 bis 474 unangefochten herrscht).

17. 3. Petronius Maximus wird in Rom gegen den Willen des Kaiserhauses und Ostroms zum Herrscher erhoben. Er zwingt Eudocia, die Verlobte des Vandalenprinzen Hunerich, zur Ehe mit seinem eigenen Sohn. Daraufhin eilt Hunerichs Vater, König Geiserich, von Afrika nach Italien.

31. 5. Geiserichs Vandalenarmee steht vor Rom. Daraufhin flieht der Kaiser, wird jedoch noch am selben Tag von den eigenen Legionären gesteinigt.

2. 6. Ohne auf Widerstand zu stoßen, plündern die Vandalen zwei Wochen lang Rom. Anschließend heiratet Hunerich seine Verlobte Eudocia. Bald darauf nehmen Vandalen Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen ein.

9. 7. Auf Betreiben des Westgotenkönigs Theoderich II. rufen Legionäre in Gallien einen neuen Kaiser aus: Avitus, ehemals Heermeister, Diplomat und Lehrer Theoderichs II. Die römische Aristokratie aber lehnt ihn ab. So wird der Herrscher bereits im folgenden Jahr gestürzt. Seine Nachfolger sind machtlose Marionetten des germanischstämmigen Generals Ricimer (der wegen seiner militärischen Erfolge beim Adel großes Ansehen genießt).

456

Spanien. Westgotische Truppen erobern Teile des Suebenreichs. In den folgenden gut 100 Jahren können die Goten das Nachbarvolk vollständig unterwerfen.

461

Ungarn. Die in Pannonien siedelnden Ostgoten ver-

Der Traum des Justinian



Kaiser Justinian, der ab 527 in Konstantinopel regiert, ist besessen von der Idee, das Imperium Romanum in seiner alten Größe wiederherzustellen. 535 wagt er vom Balkan und von Nordafrika aus den Angriff auf die Ostgoten. Binnen fünf Jahren unterwerfen seine Truppen fast ganz Italien, besetzen Rom, ziehen in die Hauptstadt Ravenna ein und nehmen den ostgotischen König gefangen. Doch dann schwächt ein persischer Angriff im Nahen Osten seine Armeen – und in Italien geht der schon besiegt geglaubte Feind in die Gegenoffensive. Erst nach einem zweiten jahrelangen Feldzug strecken die Ostgoten 552 endgültig ihre Waffen: Justinian herrscht wieder über ein Reich, das in seinen Ausmaßen an die alte Größe des römischen Imperiums erinnert. Aber schon wenige Jahre später wird ein neuer Feind gen Italien ziehen



pflichten sich gegen einen jährlichen Lohn von 300 Pfund Gold, den oströmischen Kaiser Leo I. militärisch zu unterstützen. Damit sie den Kontrakt einhalten, geht der Fürstensohn Theoderich als Geisel an den Hof nach Konstantinopel, wo er von den besten Lehrern des Reiches unterrichtet wird.

475

Ravenna. Der Heermeister Orestes verjagt den amtierenden Kaiser und proklamiert seinen jungen Sohn Romulus zum Herrscher. Unterstützt wird er von Odoaker, einem Germanen, der sich mit einer großen Armee in den Dienst Roms gestellt hat.

476

Norditalien. Odoaker tötet Orestes, weil der Heermeister ihm und seinen Männern Siedlungsland in Italien verwehrt. Er setzt Romulus ab, schickt die kaiserlichen Insignien nach Konstantinopel und lässt dem dortigen Herrscher Zenon mitteilen, dass das Imperium Romanum nur einen Kaiser benötige. Damit besiegelt Odoaker das Ende des Weströmischen Reiches.

Zenon lässt Odoaker gewähren. Der nennt sich *rex Italiae* (König von Italien) und erkennt durch den weniger würdigen Titel formal den Vorrang des Kaisers an. Er herrscht auch über Gebiete nördlich der Alpen und östlich der Adria.

477

Nordafrika. Geiserich stirbt; ihm folgt sein Sohn Hunerich als Herrscher des Vandalenreiches nach.

486

Gallien. Chlodwig, König der unter seiner Führung vereinten Frankenstämme, besiegt Syagrius, den letzten römischen Herrscher in Gallien. Dessen Vater, ein römischer Heermeister, hatte 461 gegen den Kaiser rebelliert und schließlich im heutigen Nordfrankreich weite Gebiete kontrolliert. Mit diesem Erfolg ist das Territorium des untergegangenen Weströmischen Reiches fast vollständig in germanischer Hand.

488

Österreich. Odoaker vertreibt die Rugier, weil sie sich mit Zenon verbündet haben. Die Überlebenden schließen sich Theoderichs Ostgoten an.

Konstantinopel. Kaiser Zenon beauftragt Theoderich – inzwischen König der Ostgoten sowie oströmischer Heermeister und Konsul – damit, sein Volk von Pannonien nach Italien zu führen, den eigenmächtigen Odoaker zu vertreiben und dort anschließend als kaiserlicher Statthalter zu regieren. Denn Zenon versteht sich nach wie vor als Herrscher des gesamten Imperiums.

Ostalpen. Gruppen der germanischen Langobarden („Langbärte") wandern nach Österreich ein. Sie waren zuvor wohl Vasallen der Hunnen.

489–493

Italien. Theoderich marschiert mit 20 000 Kriegern sowie fast 80 000 Frauen, Kindern und Sklaven über den Balkan nach Norditalien. Nach knapp vierjährigen Kämpfen erklärt sich Odoaker bereit, die Herrschaft mit dem oströmischen Heermeister zu teilen. Doch dann tötet Theoderich den König bei einem Gastmahl eigenhändig mit dem Schwert.

493

Italien. Theoderich übernimmt das Amt als Statthalter des oströmischen Kaisers. Doch tatsächlich regiert er bald mit fast uneingeschränkter Machtfülle und sichert sein Reich durch geschickte Heiratspolitik. Seine ostgotischen Untertanen siedelt er überall in Italien an.

494

Spanien. Der westgotische König Alarich II. beginnt einen Feldzug gegen einheimische Stämme und dehnt sein Reich immer weiter aus, bis er mehr als die Hälfte der Iberischen Halbinsel beherrscht.

496

Gallien. Chlodwig I. besiegt die Alemannen nahe Tolbiacum (Zülpich) – und schwächt den zwischen Rhein, Main und Donau siedelnden Stammesverband entscheidend. Nach weiteren Schlachten geraten bis 537 alle Alemannen unter fränkische Oberhoheit.

um 500

Gallien. Chlodwig I. tritt zum römisch-katholischen Glauben über; seinem Vorbild folgen nach und nach alle Franken. Zudem gelten im Frankenreich weiterhin zahlreiche römische Gesetze. Auch die Verwaltung sowie das Heer sind dort nach dem

Das Ende der Wirren



Nach fast zwei Jahrhunderten ständiger Kämpfe scheint sich in Europa um 568 ein neues Gleichgewicht abzuzeichnen: Die Franken beherrschen Gallien sowie weite Teile des heutigen Deutschland, die Westgoten siedeln auf der Iberischen Halbinsel, die Angelsachsen in Britannien, und Konstantinopel kontrolliert dank seiner militärischen Erfolge fast den gesamten Mittelmeerraum. Doch an der Nordgrenze des Reiches, im heutigen Ungarn, droht eine neue Gefahr: Die germanischen Langobarden haben wohl erkannt, dass die kaiserlichen Truppen zu schwach sind, um das von den Gotenkriegen verheerte Italien zu verteidigen. Sie ziehen nach Westen und gründen nach militärischen Erfolgen auf der Apenninen-Halbinsel ein eigenes Reich. Mit ihrem Einmarsch endet die Völkerwanderung. Eine neue Epoche zieht auf: das Mittelalter



Muster des Imperiums organisiert. Und die fränkischen Bewohner verständigen sich mit ihren galloromischen Nachbarn in einer vereinfachten Form des klassischen Latein.

Ungarn. Die Langobarden wandern von Noricum an der Donau weiter nach Südosten in die Ebenen Pannoniens, wo sie andere Germanen vertreiben.

507

Gallien. König Chlodwig I. erobert große Teile des Westgotenreiches und tötet König Alarich II., den Schwiegersohn Theoderichs, angeblich eigenhändig. Daraufhin zieht der westgotische Hof von Gallien in die spanische Reichshälfte, nach Barcelona. Wohl nur ein von König Theoderich entsandtes Heer kann verhindern, dass sich die Franken auch auf der Iberischen Halbinsel festsetzen.

511

Spanien. Theoderich erklärt sich zum Herrscher über die Westgoten. Seine Macht reicht nun von Gibraltar bis zum Balkan.

511

Gallien. Chlodwig I. stirbt in Paris, seit 507 die fränkische Hauptstadt. Die Regierungsgewalt teilen sich nun seine Söhne.

526

Italien. Theoderich stirbt. Als König von Italien folgt ihm sein vierjähriger Enkel Athalarich, für den seine Mutter die Regentschaft führt, während im Reich der Westgoten Amalarich herrscht, der Sohn des verstorbenen Alarich II.

533

Nordafrika. Der oströmische Feldherr Belisar setzt mit einem Heer nach Afrika über und erobert das Reich der Vandalen.

534

Gallien. Die Franken zerschlagen das Reich der Burgunder.

Konstantinopel. Da König Athalarich noch als Kind gestorben ist, sieht der oströmische Kaiser Justinian die Chance, die Herrschaft über Italien an sich zu reißen – und dringt im folgenden Jahr auf die Apenninen-Halbinsel vor. Es entbrennt ein fast zwei Jahrzehnte währender Krieg gegen die Goten.

552

Italien. Mit einem Sieg über die Reste des ostgotischen Heeres am Mons Lactarius (nahe Neapel) beenden kaiserliche Truppen den 535 begonnenen Krieg. Durch die Kämpfe sind weite Teile Italiens vollkommen verwüstet: Wasserleitungen sind zerstört, Straßen unpassierbar, Felder verödet. Und zahllose Menschen – Römer wie Germanen – sind durch Kämpfe, Seuchen und Hungersnöte umgekommen. Das Volk der Ostgoten existiert praktisch nicht mehr. Nur einige versprengte Trupps gotischer Rebellen kämpfen noch einige Jahre gegen die neuen römischen Machthaber.

568

Ungarn. Die Langobarden nutzen das Machtvakuum in Italien, ziehen über die Alpen und erobern in den folgenden Jahren große Teile der Apenninen-Halbinsel. Ihr Zug ist der letzte große Marsch der Völkerwanderung.

Als die Langobarden Italien erreichen, sind viele der im Verlauf der Völkerwanderung auf dem Territorium des Imperium Romanum entstandenen germanischen Staatswesen bereits wieder untergegangen: Die Reiche der Vandalen in Nordafrika sowie der Ostgoten in Italien wurden von oströmischen Feldherren zerstört – und die der Burgunder sowie der Westgoten in Gallien von den Franken erobert (die spanischen Gebiete der Westgoten unterwerfen Araber und Berber ab 711). Unter ihrem König Karl werden die Franken 774 das Langobardenreich einnehmen.

Im Jahr 800 wird der Papst Karl – gegen den Willen Ostroms – zum ersten römischen Kaiser des Abendlandes seit mehr als 300 Jahren krönen.

Karl der Große (wie er bald genannt wird) fühlt sich als Nachfolger der antiken Kaiser – und begründet zugleich ein neues Zeitalter: Er wird zum Vorbild der späteren römisch-deutschen Herrscher sowie der französischen Könige, die nun über weite Teile des während der Völkerwanderung untergegangenen Weströmischen Reiches herrschen. ⬢

Olaf Mischer, *Jg. 1958, ist Verifikationsredakteur im Team von* GEO*EPOCHE.*
Christian Kuhlmann, *Jg. 1973, ist Kartograph in Hamburg.*

GEO EPOCHE KOLLEKTION

DAS BESTE AUS GEO EPOCHE

Zu Beginn: Die Welt des Mittelalters



Viermal im Jahr wird unsere Redaktion künftig das Beste aus früheren Heften noch einmal aufbereiten – in der neuen Reihe GEO*EPOCHE* KOLLEKTION. Die schönsten Geschichten zum Wiederlesen, in einer neuen Präsentation und mit besonders hochwertiger Ausstattung. Jede Ausgabe behandelt ein wichtiges historisches Thema, etwa die Reformation, das Alte Rom oder die Zeit des Deutschen Kaiserreichs.

Die erste Ausgabe widmet sich dem Alltag im Mittelalter: Wie lebten die Menschen in jener Zeit, vor allem in den zwei Jahrhunderten vor dem Beginn der Neuzeit um 1500?

Große Bildessays präsentieren Burgen, Kathedralen sowie geographische Karten, in denen sich das abendländische Weltbild spiegelt. In Porträts werden wichtige Denker jener Epoche vorgestellt. Historische Reportagen erzählen von Rittern und Kaufleuten, von Fehden und Bauernaufständen, von Malern und Baumeistern – sowie vom Buchdruck mit beweglichen Metall-Lettern, einer Erfindung, in der sich die Moderne ankündigt. Die Alltagsgeschichte des Mittelalters: jetzt in GEO*EPOCHE* KOLLEKTION.

Die erste Ausgabe von GEOEPOCHE KOLLEKTION erscheint am 16. Dezember 2015

Burgenland

Von ihren mächtigen Festungen aus beherrschen im Mittelalter adelige Herren das Reich der Deutschen. Die mehr als 20 000 Burgen sind ihnen Bollwerke, Paläste, Musenhöfe. Manche haben die Jahrhunderte überdauert – als Monumente einer dramatischen Zeit

Burg Eltz

Seit 33 Generationen in Familienbesitz: Eine Urkunde von 1157 erwähnt Rudolfus de Eltz. Mindestens seit dieser Zeit gehört dem Geschlecht die im Laufe der Jahrhunderte durch zahlreiche Anbauten erweiterte Eifelfeste







Das Auftaktheft der neuen Reihe hat einen Umfang von 220 Seiten und kostet 12,50 Euro. GEO*EPOCHE* KOLLEKTION gibt es auch im Abonnement. Bestellung unter *www.geo-epoche.de/mittelalter*

GEO WISSEN

DIE MACHT DER FAMILIE

Wie sie uns prägt, ein Leben lang begleitet – und von jeher den uralten Wunsch nach Sicherheit, Geborgenheit und Liebe stillt



Familie ist heute vielfältiger denn je und doch beständig. Worin liegt das Geheimnis ihrer Kontinuität?

Kaum etwas setzt derart intensive Emotionen frei wie der Gedanke an die eigene Familie. Daher befasst sich GEO WISSEN in seiner neuen Ausgabe mit dem machtvollen Erbe von Mutter und Vater und erklärt, warum die Nachkommen oft unbewusst deren Werte und Verhaltensweisen übernehmen, aber dennoch keine Gefangenen ihrer Kindheit sind. Auch die dunklen Seiten von Familie kommen zur Sprache: etwa, weshalb es nach dem Tod der Eltern oft zum Streit ums Erbe kommt – oder wie manche Geheimnisse noch Generationen später das Leben der Nachgeborenen belasten.



GEO Wissen »Die Macht der Familie« hat 164 Seiten und kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Familienglück – Kinder! Liebe! Hoffnung!«) 16,50 Euro

GEO



Selfie im All: Der Astronaut Alexander Gerst beim Außenbordeinsatz in 400 Kilometer Höhe

DIE ERDE IM ÜBERBLICK

GEO extra: ein Sonderheft über 166 Tage im Weltraum

Der Deutsche Alexander Gerst forschte 166 Tage lang auf der Internationalen Raumstation und schickte von dort Fotos zur Erde, die Hunderttausende bewegten: Bilder von seiner aufregenden Perspektive bei einem Weltraumspaziergang etwa. Oder von Wirbelstürmen, die Weltmeere überspannen; von Rodungstrassen im Regenwald am Amazonas; von Polarlichtern, die den Himmel illuminieren. Die Aufnahmen zeigen eindrucksvoll, wie einzigartig und schön unsere Heimat im Kosmos ist. Aber auch: wie verletzlich.

Aus Tausenden Fotos hat die Redaktion von GEO extra die besten ausgesucht und von Gerst kommentieren lassen. Und in langen Gesprächen erzählt er von den spannendsten Momenten seiner Expedition.



GEO extra »Überirdisch – Alexander Gerst: Die besten Fotos aus dem All« hat 132 Seiten und kostet 10 Euro, mit DVD (»Mission im All«) 16,50 Euro

GEO Special



Die aktuelle Ausgabe von GEO Special präsentiert auf 158 Seiten Thailands Vielfältigkeit. Das Heft kostet 8,50 €, mit DVD 16,50 €, als eMagazine fürs iPad 7,99 €

GEO SPECIAL THAILAND

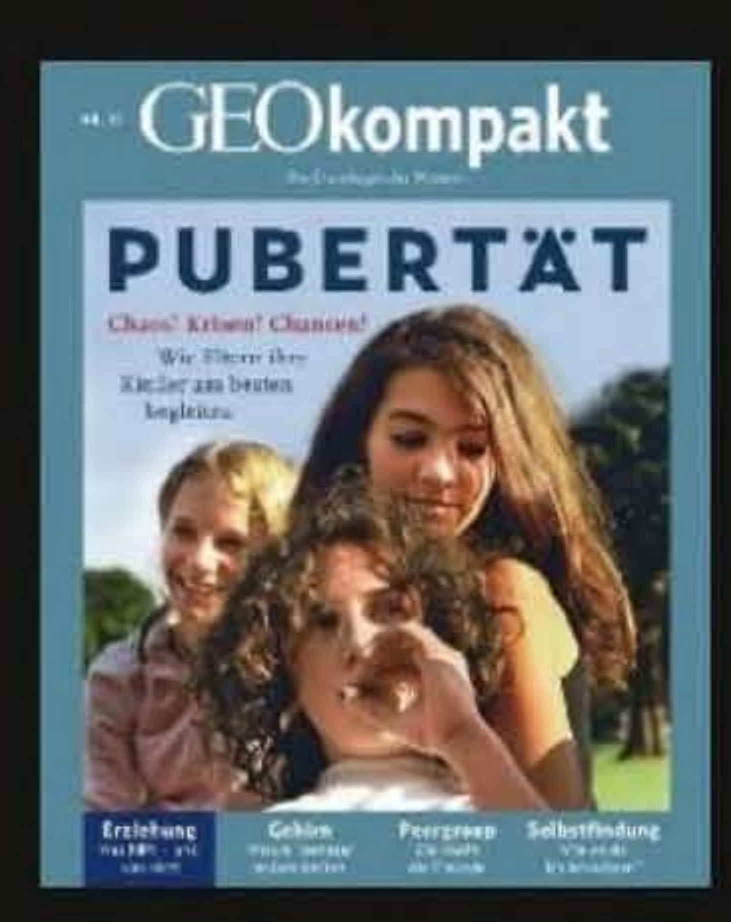
Reiseabenteuer zwischen der Mega-Metropole Bangkok, Dschungel und einsamen Inseln

Die ideale Zeit, Thailand zu entdecken? Jetzt! GEO Special zeigt, was Bangkok zu einer der aufregendsten Städte der Welt macht. Reporter besuchen Elefantencamps, Musikfestivals, Inselparadiese und erkunden die besten Routen durch das Land.

GEO kompakt

PUBERTÄT

Vom Durchhalten und Loslassen: Wie es Eltern gelingt, ihre Kinder am besten durch die Jugend zu begleiten



Das Heft kostet 9 Euro, mit DVD (»Typisch Teenager«) 16,50 Euro. Themen u. a.: Die Macht der Clique / Großbaustelle im Kopf / Burnout in der Schule / Jugend im digitalen Zeitalter / Wirksame Strategien gegen Mobbing / Das Abenteuer in der Fremde / Die Suche nach dem richtigen Lebensentwurf

GEO EPOCHE

EUROPA NACH DEM KRIEG

Zwischen Chaos und Wiederaufbau: ein Kontinent in Ruinen



Am 16. August 1944 treiben Bürger der gerade befreiten französischen Stadt Chartres eine geschorene Frau durch die Straßen. Sie soll dafür büßen, dass sie ein Kind von einem deutschen Soldaten hat. Auch im Rest Europas gilt: Als endlich die Waffen schweigen, herrscht noch lange kein Frieden. Sondern zunächst Chaos. Mancherorts dauert es Wochen an, anderswo Jahre.

Mit dem Krieg hat Deutschland den Kontinent in Dunkelheit gestürzt. 40 Millionen Tote, elf Millionen *displaced persons*, zerstörte Städte, ausgelöschte Dörfer. Der Konflikt hat Gräben gerissen zwischen Völkern, Religionen, zwischen Tätern und Opfern, zwischen Mitläufern und Widerstandskämpfern. Auch die Sieger entzweien sich schon bald – und nach den kommunistischen Putschen in Ländern wie Polen und Ungarn verläuft die Front dieses neuen, kalten Krieges mitten durch Europa. Die Teilung wird gut 40 Jahre anhalten.

GEO*EPOCHE* erzählt die Geschichte der Jahre zwischen dem Beginn der Befreiung Italiens 1943 und dem Tod des für die Spaltung des Kontinents hauptverantwortlichen Sowjetdiktators Stalin 1953: die Jahre nach der Katastrophe.

Diese Ausgabe von GEO**EPOCHE** erscheint am 17. Februar 2016



Grenzkontrolle: Millionen Menschen irren nach 1945 durch Europa, vertrieben, verschleppt, auf der Flucht



Nur langsam beginnt, wie hier in Ungarn, der Wiederaufbau



Prag, 1947: In Osteuropa übernehmen bald die Kommunisten die Macht





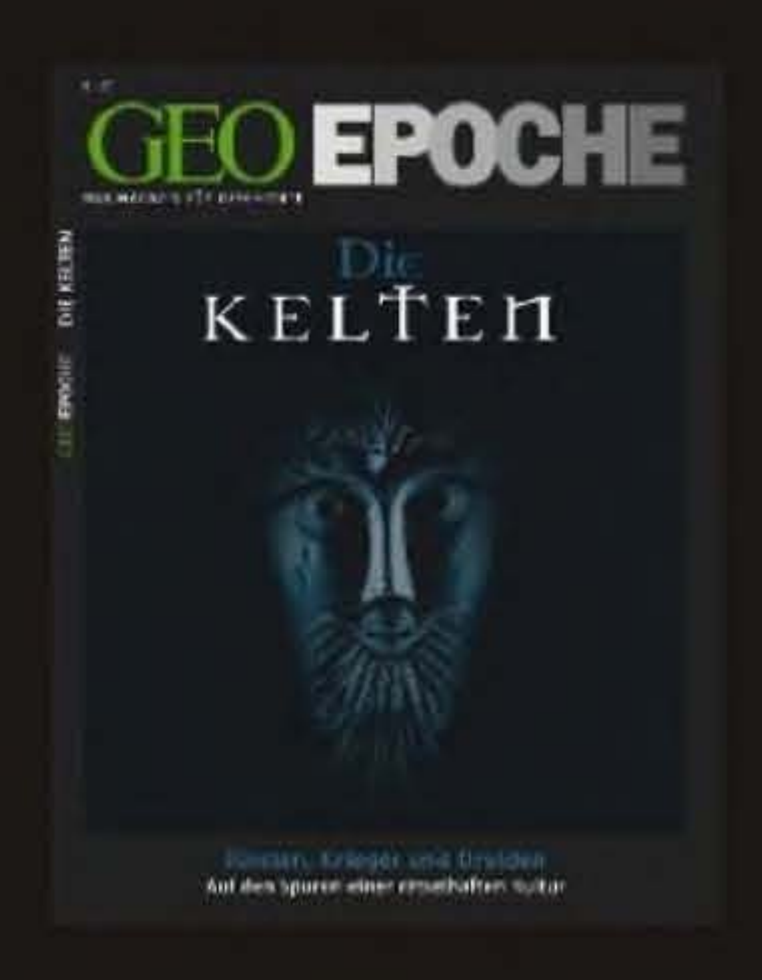
HAMBURG

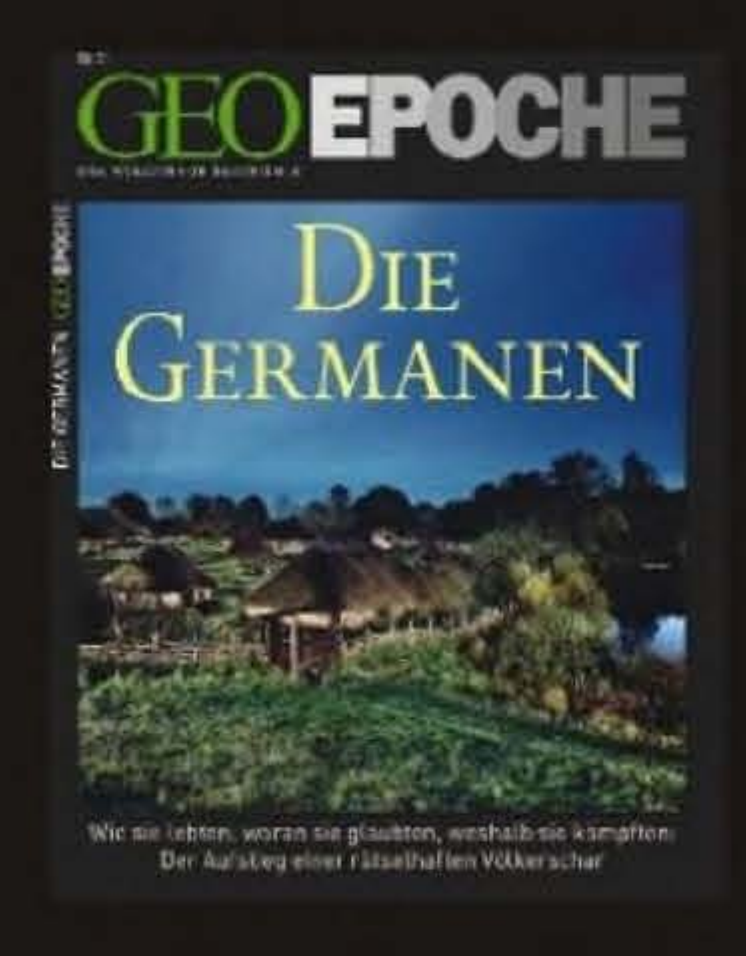
Ansichten der Hafenmetropole 1865–1965

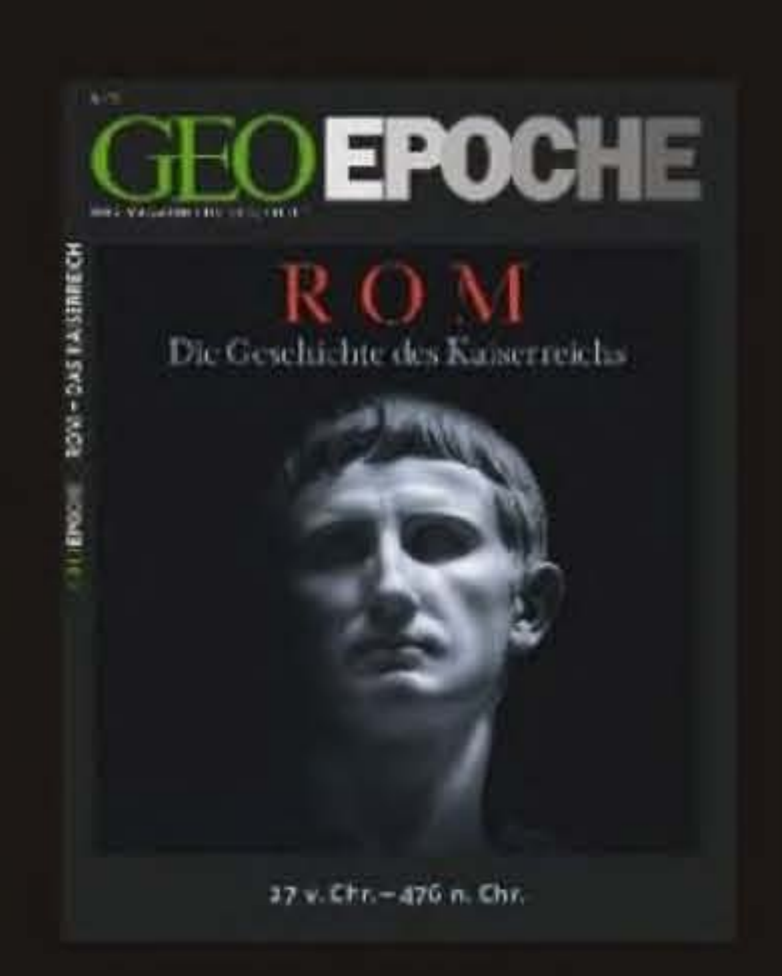
Diese Stadt lebt am und vom Wasser: an der Alster, die von ansehnlichen Boulevards (ganz oben) gesäumt wird und an deren Ufern das gehobene Bürgertum prächtige Villen errichtet. Und an der Elbe, der Lebensader der Stadt, denn Zehntausende Menschen finden Arbeit im Hafen, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts der bedeutendste Seehandelsplatz auf dem europäischen Kontinent ist. Hier werden mächtige Schiffe gebaut, hier entsteht eines der größten Städtebauprojekte: die Speicherstadt, ein gewaltiger Lagerhauskomplex (oben). In seiner nächsten Ausgabe erzählt GEO*EPOCHE* PANORAMA die Biografie einer Stadt – und präsentiert eine Chronik der hamburgischen Geschichte zwischen 1865 und 1965 in historischen Fotografien.

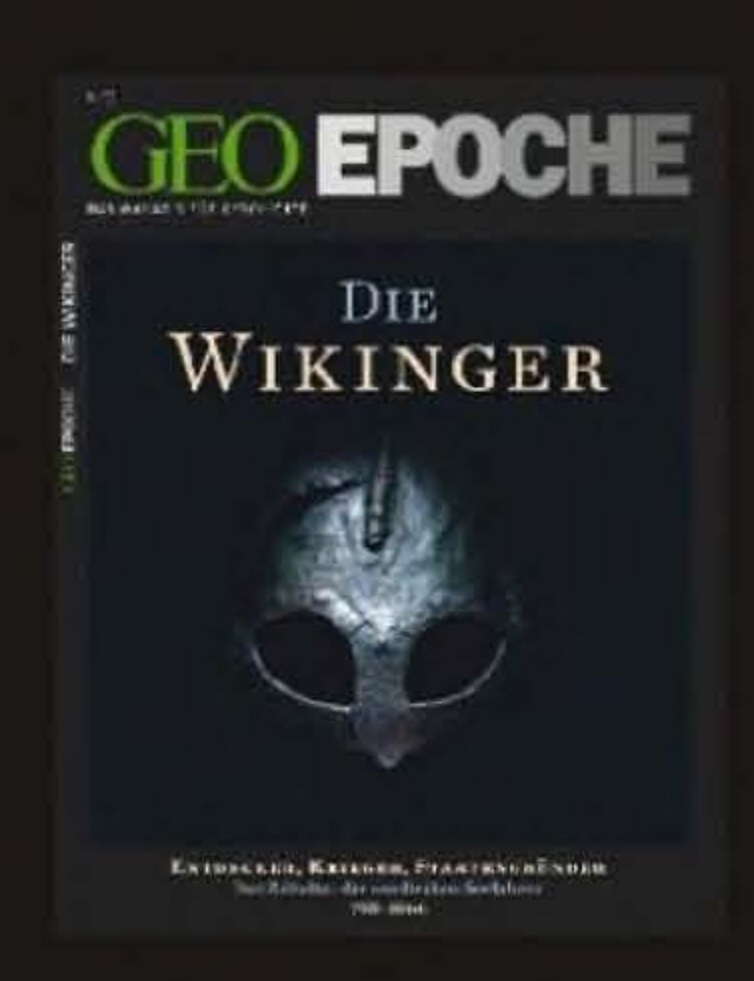
Diese Ausgabe von GEOEPOCHE PANORAMA erscheint am 17. Februar 2016

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA

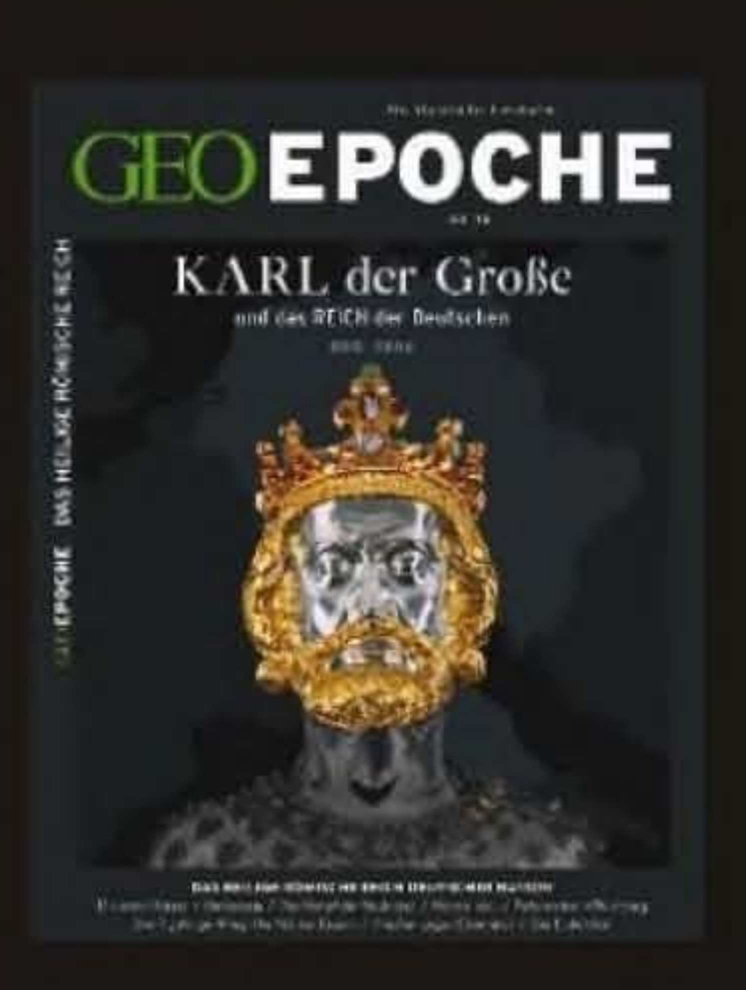












Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

